

Diotima lebt!

*Drei auf einander bezogene
Schriftstücke zu Diotima*



Ein Bildnis aus Fayun



Es mag stehen für:
Aspasia, Xanthippe, Diotima, Hypathia, ...

Wilhelm K. Essler

Diotima lebt!

*Drei auf einander bezogene
Schriftstücke zu Diotima*

Zweite überarbeitete Auflage

Institut für Philosophie
Goethe-Universität
Frankfurt am Main, 2015

Danksagung

Für die freundliche Genehmigung
der Verwendung des Fotos von Sokrates
danke ich Frau Dr. Ingeborg Kader
vom Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke
Sodann danke ich Wikipedia
für die freundliche Genehmigung
der Verwendung des Fotos von der Dame von Fayun

© Wilhelm K. Essler
Institut für Philosophie der Goethe-Universität
Frankfurt am Main ¹1989,
Frankfurt am Main ²2015 [verbesserte und erweiterte Auflage]

Inhaltsverzeichnis

Widmung	6
Rhodos	7
Bologna	40
Frankfurt	179
Nachwort	202

Meinen Eltern
Franz Essler und Anna Essler geb. Schnörch,



denen ich mein Leben verdanke, und
meine Erziehung, meine Ausbildung,
meinen Werdegang, meine Geisteshaltung,
kurz: denen ich meinen Lebenslauf verdanke,

in tiefer Dankbarkeit gewidmet

Rhodos

So ist der nachfolgende Text entstanden:

Ein Flugzeug brachte mich nach Rhodos. Am nachfolgenden Sonntag besuchte ich zwei dort lebende griechische Kollegen. Beim Spaziergang zeigten diese mir auf einem Bau-Aushub Reste eines altgriechischen Fundaments. Dabei entdeckte ich auf einem der Quader eine mit einem Heptagramm versehene Steinplatte. Da diese –wohl durch die Vibrationen der Aushub-Maschinen– locker geworden war, konnt' ich sie wegheben; und der Quader erwies sich als Hohlblock, der mit halbvergilbten Schriftrollen aufgefüllt war. Wir trugen diese sorgfältig nach Hause, fotografierten sie hier ab, brachten sie wieder in den Hohlblock zurück, und wollen am darauffolgenden Tag diesen Fund dem zuständigen Amt melden. Doch am nächsten Morgen waren auf dieser Baustelle die Schriftrollen samt Steinplatte spurlos verschwunden.

In den darauf folgenden Monaten entziffern meine beiden Freunde die noch nicht verderbten –auf Alt-Dorisch verfassten– Textteile, soweit diese bei dem unprofessionell erfolgten Kopieren noch sichtbar waren; und wir erstellen daraus auf Deutsch diese Wiedergabe:

Sokrates: „Platon“

„O Gastfreund aus Athen, der fernen Polis,
betritt mein Haus! Nimm' teil an dem Gelage!
Leg' Dich zu uns; erfreue Dich am Wein, der
gegoren ist aus Reben uns'rer Gärten!
Und wenn der Wein Dir mundet, so erzähle,
was Du an Neuem zu berichten weißt!“
„Ich bin ein Mann der Seefahrt, nicht des Wortes;
denn ich bedarf der Tat und nicht der Rede,
wenn ich das Meer durchpflüge mit dem Kielboot,
das die Erzeugnisse des Handwerksfleißes
aus meiner Stadt hierherbringt, das zurückbringt,
was Euer Fleiß den Feldern abgerungen.“
„Sehr wohl ist uns bekannt, Du Weitgereister,

dass Du gesehen viel und viel gehört hast,
 dass Du gelernt hast, Wichtiges zu trennen,
 von dem was nicht Bestand hat in der Zeit.
 Darum lass uns're Bitten nicht verhallen,
 da wir begierig neuer Kunde harren!“
 „Sehr viel hat sich ereignet in der Stadt, die
 mir Schutz gibt und die Rechte eines Bürgers.
 Doch nichts davon, Ihr Männer, kann bestehen
 vor Euch und Euer'm wohlfundierten Urteil.
 So lasst mich von der Kunde nur berichten,
 die in Piräus mir ein Freund gegeben.“
 „Lass hören uns, Du weitgereister Seemann,
 was Du vernommen hast in jenem Hafen,
 das Du als wert erachtest, zu berichten,
 das Nutzen bringt und frommt zum Wohle aller!
 Lass hören uns! Kein Wort sei unterschlagen,
 o Mann, der Wellen teilt, der Stürmen trotzt!“
 „Wohlan denn, die Ihr derart in mich eindringt,
 vernehmt, was ich gehört hab' in Piräus!
 Vernehmt die Kunde; doch reicht sie nicht weiter!
 Verschließt in Euer'n Herzen sie auf ewig!
 Auch Dich, o Sklave, dort versteckt im Winkel,
 der Du der Tafel Wachs ritzt mit dem Stifte,
 Dich bitt' ich nun: Vergrab' noch heut' die Tafel,
 auf dass kein Unberufener sie liest!“
 „Befehl ist mir, o Herr, was Du geheißten,
 wiewohl ich glaub' und hoff', dass diese Botschaft
 einst unversehrt geborgen werden möge,
 geboren neu aus dieser Erde Schoß,
 der Kinder uns'rer Kinder zum Ergötzen,
 zur Lehre ihnen und zum Wohlergeh'n!“
 „So sei's, Ihr Männer wie auch Ihr Hetären,
 die Ihr vereint Euch habt in diesem Hause!
 Vernehmt, was mir die Sinne hat erschüttert,
 die Kunde, die ein Freund mir mitgeteilt:
 Das Schiff war voll beladen; ich wollt' lösen
 die Taue von der Mole von Piräus,
 da sah den Agon ich vorübereilen,
 mit wirrem Blick, dabei mich kaum beachtend.
 „O Freund,“ rief ich, „verweile doch! Und lass mich
 die Drachme reichen Dir, die Du geliehen

vor Wochen mir in eben diesem Hafen,
 da mir ein Mädchen hold gewesen ist!“
 „Nicht Zeit hab' ich“, rief er, „für Deine Drachme,
 die Du behalten magst, wenn's Dir beliebt.
 Ich muss zum Strand, muss bei der Wellen Rauschen
 der Sinne Ruhe finden zum Begreifen,
 was heute früh sich zugetragen hat; doch
 den Geldgeschäften bin ich jetzt abhold.“
 „Verweile doch“, bat ich, „und gib mir Kunde!
 Denn günstig steht der Wind; die Sonne neigt sich.
 Den Hafen muss verlassen ich jetzt schleunigst;
 drum zög're nicht, mir rasch sie mitzuteil'n!“
 „Vernimm,“ sprach er, „was Philon mir berichtet!
 Doch schließ es fest in Deinen Busen ein,
 damit es nicht vor unberufenen Ohren
 enthüllt wird, uns zum Schmach und zum Verdruss!“
 „So sei's, mein Freund!“, rief ich. „Doch nun beginne,
 und sag' mir, was sich zugetragen hat!
 Was ist es, das den Sinn Dir so verwirrt hat?
 O sag' es mir, bei allem, was Dir lieb ist!“
 „Soeben traf ich meinen Freund, den Philon,
 mit dem auch Du so manche Nacht verbracht hast.
 Vernimm, was er mir zu berichten wusste!
 Er, dem der Rede Fluss ein Hochgenuss ist,
 der sonst zum Plauschen stets sich Zeit erübrigt,
 er war verschwiegen nun und ganz verstört.
 „Was ist's, o Freund,“ so bat ich ihn und flehte,
 „das Dir Dein Herz verschließt, das doch so voll ist,
 sodass Dein Mund nicht Kunde mir kann geben?“
 „Was mir Kallipygos, der süße Knabe,
 erzählt hat heute morgen,“ so begann er,
 das trübt den Sinn mir, lässt mir keine Ruhe!“
 „Kallipygos, der wonnevolle Knabe,
 der wohlgelaunt ist stets, der nie sich zieret?“
 „Kaum, dass den Fuß ich vor mein Haus gesetzt hatt',
 da hat mit herber Wucht er umgerannt mich.
 Er nahm nicht wahr mich, wollte schleunigst weiter.
 Ich aber hielt ihn fest an seinen Lenden,
 bat ihn: „Verweile doch, o schöner Knabe,
 entwinde Dich mir nicht, lauf' mir nicht fort jetzt;
 und lass mich hören, was Dich treibt zur Eile:

was Deinen Schritt beflügelt, sag's mir an!“
 Er sprach: „Ich muss nach Haus, muss Ruhe finden;
 denn siehe: Ganz verwirrt sind meine Sinne!
 Ich kann nicht Rede Dir, nicht Antwort stehen!“
 „So sprich doch,“ drang ich in ihn ein, „berichte!
 Was ist's, das Dein Gemüt Dir so bewegt hat,
 dass Du nun Ruh' nicht find'st bei Deinen Freunden?“
 „Nicht sagen kann noch will ich's Dir!“, so rief er.
 „Du kannst der Rede Sinn ja nicht erfassen;
 Du würdest ihn verstümmelt weitergeben
 zum Schaden Platon's und der ganzen Stadt!“
 „Kein Mensch soll je erfahren,“ dies versprach ich,
 „was Du mir schildern wirst an Wundersamem.
 Ich leg' um Deine Hüften meine Hände;
 und Ruhe wirst Du finden dann bei mir!
 Doch wisse, dass ich Dich nicht gehen lasse,
 bevor, Geliebter, Du mir nicht berichtest,
 was sich begeben hat, von wo Du kommst,
 was Dich erregt hat, Dir die Sinne raubt!“
 „Vernimm,“ sprach er, „was sich hat zugetragen,
 als diese Nacht bei Platon ich verbracht!
 Doch sei beschworen, Freund, dass Du von allem,
 was ich Dir kund tu', nichts verlauten lässt!“
 „Dess' kannst Du sicher sein, bei allen Göttern!“,
 beruhigte ich ihn. „Doch nun heb' an, und
 berichte, was erlebt Du hast bei Platon,
 dem weisesten der Philosophen alle!“
 „Ich bin“, brach stammelnd er hervor, „verwirrt; ich
 weiß nur, dass ich mit Schrecken bin erwacht,
 als Platon mich umklammerte und aufschrie:
 „So bleib'! Bleib' hier; und geh' nicht fort von mir!“
 Ich streichelte das Haar ihm und die Wangen;
 und ich versprach ihm: „Ich verlass' Dich nicht!“
 Da schwieg er, sah mich an mit großen Augen;
 und das Entsetzen wich aus seinem Antlitz.
 Er bracht' hervor: „Kallipygos! Bist Du es?
 Egal. So hör'; und tu', was ich Dir auftrag':
 Verbrenne alle meine Manuskripte,
 die Du in diesem Haus hier finden kannst!“
 „Warum“, schrie ich, „soll dieses denn geschehen?
 Was soll der Sinn von diesem Handeln sein?!

Denn sieh': zu viele Schreiber haben doch schon
 kopiert die Manuskripte und verkauft!
 Nicht kannst Dein Werk vernichten Du! Doch sage,
 warum Dein Wille –somit Deine Absicht–
 auf dieses Ziel hin sich gerichtet hat, das
 absonderlich ist, schwerlich zu begreifen!“
 „Hör' zu, was sich soeben hat ereignet.
 Doch sag' es keinem weiter; dies versprich!“
 „Nicht eine Silbe soll, o weiser Platon,
 von dem, was Du mir sagst, ein Mensch erfahren!
 Was ist gescheh'n, das Dir den Schlaf geraubt hat,
 sodass Du aufschriest, mich umklammertest?“
 „So höre, was ich zu berichten habe:
 Als ich, beseelt von Glück, in Mattigkeit
 von Dir mich wandte, mich zur Seite drehte,
 trat Sokrates zu mir in mein Gemach!“
 „Wie?! Sokrates? Der Narr, der dreiste Spötter,
 der längst Verstorb'ne, den in Deinen Werken
 Du edel dargestellt hast, einem Gott gleich?“
 „Der war's!“ . „O Graus!“ . „Ja, ich erschrak zu Tode.
 Er trat zu mir; er reichte seine Hand mir.
 „Ich habe, Platon, Dich geachtet,“ sprach er,
 „und will auch weiterhin Dich achten können.
 Doch möcht' ich Dich, so, wie Du sein kannst, achten
 und schätzen: als getreu und wahr und aufrecht,
 und will, dass Du mich achtest, wie ich bin!“
 „Das tu' ich doch, o Weisester von allen!
 Stets hab' ich fest zu Dir gehalten:
 Ich bin geflohen, als man Dich verurteilt,
 um Deine Weisheit allen kundzutun!
 In allen meinen Dialogen hab' ich
 mit Weisheit Dich die Reden führen lassen.
 Mit Weisheit hast Du alle überwunden;
 mit Weisheit hast gesiegt Du allemal!“
 „Lass prüfen uns, ob Weisheit ist in allem,
 was Du mir dabei in den Mund gelegt hast!
 Sage mir also dies, o mein Platon: Hab' ich jemals behauptet, von
 den Dingen dieser Welt Bescheid zu wissen, oder hab' ich jemals ander-
 weitig angezeigt, dass ich von ihnen Bescheid weiß?“
 „Nein, o geliebter Lehrer! Vielmehr hast Du stets beteuert, dass Du
 von den Dingen dieser Welt zwar dieses und jenes vermutest, dieses

und jenes glaubst, dieses und jenes als wahrscheinlich erachtest, aber von ihnen nichts weißt, im Sinne einer wahren und unumstößlichen Gewissheit; und mehr noch: Du hast begründet, warum ein solches wahres und unumstößliches Wissen für Irdische unerreichbar ist: „Dass ich von den Dingen nichts weiß, das immerhin weiß ich!“, so wie auch mit anderen Worten hast Du dies oft bekannt.“

„Also hab' ich dies auch von den Dingen und Geschehnissen der Polis gesagt?“

„Freilich! Denn das ergibt sich ja doch aus jenem, wie Du weißt!“

„Richtig! Hab' ich das selbe somit auch von der Gerechtigkeit und der Tapferkeit ausgesagt und von all' den anderen Tugenden, die dem Wohlergeh'n der Polis nützen?“

„Sicherlich! Du hast es allgemein gemeint.“

„Hab' ich dieses Nicht-wissen-Können –dieses Nur-Vermuten, Nur-Glauben, Nur-als wahrscheinlich-Erachten– nur-auf-mich bezogen gemeint, oder bin ich der Überzeugung gewesen, dass all' die Anderen – soweit sie sich nicht auf göttliche Eingebungen beziehen und berufen können– mir da nichts voraus haben, ganz zu schweigen davon, dass sie allzu oft nichtüber das Wissen von diesem Nichtwissen verfügen?“

„Wohl auch all' die Anderen.“

„Ganz bestimmt auch all' die Anderen! Dann aber auch wohl Du? Meinst Du nicht auch?“

–Du schweigst. So red', sonst wird's kein Dialog!–

Wenn Du mir nicht antworten willst, so werd' ich es Dir jetzt erklären. Denn vermutlich hab' ich es Dir zur Zeit meines Lebens in Athen – bedingt durch mein Nicht-Wissen im richtigen Unterrichten– nicht gut verdeutlichen können.

Ich hab' Euch mehrfach darauf aufmerksam gemacht, dass es zwischen echtem Wissen und gänzlichem Nichtwissen noch Drittes gibt, und dies mit Abstufungen vom Nahezu-Sicheren zum Wahrscheinlichen zum Plausibel-Begründeten zum Gut-Vermuteten. Du hast diesen Gedanken in Deinem Dialog „Symposion“ zwar aufgegriffen, hast aus ihm aber nicht die ihm entsprechenden praktischen Konsequenzen gezogen, ganz im Gegenteil: Du lässt darin durch mich die Diotima ein Wissen über die Liebe verkünden. Sie aber und ich, wir haben ein solches Wissen nicht gehabt; und wir hatten nur eben dieses Wissen, dass es auch von den mit der Liebe zusammenhängenden Dingen für Irdische kein Wissen gibt, kein Wissen geben wird, kein Wissen geben kann.

Wer dies allgemein eingesehen hat –dieses Wissen hinsichtlich des Nichtwissens von den Dingen–, der wird daher bei Streitfragen bezüglich der Dinge dieser Welt nicht das Unmögliche versuchen, sondern

vielmehr das Mögliche anstreben: Er wird dabei nach dem Wahrscheinlichen und Gut-Einleuchtenden suchen, und dies unter sorgfältigem Abwägen der sich widersprechenden Gesichtspunkte, von der aus eine gegebene Sache betrachtet wird; hinsichtlich seines Redens und seines Tuns wird er sich zudem vergegenwärtigen, was wohl der Polis und ihren Bewohnern –und damit dann auch ihm selber– am ehesten das zu erstrebende Wohlergehen bringt; und hinsichtlich seines Denkens und Wollens wird er sich anstrengen, dieses durchgehend so zu gestalten, dass es in unbedingtem und ausnahmslosem Einklang mit richtigem Reden und richtigem Tun ist: So erzielt er die uns Irdischen weitmöglichste Übereinstimmung des Einzelnen mit der Welt und mit den Umschwüngen im Weltgeschehen.

So steht der Einzelne sicher und ohne Schwanken in dieser Welt: Er ist mit sich und mit der Welt eins in seinem Bemühen, den einzig festen Standort dieses Wissens vom Nichtwissen auf keinen Fall zu verlassen.

In Deinen Dialogen hingegen erscheint dieser Satz in einem gänzlich anderem Licht: Du führst mich darin so vor, als würd' ich mich zunächst dumm stellen, indem vorgebe, diesen Satz aufrecht zu erhalten, ohne dies in Wirklichkeit zu tun, dass ich sodann meine Gesprächsteilnehmer verwirre und dadurch zum Erkennen ihres Nichtwissens leite, und dass ich ihnen schließlich ein Wissen vorführe ...“

„Aber ich lass' doch immer diese Themen offen stehen, um ...“

„Nein, nicht immer: In Deiner Schrift „Politeia“ hast Du mich Deine aristokratische und auf Menschenzucht hin ausgerichtete Lehre von der richtigen Polis als mein Wissen –als mein angebliches Wissen– vortragen lassen; und Deiner Schrift „Symposion“ hast Du mich –und was das unverzeihliche daran ist: mit Bezug auf die Diotima!– die echte Liebe als die Knaben-Liebe darstellen lassen, als den Weg – womit Du Dir einbildest: als Deinen Weg!– zum sprachlich unvermittelten Sehen der – angeblich– ewigen Unterschiede, dieser Ideen. Auch in Deiner Schrift „Phaidros“ hast Du mich ein derartiges Wissen vortragen lassen. Ist Dir denn unbekannt geblieben, dass und wie ich Deinen Onkel Kritias unmissverständlich und eindringlich ermahnt hatte, von der Knaben-Liebe Abstand zu halten? Wie konntest Du daher ausgerechnet dieses der Diotima antun, nämlich: ihr zu unterstellen, sie hätte jemals gedacht oder gar gesagt, die Knaben-Liebe sei ein –oder gar der– Weg zur Einsicht und zum Wissen und schließlich zur Weisheit?“

„Dann hast Du also immerhin, Deiner jetzigen Aussage nach, ein Wissen davon, dass die von mir ausgeübte Knaben-Liebe nicht zu diesem hohen Ziel leitet?!“

„Auch davon hab' ich kein Wissen, zumal ich darin mit keiner Spur von eigener Erfahrung aufwarten kann, und über dieses durchaus froh bin. Aber ich hab' eine recht gut untermauerte Meinung hierzu.

Ja, mit diesem Grundsatz über das Nicht-wissen-Können, verbunden mit dem Grundsatz des Dennoch-allzeit-Strebens, hab' ich es ganz ernst gemeint. So jedoch, wie Du mich vorführst, werden die Leser meinen, ich hätte damit nur geheuchelt. Oder siehst Du das anders?

–So rede doch! Ich frage ja nicht schwer!–

Ja, auch Du siehst es, sowie Du Dir dieses klar vergegenwärtigst, so und nicht anders; denn weil Du nicht antwortest, geh' ich davon aus, dass Du es insgeheim zugibst.

Nun denn, so sei's, Du Unbegreiflicher: Ich habe nie derart geheuchelt; nicht offen hab' ich jemals ein solches Wissen vorgetragen, und auch nicht versteckt: versteckt durch geeignete Fragen, auf die der jeweils Andere mit „Ja, o Sokrates!“ und „Wie könnt' es anders sein, o Sokrates!“ zu antworten gehabt hätte. Oder hab' ich mich in den Gesprächen am Marktplatz jemals anders verhalten?“

„Durchaus nicht, o Sokrates!“

„Hab' ich also Wert darauf gelegt, dass die Gesprächsteilnehmer selber mitdenken und nicht von mir –mit welchen Tricks auch immer– ungewollt dazu gebracht werden, meine Sicht der Dinge anzunehmen und die von einem anderen Standpunkt aus erfolgte Sicht abzulehnen und zu verwerfen?“

„Ja, o Sokrates!“

„Hab' ich nicht auch Dich, mein lieber Platon, mehrfach dazu ermuntert, selber zu denken, und daher nichts von Anderen –und somit auch nichts von mir!– ungeprüft als glaubhaft und als wahrscheinlich oder gar als einsichtig anzunehmen?“

„Dies hast Du getan, o Sokrates; und dafür bin ich Dir allzeit uneingeschränkt dankbar!“

„Wie aber, Du Glücklicher, hat sich diese Dankbarkeit bei Dir dann geäußert? Denn erinnere Dich doch:

Ich habe von den Geschäften der Polis nichts verstanden; und ich habe dies gesehen und erkannt.

Die Anderen haben von den Geschäften der Polis gleichfalls nichts verstanden; aber sie haben dies nicht gesehen und daher auch nicht erkannt. Dies nun zu sehen und zu erkennen, darauf in erster Linie haben meine Gespräche mit Euch abgezielt, auch die mit Dir, und auch die mit Deinem Onkel Kritias, solange dieser mir hat zuhören wollen, und bevor er sich zum Oberhaupt der Dreißig Tyrannen aufgeschwungen hat; und von dieser Einsicht getragen zu sein und daher die Meinungen der an-

deren auch dann zu achten und sie als die ihren ernst zu nehmen, wenn man diese Meinungen nicht teilt, dazu hab' ich Euch anzuleiten mich mit wechselnden Erfolgen bemüht. Oder war es nicht so?"

„Freilich, mein Lehrer, war es so!“

„Ob ich es wirklich geschafft habe, Dein Lehrer zu werden, darüber bin ich mir doch etwas im Unklaren: Ich neige dazu, hier über mich als einen erfolglos gebliebenen Lehrer traurig zu sein.

Ja, Kritias hat gemeint, ein Wissen von der besten Führung der Polis zu haben; und gestützt auf diese Meinung, hat er alle jene umbringen lassen, die sich seiner Meinung nach seinem angeblichen Wissen nicht haben unterordnen wollen: diese und viele andere Menschen dazu.

Hab' ich eine solche eingebilddete Gewissheit denn nicht jedem von Euch –und damit auch Dir– nicht nur deswegen nehmen wollen, weil sie nicht berechtigt ist, sondern auch und vor allem, damit nicht eine solche Gewissheit –sollten die Umstände es Euch einmal erlauben, ihr gemäß zu handeln– Euch zu Handlungen verleitet, die der Polis und ihren Bewohnern große Schäden zufügen?"

„Wie könnt' ich das leugnen, o Sokrates!“

„Und dennoch glaubst auch Du, über ein solches Wissen zu verfügen. Ich werde Dich nicht danach fragen, warum Du dies glaubst. Denn die zutreffende Antwort auf eine solche Frage liegt auf der Hand: weil ich ein schlechter Lehrer gewesen bin. Denn Du siehst meine Gründe auch jetzt noch nicht ein. Stimmt's?"

–Du schweigst auch jetzt: Zum Reden wär's nun Zeit!–

Aber sage mir dann doch wenigstens dieses: Warum, bei allen Tieren, hast Du mich in der „Politeia“ –und auch im „Timaios“– sagen lassen, die Menschen seien als Bürger einer Polis von Natur aus ungleich? Das genaue Gegenteil ist meine feste Anschauung –durchaus nicht mein Wissen, wohl aber meine Überzeugung seit jeher–, nämlich: dass in der Polis jeder die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten hat, und dass diese Rechte und Pflichten weder durch eine aristokratische Tyrannis noch durch eine aufgebrachte Menschenmenge eingeengt und verschoben werden dürfen, dass vielmehr die Volksversammlung dieser eine Ort ist, an dem festgelegt wird, was den unter den jeweils geltenden Umständen die –für alle Bürger gleichen– Rechte und Pflichten sind, was sie zu sein haben.

Die vorgetragene Gründe sind es, die dann zählen, nicht jedoch die Macht der Oligarchen oder das Schreien von erregten und dem ruhigen Zuhören nicht mehr fähigen Menschen.

Warum also hast Du mir in den Mund gelegt, die Menschen seien, die Geschäfte der Polis betreffend, von Natur aus ungleich; und zur Len-

kung der Polis seien nur einige wenige befähigt, und dies ausgerechnet die Philosophen?“

„Du warst ein Philosoph; denn Du hast –aus Deinem ganzen Wesen heraus– die Weisheit geliebt. Du somit –wenn überhaupt jemand– hättest die Weisheit und die Geisteskraft gehabt, die Polis richtig zu leiten und lenken, unbeeinflusst von den Meinungen Unverständiger. Und das Bild von Dir, das ich in mir trug und all‘zeit in mir trage, hat mich dazu veranlasst, diese Aussage dann aus Deinem Mund kommen zu lassen, sie Dir beizulegen!“

„Wie denn? Du willst, dass ausgerechnet ich in der Polis als Tyrann wirke, wiewohl ich hier wie anderorts die Schrecken einer Tyrannis habe wahrnehmen und beobachten können? Welcher Tyrann kann seine Herrschaft, die er den Bürgern aufgezwungen hat, denn einrichten, ohne in der Bürgerschaft –um das mit Deinen eigenen Worten zu sagen– Säuberungen und Reinigungen durchzuführen? Und ist er zum Erhalten und Festigen seiner Herrschaft denn auch danach nicht gezwungen, die Polis von Zeit zu Zeit von den ihm Widerspenstigen zu säubern und zu reinigen? Nein, jedes einzelne Menschenleben ist tausendfach wertvoller als das schönste Ideal eines –sich mit Säuberungen und Reinigungen abgebenden– Philosophen!“

„Eine Polis benötigt zum Einführen der idealen Ordnung nur in der Anfangszeit gewisser Säuberungen und Reinigungen. Denn in einer solchen idealen Ordnung bewegen sich der Bürger, die Polis, und das Weltall, in dessen Ordnung sich die Polis einfügt, schließlich im gleichen Umschwung. Der Körper einer solchen idealen Polis ist daher –gleich Kopf und Hals sowie Schulter und Brust sowie schließlich Bauch und Hüfte beim Bürger und gleich Feststerne sowie Wandelsterne sowie schließlich Erdenrund im Weltall– auf natürliche Art zu gliedern in jene, die im unvermittelten Sehen des Sich-ewig-Gleichen als Weise auf rechte Weise anordnen, sowie in jene, die –gleich den Wandelsternen, die das Geschick des Erdenrunds und seiner Bewohner ordnen und bestimmen– die mit Waffengewalt die Polis nach außen und zudem auch nach innen sichern und die Anordnungen der Weisen wirkungsvoll durchsetzen, sowie schließlich in jene, die den Lebensunterhalt der Polis erstellen; kurz gesagt: in den Lehrstand sowie in den Wehrstand sowie schließlich in den Nährstand.“

„Und zum Lehrstand gehörst dann Du und –wenn ich dies richtig sehe– alle diejenigen, die Dir stets ... “

„ ... die durch und durch von den Tugenden, allen voran von der Tugend der Gerechtigkeit, ... “

„ ... so, wie Du sie in Deiner Schrift „Politeia“ dargestellt hast ... “

„ ... durchdrungen sind. Eine solche Polis wird durch eben diesen so verstandenen ewigen Unterschied von Gerechtigkeit gegenüber Ungerechtigkeit zwangsläufig der beste –und somit der ideale– Körper der Polis sein. Und aus eben diesem Grund sollen und müssen in ihm die Philosophen Könige und die Könige Philosophen sein.“

„Beim Bock! Das wird Philosophen mehr gefallen als Königen!“

„Nicht doch! Der jetzige Tyrann Dionysios von Syrakus, der Sohn seines gleichnamigen Vaters, hat nun das große Anliegen, seine Polis samt den von ihr abhängigen Gebieten nach den Grundsätzen einer so verstandenen –und daher richtig verstandenen– Gerechtigkeit umzugestalten. Eindringlich hat er mich gebeten, zu diesem Zweck zu ihm zu kommen, um mit ihm dieses Umgestalten in die Wege zu leiten und zu vollenden. Zu ihm will ich mich daher begeben; und gemeinsam werden er und ich –Du wirst es noch erleben!– dort den richtigen und deswegen von ewigem Bestand seienden Körper der Polis erstellen!“

„Erneut willst Du zum Tyrannen Dich begeben? Hast Du denn nicht schon genug davon, was Dir damals bei Deinem ersten Aufenthalt in Syrakus durch seinen Vater widerfahren ist? Gleichst Du dem Tyrannen denn bereits so weit, dass er Dich –gemäß: „Gleich und Gleich gesellt sich gern!“– zu sich hinzieht, einem Magnetstein ähnlich? Nun, mich jedenfalls zieht er nicht an; und ich stehe zur Volksherrschaft. Ich misstrauere einer idealen Polis, die frei von Freiheit ist!“

„In einer idealen Polis wärst Du –ja, Du!– der Herrscher, sei's allein, oder sei's zusammen mit Anderen, die Dir gleichen! Denn Du hast Gold im Herzen!“

„Wirklich? Und ich hatte geglaubt, da wäre nur Blut drin ... “

„Ich meine das doch anders, im übertragenen Sinn. Das weißt Du aber doch! Und Du weißt auch, dass es so ist, dass Du Gold im Herzen trägst!“

„Trägst denn auch Du selber Gold in Deinem Herzen? Und weißt Du dieses? Und warum weißt Du dieses? Welche Gründe leiten Dich dazu, eine solche Annahme als wahr anzunehmen?“

„Dies mögen Andere beurteilen; ich selber enthalte mich, mich selber betreffend, hier eines Urteils.“

Aber Dich betreffend ist dieses festzuhalten: Du würdest – als Herrscher in einer solchen Polis, deren Gestalt im Einklang steht sowohl mit der Gestalt des Weltalls, in dem sich diese Polis befindet, als auch der Gestalt eines jeden Menschen, der Mitglied dieser Polis ist– in jeglicher Weise weise urteilen; und alles würde sich in dieser idealen Polis dann zum Besten wenden. Denn diese Polis wäre sodann im Einklang sowohl mit seinen Bewohnern als auch mit dem Weltall!“

„Ich habe nie eine ideale Polis gesucht und angestrebt; wohl aber war es mein inniges Bestreben, aus dieser gegenwärtigen Polis, die für uns Bewohner vergleichsweise gut ist, eine noch bessere Polis hervorgehen zu lassen, sie also Schritt um Schritt so –den jeweiligen Umständen angepasst– zu verbessern, dass die Freiheit im Recht und mit ihr auch die Gleichheit vor dem Recht wächst und gedeiht. Unabdingbare Bedingung hierfür war, ist und bleibt die Selbsterziehung des jeweils Einzelnen hin zu einer Grundhaltung, sich nicht –wirklichkeitsfern– als der Mittelpunkt der Polis, sondern vielmehr –wirklichkeitsnah und zudem wirklichkeitsgetreu– als einer der Vielen in dieser Polis zu sehen und daher diesen Vielen die gleiche Beachtung und Anerkennung zu zollen wie sich selber. Und in eben diesem Sinn hab‘ ich mich bemüht, nach besten Kräften in Athen zu wirken: nicht, um sie zur idealen Polis umzugestalten, sondern, um sie zu verbessern und weiter zu verbessern, sodass sie stets, verglichen mit jeder anderen Polis, die beste –Du kannst auch sagen: die am wenigsten schlechte– ist und bleibt.

Natürlich sind mehr als die Hälfte der Bewohner Athens Sklaven; und unter den Freien sind die Armen –die Klein-Handwerker, in Deinen Worten: die Banausen – in der Mehrzahl. Aber diese Polis, zu der ich stehe, gab mir –und gibt jedem Anderen– die Freiheit, über sie und ihre Verhältnisse nachzudenken, und mit jedem Anderen über dieses Nachgedachte zu sprechen, und dabei entweder ihn zu überzeugen oder hingegen von ihm überzeugt zu werden. In Deiner idealen Polis hingegen würd‘ ich eine solche Freiheit schmerzlich vermissen!“

„Du wärst in ihr König gewesen, o weisester Sokrates; ich wiederhole dies! So glaube mir doch!“

„Ich wär‘ auch in ihm der Sohn eines Steinmetzen und einer Hebamme gewesensomit jemand aus dem Nährstand; aber freilich wär‘ ich in ihm nicht so lange von den Bürgern verspottet worden. Seinerzeit hatte Kritias mich bereits zum Verhör gerufen; und er hatte mich danach zweifellos auf die Liste derer gesetzt, von denen Athen –Deinem Wortgebrauch gemäß– zu säubern und zu reinigen ist. Das nämliche würde mir in Deinem idealen Staat widerfahren sein: Ich wär‘ in ihm irgendwann verhört und zur Beendigung meines öffentlich durchgeführten Strebens nach der Weisheit aufgefordert worden, einem eigens hierzu erlassenen Gesetz gemäß; und ich wäre nach der Übertretung dieses Gesetzes verhaftet, verurteilt und hingerichtet worden: ich wie auch mancher Andere meines Schlages!“

„Aber man hat Dich auch hier in dem wieder demokratisch gewordenen Athen zu Tode verurteilt und hingerichtet: in Deinem vorgerückten Alter zwar erst, aber immerhin!“

„In Deiner idealen Polis wäre dies –aus Gründen seiner Selbsterhaltung– eine innere Notwendigkeit gewesen, die in ihm für mich wie auch für Andere zur gekommenen Zeit dann zur Wirklichkeit geworden wäre. Denn eine Administration, die ihre Vorstellungen von der Tugend als vom Himmel gegeben darstellt, wird es als Vergehen gegen den Himmel erachten, wenn diese Vorstellung von ihren Bürgern besprochen und infrage gestellt oder gar mit guten Gründen verworfen wird; sie wird solches als Zersetzung der Kraft dieser Vorstellung erachten und dies dem entsprechend bewerten; und sie wird die Polis schleunigst von solchen Bürgern säubern und reinigen, die die Zersetzung dieser Vorstellungen bewirkt oder auch nur an ihr mitgewirkt haben.

Die Drohung zur baldigen Hinrichtung, wenn ich von meinem Handeln des gemeinsamen Strebens nach Weisheit nicht lasse, sind ja von Kritias bei jenem Verhör bereits ausgesprochen worden; aber er hat diese Drohung –da sie mich nicht beeindruckt hatte– dann wegen des Sturzes seiner Herrschaft eben nicht mehr wahr machen können.

Und, beim Hund, auch in Deiner idealen Polis hätte sich dieser Sohn eines Steinmetzen und einer Hebamme nicht von den –sich als Weisheitsfreunden erachtenden und als solche ausgehenden– Herrschenden beeindrucken lassen: Auch in ihm hätte man ihn –diesen Banausen– nicht mundtot, sondern eben nur tot machen können, weil er den Weg in die Verbannung nicht angetreten wäre.

In Athen's Volksherrschaft hingegen war diese Verurteilung und Hinrichtung keine Notwendigkeit, sondern ein Zufall, ein Versehen: Wären meine Ankläger keine so guten Redner gewesen, oder hätt' ich mich besser verteidigt, oder hätt' ich andere Richter gehabt, oder hätte der Prozess ein paar Monate früher oder hingegen einige Wochen später stattgefunden, so wär' es da nicht zu meiner Verurteilung und Hinrichtung gekommen.

Ja, ich bleibe bei dieser gegenwärtig besten –oder zumindest am wenigsten schlechten– Polis! Denn deren Gesetzgebung kann verbessert werden, anders als die einer idealen Polis, die per se davon ausgeht, dass sie bereits die besten –und daher nicht mehr zu verbessernden– Gesetze ihr Eigen nennt. Die Gesetzgebung Athen's kann und soll –und wird hoffentlich– verbessert werden; der Ort an dem dies zu erfolgen hat, sind vorab die – vom Streben nach Einsicht getragenen– Beratungen von Bürgern auf öffentlichen Plätzen, wie etwa dem Marktplatz, und sodann die gleichermaßen zu erfolgende Beratung in der Versammlung der Bürger der Polis.

Jeder sich um solche Verbesserungen Bemühende hat sich dabei um die Kraft der Einsicht seiner Worte und nicht um die Kraft der Laut-

stärke seiner Wörter zu bemühen. Und was hab' ich denn anderes getan, als mich zu bemühen, auf öffentlichen Plätzen die Einsichtskräfte meiner Zuhörer zu entwickeln, zu stärken, und zu festigen?"

„Darum, in der Tat, hast Du Dich bemüht: bemüht wie kein Anderer, mein Sokrates!“

„Hab' ich so gehandelt, indem ich versucht habe, an den Bürgern vorbei die Gesetze zu verändern, wie Du dies in Syrakus zu tun vorhast, oder indem ich mich bemüht habe, die Einstellungen der Menschen, die die vorgegebene Gesetze deuten und anwenden, zu verändern, zuerst diesen und dann jenen Bürger und dann noch andere Bürger, was Du weder hier tust noch in Syrakus tun wirst?“

„Du hast nur die Menschen angesprochen, Bürger wie auch Nicht-Bürger, einzeln und in kleinen Gruppen. Über die Gesetze dieser Polis hast Du Dir, allem Anschein nach, jedoch nicht allzu viele Gedanken gemacht, hast hierzu jedenfalls Deinen Zuhörern nie dem entsprechende Vorschläge unterbreitet.“

„So ist es. Denn die Gesetze nützen nichts, wenn sie von solchen Bürgern ausgelegt werden, deren Wille und Bestrebung es ist, die anderen Menschen zu beherrschen, nämlich: sie zu beherrschen, ohne dabei sich selber beherrschen zu können.

Auch die Regeln der Tugenden haben, als Gesetze der Polis genommen, nur dann Wert, wenn sie von solchen Menschen angewendet werden, die gänzlich frei von Fehlern sind, die sich nicht mehr um die innere Reinheit sorgen, die nicht mehr um sie kämpfen müssen. Ja, ich habe mich da noch zu bemühen gehabt, so wie auch ein rechter Landwirt, wie gut seine Felder auch bereits sein mögen, sich noch um deren Verbesserung bemüht. Ich wäre daher noch nicht der geeignete Lenker und Führer einer solchen idealen Polis gewesen. Ob hingegen Du jetzt bereits frei von Fehlern und von Verfehlungen bist, und ob Du daher ein Recht darauf hast, als Führer einer Polis über das Wohl und Wehe ihrer Bürger zu bestimmen, das zu beurteilen, das steht Dir nun an!“

„Ich hab' bis jetzt noch nicht die Gelegenheit erhalten, eine Polis zu lenken und zu führen; und ich weiß deshalb jetzt auch noch nicht, ob mir als Lenker von Syrakus im Verlauf der Umgestaltung dieser Polis nicht doch diesen oder jenen –dann sicherlich verzeihlichen– Fehler unterlaufen wird, ...“

„... den dann aber nicht Du zu verschmerzen, sondern die Bürger von Syrakus zu bezahlen haben werden ...“

„... was aber deren unvermeidbarer Preis für ihr darauf folgendes dauerhaftes und uneingeschränktes Wohlergehen sein wird. Denn so wie die Polis dann nach den Regeln der Tugend und geleitet durch den

Blick auf das Ewige der Unterscheidungen –der Ideen– umgestaltet und damit zu einer idealen Polis gestaltet sein wird, da wird dann seine Führer nichts mehr zu Fehlhandlungen verführen; dessen bis ich gewiss!“

„Wann und wo haben denn Gesetze und Verordnungen irgendjemanden zum Tugendhaften und zum Sehenden gemacht?

–Du kennst kein solches Beispiel? Ich kenn’ auch kein’s!–

Vielmehr muss jeder Einzelne –so will mir scheinen– vorab seine Einstellung mit den Kräften des Himmels zu bringen sich bemühen; und –darauf bezogen– muss er dann natürlich auch seine Grundhaltung den Menschen sowie auch den anderen Lebewesen gegenüber verbessern, Schritt für Schritt verbessern: wohl besser in vielen kleinen und sicher vollzogenen Schritten als in großen, die dem Stolpern ausgesetzt sind. Dann wird er mehr und mehr in Gedanken–Worten–Werken unbehindert so handeln, dass dieses Handeln ganz von selber gut wird, so, als sei dieses gute Handeln das Natürlichste auf der Welt.

Ob ein Mensch dies hier auf Erden bereits zur Vollendung bringen und daher gottgleich werden kann, das weiß ich nicht; die Erfahrungen mit allen denen, mit denen ich bekannt geworden bin, lassen mich jedenfalls daran zweifeln. Aber nichts hindert uns daran, uns diesem erhabenen Ziel Schritt für Schritt anzunähern: „Wie der eine sich freut, wenn er sein Ackerland verbessert, und ein anderer, wenn er seine Pferde verbessert, so freu’ ich mich, wenn ich Tag für Tag an mir feststelle, dass ich besser werde!“: So hab’ ich zu Hermogenes und zu den Brüdern Chairephon und Chairekrates einmal gesprochen.

Nein! Ich bin nicht fehlerfrei wie ein Gott, bei weitem noch nicht; und kein Gesetz der Polis wird mir zum Erreichen dieses hohen Ziels auch nur ein ganz klein wenig Beistand leisten können. Wär’ ich bereits fehlerfrei, dann könnt’ ich mich nicht mehr verbessern; aber eben dies ist bei mir noch möglich und zudem auch nötig.

Ich bin noch nicht fehlerfrei; und Du, mein lieber Platon, bist dies ebenfalls noch nicht! Unter denen, mit denen ich bekannt geworden bin, seh’ ich noch niemanden, der bereits die Fehlerfreiheit in ihrem vollem Ausmaß besitzt. Und ich seh’ auch nicht, wie dieses Ziel von einem Menschen ohne erhebliche Anstrengungen jemals erreicht werden kann.“

„Woher aber, o Sokrates, weißt Du, dass kein Mensch fehlerfrei ist, ja, mehr noch: dass kein Mensch fehlerfrei sein kann? Denn Du hast ja doch gesagt, dass Du von den Dingen dieser Welt nichts weißt!“

„Ich weiß davon nichts; da hast Du recht. Aber ich hab’ beobachtet, hab’ auf diese Weise Erfahrungen gesammelt, und habe –durch sie geleitet– die an Sicherheit grenzende –aber natürlich nicht unfehlbare– Vermutung, dass dem so ist.

Indem ich sehe, wie sich die einzelnen Menschen in diesen und jenen Lebenslagen verhalten, so folgt daraus diese Vermutung zwar nicht zwingend; aber ich erwarte dann eben nichts anderes mehr als das, was mit dieser Vermutung in Einklang steht.

Und dies gilt dann eben auch für die Könige in der von Dir als ideal vorgestellter Polis, in diese aristokratischen Wunschtraum, von dem Du zu wissen glaubst, dass er allen seinen Bürgern Gerechtigkeit und damit Zufriedenheit und Glück bringen wird.

Denn sage mir dieses: Wie kann eine Herrschaft gerecht sein, die keine zeitlichen Grenzen duldet und in der nur die Dauer der Herrschaft der Herrscher begrenzende Abschnitte in grenzenloser Aufeinanderfolge markieren, somit eine Herrschaft, die nicht durch den freien Willen der in ihr und durch sie Beherrschten beendet werden kann? Sie ist doch nicht schon deswegen gerecht, weil sich in ihr die Herrscher ständig auf ihr –von der Sprache der Beherrschten unabhängiges– Sehen von Zeitlosem allgemein und von zeitlosen Tugenden im besonderen berufen. Kann sich jedoch die Macht der Herrscher nicht auf den freien Willen der Beherrschten berufen, so besteht diese in Unterdrückung der Beherrschten und ist deswegen im Grundsatz Unrecht und zudem die unentwegte Quelle von neuem Unrecht.“

„Was sind die Gründe dafür, dass dies als Wissen gelten kann?“

„Nun, zu einem Wissen, das aus gedanklichen Gründen unumstößlich ist, braucht meine Aussage nicht zu gedeihen; es reicht vielmehr aus, dass ihr aus von der Wirklichkeit herrührenden Gründen eine an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit zukommt, der gemäß das Gegenteil nicht zu erwarten ist.“

„Und was wären dies für Gründe?“

„Nun, insbesondere der Hinweis auf Menschen meiner Wesensart: Ich habe mich der Anordnung Deine Onkels Kritias, nicht mehr mit der Jugend über Recht und Unrecht zu sprechen, nicht gefügt; und ich hatte dabei seine unverhohlene Drohung der Hinrichtung bei Zuwiderhandlung vor Augen. Und ohne jeden Zweifel hätt' er diese Drohung innerhalb eines Jahres wahrgemacht, wäre seine Herrschaft über Athen nicht kurze Zeit durch Waffengewalt beendet worden.

Und dass ich der einzige Mensch dieser Art in Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft bin, das zu vermuten, dazu fehlt jegliche Begründung. Du wirst solche Menschen auch in Deiner idealen Polis –sollte diese jemals Wirklichkeit werden– irgendwann irgendwo antreffen, vielleicht unter Steinmetzen oder auch unter Schustern!“

„Aber das Beste für die Polis ist es doch, wenn sich jeder ganz und ausschließlich auf die eine Sache, für die seine Fähigkeiten die besten

sind, einlässt und hinwendet, seinen Geist auf sie sammelt, anstatt ihn durch anderweitige Beschäftigungen zu zerstreuen!“

„Nicht jede Stunde seines Arbeitstages hat der Steinmetz Arbeiten als Steinmetz zu erledigen; und oft genug wartet er tagelang auf neue Aufträge. Beim Schuster sieht das nicht anders aus. Wer will dann einem solchen Steinmetz wie auch einem solchen Schuster mit welchem Recht verbieten, sich dann diese oder jene Gedanken zu machen und sie mit ähnlich Gesinnten zu besprechen?!

Du aber, Du Unfassbarer, Du magst mir daher nun einen zwingenden Grund dafür angeben, warum in einer solchen idealen Polis sich jederzeit jeder Bürger aus dem Stand der Beherrschten mit dem, was ihm die Herrscher als Beruf zuweisen, willenlos zufriedengeben werden!“

„Natürlich muss auf einem Hügel oberhalb des Wohngebiets der Handwerker und Bauern eine Festung für die Wächter errichtet werden, damit diese von dort aus das Tun und Treiben der Bürger beobachten und im Blick haben können; und dann wird es erst garnicht zu Unruhen unter den Bürgern und damit zur Gewaltanwendung durch die Wächter kommen!“

„Bereits eine solche ständige Bedrohung ist ein Anwenden von Gewalt und damit ein Unrecht. Und früher oder später werden die Bürger ihre rechtliche Gleichstellung auf friedlichen Versammlungen fordern. Dann werdet Ihr Philosophen-Könige –wie ich annehme– diese Forderung zurückweisen, zuerst vielleicht nur mit Worten; doch Ihr werdet früher oder später Euch veranlasst sehen, sie zudem auch mit Waffen zurückzuweisen.

Dies ist das der Tyranis entsproßende Unrecht!

Natürlich gibt es auch in der Demokratie Unrecht. Aber dieses darf in ihr angezeigt und angeprangert werden. Zudem erlaubt die Demokratie den Bürgern der Polis, jedes ihrer Gesetze und –fast– alle ihre Grundgesetze infrage zu stellen. Denn da die Amtsführung der Verwaltung –die ja dann auch keine Herrschenden sind– in festgelegter Art zeitlich begrenzt ist, können diese Führer der Polis von Haus aus keine ewig zu geltenden Gesetze verordnen.

Vielmehr können die Bürger auf den Versammlungen in freier Entscheidung ihrer Mehrheit die überkommenen Gesetze sowie sogar die Grundgesetze den sich verändert habenden Umständen anpassen: nahezu alle, bis auf das eine Grundgesetz, dem Fundament der Demokratie, nämlich: dass die Bürger der Polis auch weiterhin und mit gleichen Rechten und ohne jegliche Bevorzugungen oder Benachteiligungen die auf diesem Fundament errichteten Grundgesetze und den auf diesen aufbauenden umstände-gebundenen Gesetze infrage stellen und gege-

benenfalls verändern sowie die Amtsinhaber von ihren jeweiligen Ämtern entbinden können.

Denn mit diesem Fundament der Demokratie steht und fällt das Bollwerk gegen jegliche Tyrannis, die Aristokratie und die Oligarchie dabei als Ausformungen der Tyrannis verstanden.

Die Amtsführung der Polis darf –um dieses Fundament nicht zu unterhöhlen– außerdem den Bürgern nicht vorschreiben, was denn nun die einzelnen Tugenden seien, wie somit in der Sprechweise der Polis die einzelnen Tugend-Begriffe festzulegen sind. Vielmehr muss sie ihren Bürgern nicht nur die Möglichkeit zur vernunftgeleiteten Suche nach dem, was zweckmäßigerweise unter dieser oder jener Tugend zu verstehen ist, belassen, sondern hat ihnen zudem diese Möglichkeiten durch geeignete schulische Ausbildung zu verschaffen; denn nur so wird gewährleistet, dass in den Versammlungen weder der Glanz der Wörter noch die Lautstärke der Schlachtrufe, sondern die einsichtigen Gründe obsiegen.

Kein Gesetz und auch kein Grundgesetz darf daher vorschreiben, was die jeweilige Tugend zu sein hat, somit: wie der jeweilige Tugendbegriff zu beschreiben und festzulegen ist. Denn sonst würde ein solches Gesetz das unabhängige Nachdenken freier Bürger behindern und einschränken, und damit jenes Fundament abbröckeln.“

„Aber den Gesetzen Athens hast Du wenig Beachtung zukommen lassen: Ich wüsste nicht, wann Du darum gekämpft hättest, irgendeines von ihnen den veränderten Umständen anzupassen.

Und eben diese Achtlosigkeit den –allzu oft durch zufällige Mehrheiten beschlossenen– Gesetzen gegenüber ist Dir schließlich zum Verhängnis geworden!“

„Meinst Du mit „Verhängnis“ etwa meine Hinrichtung?“

„Ja, Deine Verurteilung, und mit dieser Deine Hinrichtung!“

„Wieso erachtest Du meinen Tod als ein Verhängnis? Lies doch einmal nach, was Du dazu in Deiner Schrift „Apologie“ verfasst hast, und dies zudem recht getreu! Ja, nicht genau wörtlich so, aber doch in eben diesem Sinn hab' ich abschließend zu denen gesprochen, die ich als meine Richter anerkannt habe. Und was ich da zu ihnen gesprochen habe, auch das ist zwar kein Wissen gewesen, wohl aber meine feste Überzeugung, nämlich: dass ...“

„So hat, o Sokrates, wenigstens diese Schrift von mir vor Dir und Deinem Urteil Bestand! Darüber bin ich glücklich!“

„Lass mich doch meinen Gedanken ausreden, und unterbrich mich nicht darin! Aber gut, da Du es wissen willst: So höre denn mein Urteil zu dieser Schrift, da Du es unbedingt vernehmen willst!

Recht gut hast Du darin geschildert, wie und was ich damals vom Tod wie auch vom Leben nach dem Tod gedacht hab'. Mich selber jedoch hast Du darin nicht so gut dargestellt: An einigen Stellen lässt Du mich gottgleich erscheinen, was von Grund auf unzutreffend ist; an anderen hingegen stellst Du mich kleingeistig und gehässig vor, was ich so ebenfalls nicht durchgehen lassen kann.

Erfreut hätt' es mich, wenn Du mich wenigstens in grober Annäherung so beschrieben hättest, wie ich mich selber gesehen hab' und wie mich auch jene Mitbürger gesehen haben, die mich zwar geachtet, aber nicht bewundert haben. Unzufrieden jedoch bin ich mit den folgenden drei Stellen in dieser Schrift von Dir:

Zum Ersten erwähnst Du darin meinen Daimon, somit: jene innere Stimme, die mich im Leben auf diesem Erdenrund stets –und von einem bestimmten Tag ab wirkungsvoll –ermahnt und dadurch davon abgehalten hat, verkehrte Wege des Handelns einzuschlagen.

Aber Du vermeidest es darin, die Athener unmissverständlich darauf hinzuweisen, dass es sich nicht –wie die Ankläger mir vorgeworfen hatten– um einen neuen Gott oder – wie Du dies in Deiner vielgelesenen wengleich über mich von vorne bis hinten erlogenen Schrift „Symposion“ darstellst– um irgendwelche halbgöttlichen Wesen handelt, sondern um etwas in mir selber.

Von mir kannst Du diese Torheit ja doch nie und nimmer vernommen haben. Wieso legst Du mir eine solche denn dann in den Mund?

Vielmehr ist diese Stimme, wie gesagt, von innen aus mir heraus in mein Ohr des Geistes –in mein inneres Ohr– gedrungen. Und von jenem bestimmten Tag an hab' ich ihren Rat peinlich-genau befolgt und daher danach nie eine Fehlhandlung zu bereuen gehabt.“

„Was ist denn nun dieser Daimon, von dem Du uns seinerzeit einmal berichtet hast und von dem Du auch jetzt wieder sprichst? Ist dieser niemand anderer als Du selber, oder ist es jemand, der von Dir verschieden ist? Und wenn es ein Anderer ist, wer ist es denn dann?“

„Dies jetzt bereits zu erfahren, das steht Dir nicht zu. Versuche statt dessen von jetzt ab lieber, auf die Stimme Deines eigenen Daimons zu hören, falls Du sie noch vernehmen kannst!

Zum Zweiten hast Du –dieses wohl in lobenswerter Absicht– mich von dem Vorwurf befreien wollen, ich hätte Deinen Onkel –der ja eine Zeitlang einer meiner Zuhörer gewesen ist, aber eben nicht mein Schüler, und schon garnicht mein Jünger– unterstützt, als er sich zum Oberhaupt der Dreißig Tyrannen aufgeschwungen hatte; und daher hast Du dann diese Geschichte vom Leon aus Piräus erfunden und sie mir in den Mund gelegt. Hättest Du sie doch besser weggelassen!

Denn wenn mir die Dreißig Tyrannen wirklich den Auftrag gegeben hätten, einen untadeligen Mann zu verhaften und ihm somit der Folter und der Hinrichtung preiszugeben, so hätt' ich dann gänzlich anders verhalten: Ich hätte mit ihnen ein längeres Gespräch begonnen; ich hätte dabei versucht, sie davon zu überzeugen, dass ein solches Vorhaben ungerecht ist; und ich hätte vor ihnen klargestellt, dass ich es daher nicht ausführen werde. Auf gar keinen Fall jedoch wär' ich von den Dreißig Tyrannen wortlos weggegangen und hätte danach die Augen davor verschlossen, dass andere Bürger diesen schäbigen Auftrag ausführen.

Ausgeführt haben solche Aufträge ohnehin stets die Waffenträger der Polis, die Polizisten, die Gen d'Armes. Und da von ehrsamem Schuster oder Steinmetzen oder sonstiger Handwerker –in Eurer Sprechweise gesagt: von Banausen– sich keiner zu einem derart unheilsamen Beruf hergegeben hat, sind diese Häscher viel zu oft aus dem Bereich derer, die zum Stehlen oder gar zum Rauben neigen, rekrutiert worden, und dies teils aus Attika, und teils aus anderen Teilen Griechenlands.

Nein! So lass mich Dir die Wahrheit sagen, falls sie Dir unbekannt sein sollte. Zwar mag Dir diese Wahrheit als unschön erscheinen; aber die Unwahrheit ist viel hässlicher.“

„Dies hast Du mehrfach betont! Und dies hab' ich Dich ja doch auch in meinem Werk „Symposion“ gleich am Anfang Deiner Rede sagen lassen!“

„Richtig, Du Trefflicher; und das behalt' daher fest in Erinnerung!

Die Wahrheit ist, dass ich zu Beginn der Herrschaft der Dreißig Tyrannen –mit vielen Anderen– gehofft hatte, durch deren Herrschaft würde das Recht und die Gerechtigkeit wieder hergestellt, jene Grundwerte, die zuvor mit den Füßen getreten worden waren, seit die Demokraten sich gespalten hatten und die böswillige Hälfte von Ihnen durch Aufhetzen der Ärmeren die Oberhand gewonnen und so den raschen militärischen und politischen Niedergang Athens verursacht und herbeigeführt hatten; und ich hatte daher nichts unternommen, um die Demokratie noch zu retten. Dies aber war ein Fehler, wie es sich bald danach herausgestellt hat.

Und nach einigen Monaten ist mir mehr und mehr bewusst geworden, dass mein bisheriges Schweigen und Stumm-Zuschauen einer halben Mitschuld gleichkommt. Daher hab' ich mehrfach versucht, mit Deinem Onkel Kritias oder mit einem Anderen unter den Dreißig Tyrannen darüber zu sprechen. Denn wie hätt' ich schweigen können, wenn ich wieder und wieder vernommen oder gesehen habe, dass dieser oder jener rechtschaffene Mann verhaftet und getötet und sein Vermögen

eingezogen und damit seine Familie in die bitterste Armut gestoßen wurde! Aber weder Dein Onkel noch einer der Anderen unter diesen Tyrannen hat mit mir hierzu sprechen wollen oder mich gar angehört.

Schließlich hab' ich –um meiner Selbstachtung willen– öffentlich dazu Stellung genommen, nämlich: in Gesprächen auf dem Marktplatz, und dies daher vor jedem, der mir hat zuhören wollen. Ich habe mich dadurch öffentlich als Gegner der Dreißig Tyrannen bekannt; und dagegen hat mein Daimon keinen Einspruch eingelegt.

Zum Dritten aber schreibst Du in Deiner Schrift „Apologie“, ich hätte in jenem Gerichtsverfahren nach dem Schuldspruch zum Antrag auf Todesstrafe einen Gegenantrag auf Geldstrafe gestellt. Ich unterstelle Dir zu Deinem Gunsten, dass Du damit bezweckt hast, die Schuld derer, die mich für schuldig befunden haben, zu vermehren. Aber, mein lieber Platon, drei Gründe hätten Dir klar machen können, dass ich einen solchen Gegenantrag nie und nimmer gestellt hab' und ihn auch niemals hätte stellen können:

Ich war im Recht; und ich habe daher eben dieses Recht von den zur Rechtsprechung ausgewählten Bürgern bestätigt erhalten haben wollen. Und lieber hab' ich sterben wollen, als mit einem offenen oder auch versteckten Makel der eingestandenen Schuld in mein Heim entlassen zu werden. Eine solche –auf gar keinen Fall gegebene– Schuld hätt' ich jedoch eingestanden, wenn ich den mich Richtenden angeboten hätte, es bei mir mit einer Geldstrafe zu belassen.

Hätte denn ein solches Handeln dann meinen früheren Worten entsprochen? Woran nur soll der Wert eines sittlichen Grundsatzes denn beurteilt werden, wenn nicht am Handeln dessen, der diesen Grundsatz vertritt?! Nur solche sittlichen Regeln sind von Wert, die man auch in schwierigen Lagen des Lebens handelnd vertritt, und dies unbedingt und ohne jeden Abstrich! Denn ein solches Handeln ist dann die beste Art des Begründens dieses Satzes.

Und selbst wenn ich meinem Grundsatz untreu geworden wäre: woher hätt' ich denn dann das Geld für eine solche Geldstrafe hernehmen können? Ich habe doch zeitlebens von Euch –meinen Hörern und, mehr noch, meinen Schülern und Jüngern– keine der Erwähnung werthen Geschenke in Geldwert oder von Geld angenommen. Denn solche Geschenke binden den Beschenkten, weil sie ihn in Abhängigkeit bringen; ich aber habe von solchen weltlichen Bindungen und Abhängigkeiten frei sein und frei bleiben wollen. Freilich, Ihr hättet diese Geschenke nicht eingemahnt. Aber wie hätt' ich, so in Eurer Schuld stehend, Euch danach auf diese oder jene von Euern Fehlern unbefangen aufmerksam machen können? Denn hätt ich Euch beispielsweise erneut vorgehalten,

dass Ihr das Geld wichtiger nehmt als Euer überweltliches Wohlergehen und als die Erziehung Eurer Kinder, dann hättet Ihr mir mit Recht entgegen können, dass ich ohne das von Euch nach meiner Verurteilung erhaltene Geld nicht mehr leben würde.

Oder aber hätt' ich zur Entrichtung dieser Geldbuße meinen geringen Besitz, von dem ich mit meiner Frau und meinen Söhnen bis dahin gelebt habe, verkaufen sollen? Ich hätte doch dann meine Frau zu einer Bettlerin und meine Kinder –die ich doch zu freien Menschen habe heranbilden wollen– zu mittellosen Bettlern gemacht, die von der Hand in den Mund zu leben gehabt hätten, ohne dass ihnen die Zeit zur Schulung und Vervollkommnung ihrer Sittlichkeit und ihrer Tugenden verblieben wäre. Und hätt' ich dann, um Frau und Kinder aus dieser Lage herauszuholen, schließlich doch Geld von irgendwelchen reichen Gönnern angenommen, so hätt' ich mich dadurch von deren Gunst und Launen abhängig gemacht und auf diese Weise meine Freiheit des Denkens und Redens an sie gegen dieses Geld verkauft!“

„Hast Du Dich denn um Deine Frau und um Deine Kinder jemals ernsthaft und ausgiebig gekümmert? Denn wir hatten nicht den Eindruck, dass Du ihnen genügend Geld zum standesgemäßen Leben zur Verfügung hast stellen können!“

„Wenn man den Reichtum am Bedarf misst, so seid Ihr arm; denn Euer Bedarf ist größer als Euer Besitz. Ich jedoch bin in dieser Hinsicht reich; denn der Besitz, den ich von meinen Eltern erhalten habe, deckt meinen Bedarf und den meiner Familie voll ab. Meine Frau Xanthippe verwaltet meinen Besitz in meinem Sinn; und sie hat mir –als meine beste Schülerin in mein Bestreben nach Mithilfe beim Erziehen der Jugend hin zu den Tugenden– die Freiheit geschaffen und erhalten, tagtäglich mit Jüngeren und auch mit Älteren auf dem Markt über dieses und jenes zu verhandeln, vorwiegend darüber, worin denn nun sittliches Leben bestehe und wie man –in einer solchen sittlichen Grundhaltung– durch Selbsterziehung die einzelnen Tugenden in sich wachrufen und kräftigen und festigen kann. So war sie –meine Jüngerin von der ersten Stunde ab– nach dem Tod meiner ersten Frau Myrto dann als meine zweite Frau im Hintergrund stets für Euch tätig; denn dass ich mit Euch habe reden können und dürfen, das war ihr ein ganz wichtiges Bedürfnis. Du hast dies –und dafür dank' ich Dir!– am Ende Deiner Schrift „Phaidon“ zutreffend dargestellt!“

„Ich danke Dir, o mein Sokrates, für diese Worte des Danks!“

„Freilich hab' ich –nachdem sie nach dem Tod der Myrto dann zum Zweck der Betreuung und Erziehung des mir von der Myrto geschenkten Sohnes um meine Hand angehalten und diese nach erheblichem Zö-

gern schließlich auch erhalten hat– mit mir nach meiner abendlichen Heimkehr nicht mehr stundenlang mit mir über dieses und jenes von der Welt und von der Stadt und von dem Menschen sprechen können wie zuvor auf dem Marktplatz; denn der Haushalt und die Erziehung des Sohnes von Myrto wie dann auch die beiden Söhne von ihr haben ihre Kraft beansprucht und ihre Tageszeit ausgefüllt.

Aber es gab eben auch keine großen Schwierigkeiten für uns und keine der Erwähnung werten Streitpunkte zwischen uns, die über Stunden hinaus hätten durchbesprochen werden müssen. Und so konnt' ich mein Haus stets genauso fröhlich verlassen wie später wieder betreten.

Sie hat mich bewundert, obwohl mein Äußeres nun wirklich nicht schön anzusehen gewesen ist, und obwohl ich über vierzig Jahre älter als sie gewesen bin. Und sie hat mir meine –mir leider immer noch verbliebenen– Fehler nie vorgehalten; wohl aber hat sie mir das bessere Leben allzeit vorgelebt.

Vielleicht hab' ich mich zu wenig um sie gekümmert; das mag der Fall gewesen sein. Aber im Stich gelassen hab' ich sie nie.

Und um meine Kinder hab' ich mich sehr wohl gekümmert, wiewohl auf eine ganz andere Art als die von Euch Reichen ausgeübte: Ihr gebt Eure Kinder für Geld irgendeinem Lehrer zum Erziehen und Unterrichten und kümmert Euch nicht weiter um sie. Ich hingegen habe meine Kinder selber erzogen und unterrichtet; und ich hab' auch mit Ihnen gespielt und mit ihnen Sport getrieben. Erwinnere Dich, wie Alkibiades über mich gespottet hat, als er mich mit meinen Söhnen Steckenpferd-Reiten sah! Er hat mich deshalb für einen Narren gehalten, und Ihr dann mit ihm desgleichen. Ich hingegen hab' Euch als Narren erachtet, weil Ihr geglaubt habt –und immer noch glaubt–, dass es ausreicht, Eure Kinder für Geld zu Lehrern zu schicken, anstatt sie selber zu erziehen.

Ich bin daher –unterstützt von meiner Frau Xanthippe– darin fortgefahren, meinen Kindern Zuneigung zu geben, wohingegen Ihr darin fortgefahren seid, stattdessen den Lehrern Eurer Kinder Geld zu geben.“

„Hast Du denn die Xanthippe geliebt? Ich weiß ja doch, dass Du die Diotima geliebt hast!“

„Ja, Xanthippe hat meine Liebe mit Diotima geteilt. Sie hat dies getan, ohne mir deswegen jemals bittere Vorwürfe zu machen und ohne mir ständig ein stiller Vorwurf zu sein. Sie –meine Schülerin und Jüngerin aus der vorehelichen Zeit– war von ihrem ganzen Wesen her viel mehr auf mich als auf sich selber bedacht.

Ich stehe zu Xanthippe, wie ich seit der Verehelichung mit ihr zu ihr gestanden bin; und ich stehe auch zu Diotima, wie ich seit unserem ersten Zusammentreffen auf Samos zu ihr gestanden bin!

Die Priesterin Diotima ist wenige Wochen vor Beginn jenes gegen mich angestrebten Gerichtsverfahrens verschieden. Diese Wochen danach haben mich und mein Denken geprägt.

Ich gebe zu, dass ich des-wegen zum Sterben bereit gewesen bin: Zwar hab' ich das Weiterleben nicht mehr erstrebt, aber auch –die Xanthippe dabei nicht vergessend– keinesfalls das Sterben, es sei denn, es wäre mir auferlegt.

Jedenfalls hab' ich von frühester Jugend auf weder den Tod noch das zum Tod hinführende Sterben gefürchtet. Gefürchtet hab ich jedoch –seit ich zum Diener meines zweieinigen Gottes geworden bin– ein ganz anderes Sterben und mit diesem einen ganz anderen Tod, nämlich: den des Verrats an meiner Dienerschaft zu diesem Geschwisterpaar Apollon und Artemis.

Der übliche Tod ist naturgegeben, dieses einmalige Aufhören des Lebens; aber man stirbt, genau genommen, jeden Augenblick und wird jeden Augenblick neu geboren ... “

„Da sprichst Du wieder wie Heraklit!“

„Warum denn nicht?! Wo er Recht hat, warum soll man ihm dann da nicht beipflichten?!

Ja, man wird geboren, um zu sterben. Als der treue und gute Apollodoros nach der Verurteilung –Du warst da bereits auf der Flucht!– zu weinen begann und rief: „Sie haben Dich zum Tod verurteilt!“, da hab' ich ihn zu trösten versucht, indem ich ihm entgegnete: „Und vor ihnen die Natur!“. Er jedoch ließ nicht locker und klagte: „Aber ich bin darüber aufgebracht, dass Du unschuldig sterben sollst!“; daraufhin lächelte ich ihm zu und fragte ihn: „Hättest Du, mein lieber Apollodoros, mich denn lieber schuldig als unschuldig sterben sehen?“

Andere von meinen Jüngern haben mich daraufhin bedrängt, rasch zu entfliehen, etwa: Dir nach, nach Megara; und sie haben sich erboten, mir hierbei in jeder Hinsicht zu helfen, damit die Flucht in Ruhe und ohne Behinderungen vonstatten gehen kann. „Wisst Ihr“, so hab' ich ihnen daraufhin entgegnet, „denn außerhalb Attikas einen Ort, an dem man nicht zu sterben braucht?!“

Natürlich hatt' ich gehofft, nach dem Tod dann die Diotima wiederzusehen; aber dies war eine Hoffnung und ein Vertrauen und keinesfalls ein Wissen, nicht einmal eine ungefähr begründete Vermutung.“

„Und hast Du sie nun wieder getroffen?“

„Hierüber mich zu befragen, das steht Dir nicht zu!

Ja, so hab' ich zu meinen Richtern gesprochen, genau so, wie Du es in Deiner Schrift da wiedergegeben hast, nämlich: dass ich ... “

„Ah, mein Sokrates! Auch dieses Lob tut mir gut!“

„Wo Du zu loben ist, da wirst Du von mir gelobt; und wo Du zu tadeln bis, da wirst Du von mir getadelt. Also weiter:

... dass ich nicht nur über die Dinge vor dem Tod, sondern auch – und vor allem– über die Dinge nach dem Tod nichts weiß: Vielleicht werden wir dann unseren vorangegangenen Handlungen entsprechend zu weilen haben; oder vielleicht wird es ein langer Schlaf sein, sei's ein traumloser, oder sei's einer, in dem wir davon träumen, was wir vor unserem Tod gedacht–gesagt–getan haben, was uns in unseren inneren und äußeren Handlungen wichtig gewesen ist, welche Beweggründe damals unser Handeln geleitet haben.

Vielleicht wird's dann so kommen, vielleicht aber auch noch ganz anders. Hab' ich nicht mit solchen Worten zu meinen Richtern gesprochen?“

„So und nicht anders, beim Zeus!“

„Richtig! Ich hab' demnach nicht einmal gewusst, ob es nach dem Tod überhaupt ein Weiterleben gibt: Geglaubt und gehofft hab' ich dies, ja, aber eben nicht gewusst. Denn mir sind keine stichhaltigen Beweise hierfür bekannt gewesen: Alle mir vorgetragenen angeblichen Beweise hab' ich auf ihre Stichhaltigkeit hin überprüft; und keiner davon hat dieser Überprüfung standgehalten, wie Du sicherlich weißt!“

„Wie denn nur sollt' ich vergessen haben, dass und wie Du, o weisester Sokrates, in allen diesen vorgelegten Beweisen Fehler aufgedeckt hast! Weit, ganz weit über Athen hinaus ist Deine Treffsicherheit im Aufweisen von Gründen und Gegengründen bekannt gewesen.“

„Aber genau so hätt' ich auch die Begründungen, die Du mir in Deiner Schrift „Phaidon“ in den Mund gelegt hast, dann behandelt!“

„Meine Begründungen in diesem Werk mögen vielleicht da und dort nicht ganz einwandfrei sein; aber ihr Ergebnis muss auf jeden Fall stimmen. Der Grund hierfür liegt zutage: Du bist es ja, der mich jetzt nächtlich aufgesucht hast; und Du trügst mir jetzt Deine Gründe vor wie eben auch meine Fehler; wohlbedacht ist Dein Reden offensichtlich; also denkst Du noch. Und weil Du auch jetzt denkst, daher bist Du noch und lebst noch, wo auch immer Du dabei zumeist weilst!“

„Dies ist zwar, mein trefflicher Platon, Deine eigene Erfahrung; sie aber wird Dir nichts nützen, wenn Du sie zum Ausgangspunkt eines einwandfreien Beweises für die Anderen machen wirst. Denn die Anderen werden Dir dann entgegenen, Du habest das Ganze lediglich geträumt; und ich sei Dir daher überhaupt nicht als ein Nach-dem-Tod-weiter-Lebender begegnet.“

„Dann aber, o mein Lehrer und Meister, berichte mir wenigstens, wie das Leben nach dem Tod des jetzigen irdischen Leibes weitergeht!“

„Was nützt es Dir, wenn ich Dir von mir erzähle? Denn vor Deinem –doch ebenfalls irgendwann einmal eintretenden– Tod hast Du ja doch nicht alles das erlebt, was ich vor meinem erlebt habe; daher wirst Du nach Deinem Tod auch nicht alles das erleben, was ich nach meinem Tod erlebt habe.

Du wirst vielleicht von Leuten umgeben sein, die es mit der Wahrheit nur so ungefähr handhaben, wie Du dies bislang – vor allem in Deinen Schriften, mich und eben auch die Diotima betreffend– getan hast, und dabei von Leuten, die Dir –nach außen hin– in allem beipflichten, indem Sie Dein Reden ständig mit „Ja, o Platon!“ und „Wie könnt' es anders sein, o Platon!“ unterbrechen. Du wirst dann vielleicht an entsetzlicher Langeweile leiden; und Du wirst Dir womöglich –wenngleich vergeblich– wünschen, nun traumlos schlafen zu können. Ich hingegen werde mich nicht bei denen aufhalten, mit denen Du dann solche Gespräche führen wirst!

Aber ich weiß wirklich nicht, was Du einst nach Deinem Tod erleben wirst: vielleicht dieses, vielleicht aber auch etwas anderes. Jedoch das, was es denn dann sein wird, das hängt ganz erheblich von Dir selber ab: davon nämlich, wie Du zuvor und insbesondere von nun an Dein weiteres Leben führen wirst! Meiden werden Dich dann jedenfalls alle diejenigen, die Du jetzt missbrauchst; Du wirst sie dann nicht mehr erreichen!“

„Was als, o Weisester, soll ich tun?“

„Missbrauche mein vormaliges mit den Athenern geführtes Reden nicht weiterhin; und missbrauch' insbesondere das Andenken an die Diotima nicht wieder! Das ist das eine; und das andere erklär' ich Dir etwas später.

Ja, Du hast mein Reden missbraucht; denk' etwa an Deine Schrift „Symposion“!

Natürlich hab' ich in Athen mehrfach solche Gespräche wie jenes, das Du mich darin führen lässt, gehalten, und auch einmal mit Agathon, dies jedoch nicht während eines Eurer Trinkgelage, sondern vor dem Eingang des Theaters nach der Aufführung eines Theaterstücks. Er hat mich zum Abschluss dieses Gesprächs verhöhnt, und seine Begleiter desgleichen. Einer von diesen hat mir sogar die wenigen Haupthaare, die mir in meinem Alter noch verblieben sind, arg zerzaust; und, beim Hund, ein anderer von ihnen hat mich mit dem Fuß getreten. Freilich hat mir ein Bürger, der dabei tatenlos zugesehen hat, danach geraten, ich möge ihn doch wegen dieses Unbills, das mir da widerfahren ist, bei den Richtern verklagen; doch ich hab' ihm auf dieses hin erwidert: „Würd' ich denn zu den Richtern gehen, wenn mich ein Esel träte?“

Ja, vor dem Theater hat sich dieses ereignet, aber nicht in der Häusern von Reichen: Von diesen bin ich nicht eingeladen worden; und zu diesen hätt' ich –denke nur an meinen zerschlissenen Mantel!– zudem garnicht gepasst.

Und auch zu Euch Reichen hab' ich überhaupt nicht gepasst: Ihr habt jeden Morgen und jeden Abend Euern Leib gebadet und ihn mit duftendem Kräuteröl gesalbt. Ich hingegen habe jeden Morgen und jeden Abend mein Gemüt gebadet und gesalbt: gebadet mit Bereuen von allem und jedem, was ich bis dahin in nicht tugendhafter Art an Handlungen im Denken–Reden–Tun widerfahren ist, und gesalbt mit dem entsprechenden festen Vorsätzen des künftigen Vermeidens solchen Handelns.

Und wie war ich gekleidet? Ihr habt teure Schuhe auf Euern Füßen getragen; ich hingegen habe mit meinen Füßen das unmittelbare Berühren unserer Urmutter Gaia nie abreißen lassen wollen. Kleider hab' ich nur zum Schutz getragen, aber nie aus Eitelkeit. Meinen Mantel trug ich, um mit ihm den Leib zu schützen: im Winter vor der Kälte, und im Sommer vor der Hitze.

Ihr hingegen habt Eure verschiedenen Kleider getragen, um damit zu glänzen und um damit die Anderen zu übertrumpfen. Ich habe mich stets bemüht, mein Gemüt mit tugendhaften Verhalten zu schmücken; Ihr hingegen habt Euern Leib tagaus-tagein mit nutzlosen Metallen wie auch gleichfalls nutzlosen Steinen verziert.

„Wie zahlreich sind doch die Dinge, derer ich nicht bedarf!“, so hab' ich gelegentlich sowohl beim Anblick des auf dem Markt angebotenen Tands als auch beim Anblick des von Euch dort erworbenen und daraufhin sogar zur Schaugetragenen Tands gesprochen.

Ich wie auch Ihr, wir alle mussten unseren Schmuck behüten, ich jedoch den meinen etwas anders als Ihr den Euren.

Und Ihr musstet stets darauf achten, wer denn von den jeweils Anderen vielleicht mehr und zudem auch schönere Kleider trägt als Ihr, und wer seine Schuhe höher schnürt als Ihr. Und Ihr fandet das schön.

Doch was ist den nun wirklich schön? Was Schönheit ist, das hängt doch von der Einschätzung des Betrachtenden ab und ist demnach eben Schönheit-für-diesen: Was da für Euch schön gewesen ist, das nun hab' ich als unschön empfunden.

Und was ist Freiheit? Ihr habt Sklaven und deren Arbeit benötigt, um Euch Euer Leben in Luxus leisten zu können; das war die Freiheit-für-Euch. Die Freiheit-für-mich hat anders ausgesehen; den bei ihr, als Maßstab genommen, habt Ihr Euch mit einem solchen Lebenswandel eines großen Teils Eurer Freiheit selbst beraubt, nämlich: frei und un-

abhängig vom getragenen Leibesschmuck der Anderen zu sein, und überhaupt: von den Meinungen der Anderen nicht abzuhängen.

Doch lassen wir das; denn nicht, um solches mit Dir zu besprechen, hab' ich Dich jetzt aufgesucht.

Nun, mehrfach bereits hast Du mich jetzt mit „Weiser“ wie auch mit „Weisester“ bezeichnet. Erinnerung Dich aber an mein Gespräch mit Agathon, das Du –vom Ort der Begebenheit einmal abgesehen– durchaus trefflich wiedergegeben hast.“

„Und ein weiteres Mal dank' ich Dir, o Weisester!“

„Ich hab' ihm im Verlauf dieses Gesprächs klarzumachen versucht, dass man noch nicht besitzt, was man liebt und erstrebt.“

„Dies ist ja doch auch meine eigene feste Überzeugung, o weiser Sokrates! Und ich freue mich, dass Du zumindest diesen Teil meines mit „Symposion“ betitelten Werkes, mit dem ich Dich hab' ehren wollen, nicht verurteilst, sondern vielmehr anerkannt!“

„Aber ich bin doch keinesfalls ein Weiser gewesen, wohl aber –und dies ohne jede Einschränkung, ein die Weisheit Erstrebender und sie Liebender. Und mehr denn je erstreb' und lieb' ich sie auch jetzt noch. Kann ich sie denn dann bereits besitzen, wenn ich sie noch such' und erstreb', oder geht dies nicht zusammen? Wie dünkt dies Dich?“

„Offenkundig kannst Du sie dann noch nicht besitzen, o weisester Sokrates!“

„Auch die Diotima hat die Weisheit geliebt und deswegen erstrebt; und auch jetzt noch strebt sie nach Weisheit. Besitzt dann aber immerhin sie die Weisheit jetzt bereits?“

„Sie dann gleichfalls noch nicht, o mein Sokrates. Und dies gilt im übrigen ganz allgemein, wie Du dies uns mehrfach dargelegt hast, und wie ich dies in jenem Werk ja doch zu Deiner Zufriedenheit wiedergegeben habe.“

„Warum dann, Du Trefflicher, hast Du die Diotima zu einer Weisen gemacht, zu einer Frau, die die Weisheit, die sie mir sodann lehrt, bereits besitzt, und die sie selber daher nicht mehr zu erstreben braucht?“

–Du schweigst. Nun gut. Hör' zu, was ich Dir sage!–

Ja, ich habe sie geliebt, diese Priesterin von Samos: Sie war etwa in meinem Alter; aber sie war –anders als ich– mit einem schönen und ansprechenden Antlitz ausgestattet. Sie war klug; und bereits ihre Augen drückten aus, dass sie klug war, und auch, wie klug sie war. Und sie hat mich ebenfalls geliebt, mich, den Hässlichen; ihre ganze Zuneigung und Liebe hat sie mir geschenkt.

Wir haben oft darüber gesprochen, was Liebe für uns beide ist oder jedenfalls sein kann; und wir haben uns gefragt: ob Liebe das unvermit-

telte Sich-Verstehen ist; ob Liebe die Bereitschaft ist, sich dem Geliebten bedingungslos hinzugeben; ob Liebe die Bereitschaft ist, stets für den Geliebten einzutreten; ob Liebe den Tod will, nämlich den gemeinsamen Tod und danach das gemeinsame unzertrennliche Weiterleben; ob Liebe die Zeugung will und mit ihr das Zeugen des Unsterblichen im Sterblichen durch Sterbliche, wie Du dies sie durch mich sagen lässt; oder ob sie garnichts will, ob sie vielmehr nur Begehren ist, so, wie dies ja auch die Tiere empfinden, auch wenn sie uns, die wir ihre Sprache nicht verstehen, nicht mitteilen können.

Wir haben viel über alle das Gesprochen, sind dabei jedoch zu keinem Ergebnis gelangt, außer natürlich dem, dass es offenkundig auch, diese Frage betreffend, kein Wissen gibt.

Du jedoch, mein Bester, Du hast, weil Du der Diotima ein solches Wissen unterstellt hast –und noch dazu eines, das von den angeblich vom Betrachter unabhängigen und in diesem Sinn unvermittelten Sehen der Unterscheidungen handelt.

Und mehr noch: Du hast ihr in den Mund gelegt, der Weg zum unvermittelten Sehen dieser Unterschiede ausgerechnet über die Knabenliebe und den Gebrauch von hinreichend vielen Knaben führt–, ja, Du hast auch ihr und ihrem Wort und ihrem Ansehen Gewalt angetan: Hättest Du's nur mit mir so gehandhabt, so hätt' ich mich dazu durchringen können, Nachsicht mit Deinen leiblichen Bedürfnissen zu entwickeln; so aber werd' ich solches nie und nimmer tun!

Und um ihretwillen hab' ich Dich vorhin aufgesucht; und um ihretwillen bin bis jetzt bei Dir geblieben, bei Dir und bei diesem fest eingeschlafenen Knaben an Deiner Seite. Denn nach wie vor lieb' ich sie, unbeschadet meiner Liebe zu Xanthippe. Mit meiner Liebe zu Diotima erleidet meine Liebe zu Xanthippe keine Minderung.

Ich benötige keine Verteidigung, wiewohl man mich da und dort verteidigen wird, verteidigen insbesondere eben gegen Dich.

Die Diotima hingegen, sie ist wehrlos; denn sie hatte keine Kinder: weder solche des Leibes noch solche des Geistes. Sie war damals, als wir uns zum ersten –und auch einzigen Mal– trafen, nicht mehr im empfängnisfähigen Alter; und da uns beiden klar war, dass wir ungefähr gleichzeitig sterben würden, hat sie in mir den einzigen Menschen gefunden, dem sie sich gänzlich hat öffnen und anvertrauen können. Denn unter den wenigen Bauern und Handwerkern auf Samos war keiner, den sie als einen ihre Gedanken weitertragenden und vervollständigenden Jünger hätt' erachten können: im Weitertragen vielleicht da und dort verändernd, aber jedenfalls den Kern dieser Gedanken sehend und nicht verlierend.

Was allerdings Du sie sagen lässt, das sind nicht ihre Gedanken, sondern –ganz gegenteilige– Gedanken und Vorstellungen von Dir; keinesfalls aber sind sie die Gedanken ihres Geistes.

So lässt Du sie –durch mich– sagen, Eros sei die drängende Liebe zum Zeugen und Befruchten. Glaubst Du dies fest?“

„Natürlich, o mein Meister; denn dies ist doch die Wahrheit! Und was könnt' ich ihr denn Schöneres und Lieberes antun, als sie diese hohe Wahrheit sagen zu lassen?!“

„Mehr Schönheit und mehr Liebe hättest Du ihr zukommen lassen, wenn Deine Darstellung ihrer Rede ihrem Denken entsprochen hätte und dann in diesem Sinn ihr Kind des Geistes gewesen wäre, wenn das Bild, das Du in dieser Schrift von ihr gezeichnet und mit ihrem Namen versehen hast, ein Bild von ihr und nicht eines von Dir gewesen wäre!

Nun denn, dann antworte mir: Zieht Dich Eros hin zu diesem Knaben, den Du vorhin in Deinen Armen gehalten hast und der jetzt ruhig und fest schläft?“

„Aber natürlich! Wer denn sonst?!“

„Und liebst Du diesen Knaben, diesen Minderjährigen?“

„Das will ich meinen, o Sokrates!“

„Dann sage mir doch, was für ein Kind Du mit ihm zeugen willst, wenn Du ihn begattest; denn ein Kind des Leibes wird es ja kaum sein!“

„Wie wäre dies möglich, o Sokrates?!“

„Also dann doch wohl ein Kind des Geistes?“

„Wie könnt' es dann anders sein, o Sokrates?!“

„Wie aber nun? Zeugt man Kinder des Geistes, indem man einander die Körper zuführt, sich sodann leiblich verbindet, und auf diesem Weg die Samen des Leibes weiterreicht, sie so vermischt und verbindet, oder hingegen, indem man einander die Gedanken weiterreicht und sie sich gegenseitig zuführt, sich sodann geistig verbindet und auf diesem Weg die Samen des Geistes weiterreicht?“

„Offenbar, indem man mit einander spricht und die Gedanken austauscht und sie mit einander verbindet.“

„Und? Hast Du dies getan, während Du ihn umarmt hast?“

„Wahrscheinlich nicht, o Sokrates.“

„Gib darauf Acht, ob Du dies nur wahrscheinlich nicht getan hast, oder ob Du es wirklich nicht getan hast!“

„Ich hab' es nicht getan.“

„Wohlan, so beantworte mir nun dieses: Hältst Du immer noch an dem Satz fest, den Du der Diotima zuschreibst, nämlich: dass Eros die drängende Liebe zum Zeugen und Befruchten ist, um dadurch die Unsterblichkeit der Sterbenden zu erhalten, und willst Du außerdem dar-

auf bestehen, dass Dich eben dieser Eros hier zu diesem Knaben geführt hat?“

„Ich sehe, dass dies ein Widerspruch ist. Dennoch will ich an dem allgemeinen Satz festhalten, dass Eros drängende Liebe zum Zeugen und Befruchten ist.“

„Hältst Du zudem auch weiterhin an dem allgemeinen Satz fest, dass jemand, der erkannt hat, was Tugend ist, daher tugendhaft handelt?“

„Freilich, o geliebter Sokrates! Wie könnt' ich denn anders?! Denn es ist doch bei jedem, der nicht tugendhaft handelt, ein solches Handeln ein Anzeichen dafür, dass er die Tugend nicht erkannt hat!“

„Dann sage mir noch, ob Du die Liebe eines Menschen ebenfalls als Tugend erachtest! Antworte nicht, die Liebe sei ein Daimon, der uns von außen überfällt; denn nicht ein solcher Daimon –falls es so etwas gibt– ist hier von mir gemeint, sondern das liebende menschliche Handeln, das es in der Tat gibt, genau so, wie ich das tapfere menschliche Handeln meine und nicht die Tapferkeit, und das gerechte menschliche Handeln und nicht die Gerechtigkeit, kurz: die Liebe in den Menschen und nicht eine allgemeine und nicht auf uns Menschen bezogene Liebe. Wie also steht es um die Liebe der Menschen, verstanden als liebendes menschliches Handeln, mit möglichst viel an Zuneigung und möglichst wenig an Begehren?“

„Eine solche Liebe ist dann sicherlich eine Tugend.“

„Und sie ist dabei eine drängende Liebe zum Zeugen?“

„Das hab' ich behauptet.“

„Und das hast Du erkannt?“

„Zweifellos, o Sokrates! Denn sonst würd' ich es nicht behaupten und zudem auch begründen!“

„Du Glücklicher! Dann ist alles, was Du in Liebesdingen machst, drängende Liebe zum Zeugen und Befruchten?“

„So müsste man es erschließen, mein Meister!“

„Wie denn? Wolltest Du dann ein Kind des Leibes zeugen, als Du diesen Knaben hier in Deinen Händen hieltest?“

„Das wohl nicht, o Sokrates.“

„Dann also ein Kind des Geistes?“

„Wohl kaum, bester Sokrates.“

„Wenn weder ein Kind des Leibes noch eines des Geistes, was für ein Kind wolltest Du dann, als Du in ihn eindrangst, wohl zeugen?“

„Ich weiß es nicht, mein Sokrates.“

„Weißt Du dann, was Liebe ist? Hast Du, um dieses wissen zu können, klar und fest erkannt, was Liebe ist?“

„Ich fürchte, mein Sokrates, ich habe nichts von alledem verstanden, was ich im Schreiben und im Reden als Wissen ausgegeben habe!“

„Da Du, mein guter Platon, nun wenigstens dieses erkannt hast, nämlich, dass Du von alledem nichts weißt, dann, mein geliebter Schüler, verweile nicht und handle! Handle, weil Du, Deinem Lehrsatz entsprechend, erkannt hast, oder handle, weil Du, wie ich dies sagen würde, nun die Folgen Deines bisherigen Handelns überschaust, indem Du Dich für Deine Schüler und Leser verantwortlich fühlst, deren Gedanken dann doch die Kinder Deines Geistes sind: Handle nun, und sag' ihnen die Wahrheit, somit das Schönste! Sag' Ihnen, dass Du über diese Dinge nichts weißt! Und schreib' es auch Deinen Lesern, damit dies auch jene vernehmen, die jetzt nicht hier in Athen weilen oder die erst später leben werden! Sag' ihnen die Wahrheit! Denn was ist noch schöner als die Wahrheit?!“

„Was verlangst Du, Sokrates, da von mir?! Ich soll bekennen, dass ich nichts weiß? Ich soll dies mündlich und schriftlich bekennen? So eine Erkenntnis ist zwar ein Kind Deines, aber keines meines Geistes. Ja, es mag sein, dass ich so hätte handeln können, damals vor einem viertel Jahrhundert, als ich noch nicht die –ersten und auch noch unreifen– Teile meiner Lehre niedergeschrieben und kundgetan habe; doch danach ist dies –wenngleich zunächst nur zögernd und unwunden– eben doch erfolgt und damit geschehen.

Und daher kann ich jetzt nicht gegen mich sprechen! Dies kannst Du im Ernst nicht von mir verlangen!!“

„Genau das aber erhoff' ich mir und erwart' ich von Dir! Denn dies ist das Andere, das ich Dir vorhin auf Deine Frage hab' antworten wollen, nämlich: auf Deine Frage, was Du tun sollst.

Denn vergegenwärtige Dir doch dieses: Ich kann nur dann bei Dir bleiben und mit Dir sprechen, wenn Du ein offener Gesprächspartner bist, frei auch für neue Gedanken, für Dir neue Gedanken, für nicht von Dir kommende Gedanken. Ich kann nur dann mit Dir vernunftgeleitete Gespräche führen, wenn das Netz Deiner Gedanken Dich nicht selber gefangen hält.

In einem solchen Netz jedoch bist Du gefangen; und Du bleibst befangen, wenn Du meinst und daran festhältst, von den Dingen dieser Welt Bescheid zu wissen.

Das nämliche gilt auch von der menschlichen Liebe: Wie willst Du mich lieben, wenn Du vielleicht das Bild liebst, das Du Dir von mir gemacht hast und das Dir ähnelt, wenn Du aber nicht so liebst, wie ich vielleicht bin, jedenfalls: wie mich Xanthippe, Aischines, Simon und Andere sehen?!

Verschaff' Dir also diese Freiheit, und mach' diesen ersten Schritt, nämlich: dass Du aus dem, was Du eben vorhin erkannt und eingesehen hast –Dein Nicht-Wissen von diesen Dingen– die Folgerung der Tat ziehst, dass Du von nun an den Anderen nicht mehr ein solches nicht-vorhandenes Wissen vorgaukelst, sowie –soweit Du dies bereits getan hast– nun den Anderen die Wahrheit bekennt!“

„Nein, Sokrates! Nie und nimmer! Das kann ich nicht tun; und was ich nicht tun kann, das kannst Du auch nicht von mir erwarten und verlangen!“

„Wie, ist das Dein letztes Wort? Dann hab' ich keinen Platz mehr bei Dir. Denn keine Sonne der Freiheit strahlt im Gefängnis Deiner Gedanken; und leicht kann ich diesem Gefängnis entfliehen! Erforderlich ist es zudem, dass diese Flucht nun rasch erfolgt! Ich verlasse Dich daher auf immer!“

–„So bleib'! Bleib' hier; und geh' nicht fort von mir!“–“ “ “ “ “

Bologna

Im Grunde war der Vortrag ein Fiasko; und dabei hatte sich zuvor alles so schön angelassen.

Ein Kollege aus Bologna hatte bewirkt, dass man mich an diese alte und ehrwürdige und dabei nach wie vor weltweit als bedeutend erachtete Universität einlud, um dort über ein Thema meiner Wahl vorzutragen. Nicht über die Lösung der Antinomien der Deduktiven Logik oder über die epistemologische Grundlegung der Induktive Logik oder über die wirksame Bestimmung der Form der Dispositionsbegriffe hatte man mich vorzutragen gebeten; vielmehr hatte man mir doch tatsächlich den Gegenstand meiner Ausführungen freigestellt; und diese Freiheit hab' ich dann auch wirklich ergreifen wollen.

Sokrates! Fünfzehn Jahre alt war ich gewesen, als mir Gertrud Leuze, meine vorzügliche Latein-Lehrerin am Gymnasium, nach einem längeren prä-philosophischen Gespräch Bücher mit den Dialogen Platon's –in deutscher Übersetzung– geliehen hatte; und unentrinnbar bin ich von da ab im Labyrinth philosophischer Gedankengänge umhergeirrt.

Nicht, dass mich diese Dialoge in jedem Punkt überzeugt hätten, das gewiss nicht. Denn Platon kann heute noch froh sein, dass er *seinen* Sokrates seinerzeit nur mit den von ihm selber erschaffenen –und dabei jedoch mit historischen Namen belegten– Figuren hat diskutieren lassen und *nicht* mit dem damaligen Gymnasiasten Willy Essler: Ja, *dieser* hätte *nicht* so unbedacht laufend mit „Ja, o Sokrates!“ und „Wie könnt' es denn anders sein, o Sokrates?!“ geantwortet; und *dieser* hätte dabei an einigen Stellen des Zwiegesprächs *selber* die *ihn* bewegenden Fragestellungen ins Spiel gebracht, allen anderen voran die Frage, wie es um die *Ideen* bestellt sei: ob diese denn wirklich den Gegenständen, die unter sie fallen, ähnlich zu sein haben –ähnlich, wie diese Gegenstände zu einander ähnlich zu sein haben–, was ich mir nicht so recht habe vorstellen können, weil dann ja beispielsweise die Idee vom Menschen unter sich fallen müsste und demnach selber ein Mensch wäre; oder hingegen, ob diese Idee samt den unter sie fallenden Gegenständen in einer etwas allgemeineren Art zu einander ähnlich sind, was dann wohl die *dieser* etwas allgemeineren Ähnlichkeit entsprechende Idee ist, ob diese zweite –etwas allgemeinere– Idee dann in einer abermals allgemeineren Art ähnlich ist mit allem, was an Gegenständen samt der ersten –

und ursprünglichen– Idee von ihnen unter sie fällt, und ... ; und ob diese Reihe von immer allgemeineren Ideen irgendwo endet, und wo, und warum dann gerade an dieser Stelle, oder ob diese Reihe nach oben kein Ende findet, und ob es daher keinen obersten Abschluss –und dann aber auch keine letzte Idee von der Sache– gibt.

Meine Lehrerin nahm meine Einwände erfreut zur Kenntnis; und sie berichtete mir, dass Fragen dieser Art bereits zu Platon's Lebzeiten von anderen philosophischen Schulen aufgeworfen worden sind, ohne dass Platon in der Lage gewesen wäre, darauf überzeugend zu antworten.

Zwei Jahre später wurde ich dann durch einen Glücksumstand mit den Werken Kant's bekannt, und zudem dann auch mit Teilen der Werke von Hegel, Marx, Schopenhauer, Nietzsche, Laozi und Buddha Śākya-muni. Meine größte Aufmerksamkeit nahm schließlich Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ in Anspruch; und Platon's Schriften –von den lebhafteren unter ihnen abgesehen– verloren für mich zunehmend ihren Reiz. Denn bei den eintönigeren unter ihnen gewann ich zunehmend den Eindruck, dass da mit dem Eigennamen „Sokrates“ wohl niemand, der so geredet und gewirkt hat, gemeint sein kann.

Aber ein –mir leider zunächst gänzlich unbekannter– Sokrates hielt mich fest, und ich ihn, oder jedenfalls das, was mir in den folgenden Jahren und Jahrzehnten zunehmend klarer als der mit „Sokrates“ zu benennende Athener erschien.

Und so entschloss ich mich ein viertel Jahrhundert später, diesen Athener in Schriftform darzustellen, ihn in einem Dialog reden zu lassen, ihn auf diese Weise wirken zu lassen, kurz gesagt: ihn leben zu lassen. Da ich mir damals unter seinen Athener Zeitgenossen nur von Platon ein ungefähres Bild hatte machen können, fiel mir die Wahl des Diskussionspartners in keiner Weise schwer.

Den ersten Entwurf dieses Dialogs habe ich sodann in einer langen Nacht erstellt; und er erschien mir in den Tagen darauf vollendet und nicht mehr weiter zu verbessern oder zu vervollständigen. Aber diese Ansicht verblasste mit dem zeitlichen Abstand, den die Wochen und Monaten nach von dieser Niederschrift mit sich brachte.

Und vor die Wahl gestellt, bei mehr und mehr erkennbaren Unähnlichkeiten zwischen meinen –sich zwar nicht grundsätzlich, aber eben doch da und dort in Einzelheiten ändernden– Vorstellungen und jener Darstellung entweder meine Vorstellungen jener Darstellung oder aber jene Darstellung meinen neueren Vorstellungen anzugleichen, schlug ich mich ohne jegliches Zögern den zweiten Weg ein, was dann natürlich dazu hat führen müssen, dass die allererste –noch auf einer Klap-

per-Schreibmaschine zustande gebrachte– Version um nahezu ein Viertel seines Umfangs erweitert worden ist.

Jenes Ändern samt dem erneuten Verändern des bereits Veränderten, und dies mit den Mitteln der elektronischen Steinzeit, das war mühevoll: mühsam und zudem zeitraubend. Versuchen *Sie* einmal, an einem fertiggestellten Holzhaus da und dort etwas an den Balken und Wänden zu ändern; und dann werden Sie mich verstehen: Ändert man *hier* etwas, dann stimmt es *dort* nicht mehr; und fügt man *hier* etwas hinzu, dann hat man *dort* etwas wegzulassen, was man andererseits jedoch *da* benötigt. Nein, der erste Entwurf hatte natürlich so nicht stehenbleiben können; er musste vielmehr so weit überarbeitet werden, bis er irgendwann vorzeigbar ist. Aber als ich dann zur Überzeugung gelangt war, nun etwas Vorzeigbares in den Händen zu halten, nötigte mich meine Professur, mich endlich wieder voll der Systematischen Philosophie zuzuwenden. Daher beließ ich dann das so Erstellte für ein knappes Jahrzehnt sich selber.

Ja, nach einer solchen Serie von Umarbeitungen schien mir der so erstellte Dialog weitgehend abgerundet und abgeschlossen zu sein, zumindest hinsichtlich meiner damaligen Sicht der sinnerfüllten Deutung der überlieferten Texte und Berichte. Daher galt es dann –wie dies Bulgakow, der weltweit größte Schriftsteller des 20ten Jahrhunderts, seinen *Meister* treffend hat formulieren lassen–, damit an die Öffentlichkeit zu gehen und das Vorzeigbare vorzuzeigen.

Da ich jedoch im Erstellen von derartigen Texten kein Meister bin, hab' ich die große Öffentlichkeit zu Recht gescheut; hinzu gekommen sind meine Bedenken, die mir aus der Kenntnis meiner Unkenntnis des Altgriechischen im allgemeinen und des Alt-Ionischen im Besonderen bewusst gewesen sind: dass ich mein Quellenstudium ja nicht auf die überlieferten Texte selber, sondern auf deren Übersetzungen stützt, und dass es am Kenntnisstand der Sokrates-Forschung vorbei betrieben worden ist.

Zudem –und ohnehin– war es mir bei der von mir gewählten und benützten Dialog-Form des Textes nicht möglich, in dem so gezeichneten Bild jeden Pinselstrich mit dem –wissenschaftlich gesehen– erforderlichen „Wenn“ und „Aber“ zu versehen und die dann hinzuzufügenden Begründungen mit Wahrscheinlichkeitserwägungen hinsichtlich der Gründe mitsamt der jeweiligen Gegengründe abzuwägen. Daher vertraute ich darauf, dass die jeweiligen –von mir vorab hierfür sorgfältigst ausgewählten– Leser aus dem südostdeutschen Sprachraum in der Lage sein würden, ohne Schwierigkeiten zu errahnen, welche Teile dieses –übrigens unter stiller Mitwirkung zweier weiterer Forscher er-

stellen– Textes als weitgehend gesichert zu erachten sind, und welche noch nicht auf solch' festen Beinen stehen.

Dieser Dialog sollte somit veröffentlicht werden; und er sollte zugleich –um meine diesbezüglichen Ängste zu entkräften– von möglichst Wenigen gelesen werden. Daher wählte ich als Erscheinungsform die eines Beitrags zu einer Festschrift.

Nun, eine Festschrift, das ist heutzutage nichts Besonderes mehr: Man erhält sie, wenn für die Anderen feststeht, dass man den Kulminationspunkt der wissenschaftlichen Laufbahn längst überschritten hat, und dann zumeist an einem runden Geburtstag, zum 60ten Geburtstag demnach üblicherweise. Einem finnischen Kollegen aber hatten dessen Anhänger diese Bescheinigung bereits zu seinem 50ten Geburtstag ausgestellt.

Und ich stand kurz vor dem Abschluss meines 40ten Lebensjahrs: Vier Jahre zuvor war mein Vater gestoben, und ein Jahr zuvor dann meine Mutter. Die Berufung an die Goethe-Universität nach Frankfurt hatt' ich Monate zuvor erhalten; und Wochen zuvor hatt' ich diesen Ruf angenommen, damit –alles andere als leichten Herzens– meiner Münchner Universität „Auf Wiederseh'n!“ sagend, dies in der festen Hoffnung, in einigen Jahren von da dann eine Berufung zurück zu ihr zu erhalten. An der Frankfurter Universität zeigte sich mir das Verfahren der wechselnden Mehrheitsbildungen –anders, als ich dies mir erhofft hatte– nämlich keinesfalls offener als an der Münchner Universität; ganz im Gegenteil: In München war das Kräfteverhältnis zwischen den Professoren starr und festgefügt und daher zwar nicht veränderbar, aber immerhin berechenbar; in Frankfurt hingegen bildeten sich die jeweiligen Mehrheiten zwar ebenfalls noch vor den Sitzungen der Gremien, aber auf eine für mich gänzlich undurchschaubare und unberechenbare Weise. Und ich fühlte mich daher da verloren: Hätt' ich noch nach München auf meine damalige Stelle zurückkehren können, dann hätt' ich's getan; diese war aber inzwischen mit einem anderen Philosophen besetzt worden.

Meine Münchner Schüler blieben mir zwar treu; sie waren jedoch –von einer Ausnahme abgesehen– nicht dazu zu bewegen, aus ihrer Stadt der herben Herzlichkeit in die Stadt der monitären Geisteshaltung zu wechseln. Und alles das zusammen löste in mir meine erste –und in dieser Art auch bislang glücklicherweise einzige– mit Hoffnungslosigkeit einhergehende tiefe Niedergeschlagenheit aus.

Und immer wieder keimte in mir der Selbst-Vorwurf hoch, ich hätte damals in Günzburg bei meiner todkranken Mutter bleiben statt nach Frankfurt zum Abhalten von Vorlesungen und Seminaren fahren sollen; denn dann hätt' ich –wie seinerzeit beim Sterben meines Vaters– diese

heiklen Stunden in ihrer Nähe weilen können: Wer wird denn –so er-
wog ich wirklichkeitsgetreu– nach meinem Abtreten von der Goethe-
Universität oder danach beim Abschiednehmen von diesem Leben noch
irgendetwas von dem, was weiterzugeben ich mir trotz alledem immer
wieder erhoffe, noch annehmen und pflegen und verbessern und ver-
vollständigen und weiterreichen?!

Jedenfalls schien mir klar zu sein, dass ich in einer –rational nicht
genau zu fassenden– Art bereits jetzt mit meinem unüberlegten Wech-
sel nach Frankfurt meinen Kulminationspunkt überschritten hatte; und
ich wartete daher nur noch auf die betreffende Bestätigung in Form von
einer Festschrift.

Anzeichen für ein solches Vorhaben zeigten sich jedoch weder in
München noch in Frankfurt; und daher entschloss ich mich wenige Wo-
chen vor meinem 40ten Geburtstag –getrieben von einer Art von men-
taler Selbst-Bestrafung–, mir selber eine solche Festschrift zu erstellen
und mir mit dieser daher die genannte Bescheinigung auszustellen.

Von stillem –mit sanfter Selbst-Ironie geleiteten– Humor sollte die-
se Schrift getragen sein. In den Veröffentlichungen der mir bekannten
Kollegen konnt' ich zwar durchaus da und dort *Ironie* in unterschiedli-
chen Schärfen ausmachen; *Humor* jedoch konnt' darin *nirgendwo* er-
mitteln. Hätt' ich nicht ohnehin unüberwindbare Hemmungen gehabt,
sie zu Beiträgen ironisch-humorvoller Art anzugehen, so wäre die ver-
dorrende Steppe dieser Geisteshaltung für mich der zureichende Grund
gewesen, solches Bitten tunlichst zu unterlassen.

Aber selbst, wenn mich solche Hemmungen nicht fest im Griff ge-
habt hätten, wär' es nun längst zu spät gewesen, noch einen derartigen
Sammelband, in dem der Langsamste das Tempo bestimmt, in Angriff
zu nehmen. Und so trafen sich äußere Zwänge auf ideale Art mit inne-
ren Neigungen, zumal mich, die Quantität wie auch die Qualität des Hu-
mors meiner Kollegen betreffend, zudem Zweifel von beträchtlichem
Ausmaß plagten. So entschloss ich mich denn, stattdessen bei den Gro-
ßen der Vergangenheit anzufragen.

Nicht kleiner waren meine Hemmungen, eine derartige Spaß-Fest-
schrift einer mir unbekanntem –und mich nicht kennenden– Leserschaft
unbedacht anzubieten. Ich wählte daher als Art der Veröffentlichung die
Form der fotomechanischen Vervielfältigung des auf meiner Klapper-
Schreibmaschine Verfassten; mit einer genau abgezählten Auflage für
meine mir noch verbliebenen Münchner Studenten konnt' ich dann na-
hezu sicher sein, dass diese gewagte Schrift außerhalb des südostbayri-
schen Gebiets keine Verbreitung finden wird. Als zu groß nämlich er-
achtete ich die Gefahr, dass viele Leser diese –von mir als Selbst-Verul-

kung gedachte– Festschrift sie nicht als Parodie auf das Festschriften-Unwesen verstehen, sondern –entgegen meiner Absicht– als Selbst-Be-weihräucherung missverstehen würden.

Ich hatte zudem in den Sokrates-Aufsatz an verschiedenen Stellen Witze versteckt, die man auffinden müsste, um den Standpunkt meiner Beurteilung von Platon sowie von Sokrates zu erkennen und, darauf fußend, ihn zu beurteilen. Mit Blick darauf, dass –meinen Erfahrungen nach dem Wegzug aus München gemäß– das Ausmaß von Witz und Humor umgekehrt proportional zur Entfernung vom kulturellen Dreieck Prag–Wien–München ist, entschloss ich mich endgültig, keinen der gegenwärtigen Kollegen mit entsprechenden Anfragen zu belästigen, sondern bei den Großen der Philosophiegeschichte anzufragen.

Der Sokrates, den zu beschreiben ich versucht hatte, stimmte diesem Vorhaben vorbehaltlos zu. Von Aristoteles erhielt ich Material zu Anwendungsfragen der Erklärungsproblematik aus seinen „Kleineren physikalischen Schriften“. Kant hingegen bot mir einen zugleich ernsthaften und neckischen Teil aus seiner „Anthropologie“ an. Neben diesen drei *Freunden der Weisheit* beteiligten sich mit Lao-zi, Michail Bulgakow und Gerhard Herrmann Mostar auch *drei Weise* an diesem Projekt.

Und damit die heilige Zahl Sieben voll werde, ermahnten sie mich – in einem launischen Vorwort, das wörtlich wiederzugeben ich mich wegen eben dieser Passage im Hinblick auf die mich nicht sehr gut kennenden Leser heute nicht mehr wage– dahin zu streben, dass ich –wenn nicht als Weiser so doch zumindest– als Freund der Weisheit dereinst neben ihnen dann den siebten Platz einnehmen zu können.

Die Philosophie des Sokrates –so, wie man sie durch den Schleier der antiken Berichte über ihn hindurchschimmern sehen kann–, sie hat mich, wie gesagt, seit meiner Jugendzeit in ihren Bann gezogen; und ich habe viel von meiner –durchaus nicht üppigen– Freizeit dazu verwendet, um durch Übereinanderlegen der –mir leider nur in Übersetzungen zugänglichen– Berichte diese und jene Strichzeichnungen eines vielleicht doch noch auszumalenden Bildes vom historischen Sokrates erkennen zu können. Mehr als ein Erahnen hat dies –in Anbetracht der begrenzten Zeit hierfür und der damit verbundenen Schwierigkeit der detaillierten Anwendung der seinerzeit beim Studium der alt- und mittelhochdeutschen Literatur bei Hugo Kuhn erworbenen literaturwissenschaftlichen Methodologie– natürlich nicht sein können. Und daher war es von Anfang an leichtsinnig von mir, an einer solch' renommierten Universität wie der von Bologna über ein derart heikles Thema vorzutragen, über ein heikles Arbeitsgebiet, an dem sich ohne jeden Zwei-

fel vorher schon so mancher kompetenter Forscher die Krallen abgewetzt hatte.

Sehr hatte ich mich über diese Einladung gefreut. Und da ich des Italienischen leider nicht in einem der Erwähnung werten Umfang mächtig bin, hatte ich meinen Kollegen und Freund Domenico Costantini gebeten, mir die einleitenden wie auch die abschließenden Worte in diese melodische Sprache zu übertragen.

Dem gemäß bedankte ich mich in der Einleitung für den herzlichen Empfang wie auch dafür, dass mir durch diese Einladung die Möglichkeit gegeben worden ist, an dieser alten und doch all'zeit jungen Universität zu sprechen und dadurch vor einem kompetenten Publikum meine Thesen zum historischen Sokrates vorzutragen. Die Frage –so fuhr ich fort–, wie man ihn aus den einzelnen –ihn auf jeweils unterschiedliche Arten verzerrenden– Darstellungen der ihm nachfolgenden Generationen herausfiltern könne, sei ja gleichfalls alt und dennoch immer noch brennend neu; und zweifellos sei ich –wegen meines beruflich bedingten hauptsächlichens Arbeitens an systematischen Fragen der Philosophie, in der ganzen Thematik nur ein Dilettant; und desgleichen seien auch meine Fähigkeiten in der herrlichen Sprache dieses Landes völlig unzureichend. Und nur dank der Freundlichkeit eines Freundes sei ich in der Lage, diese wenigen Worte auf unbeholfene Weise in ihrer Muttersprache zu ihnen zu sprechen. Man möge mir daher –so schloss ich– bitte nachsehen, dass ich nun in jener –zumindest hier bei uns im Westen– zum Zweck der internationalen Kommunikation gebräuchlichen Sprache fortfahre, in gebrochenem Englisch nämlich.

Wörtlich –und *dies* ist hier *wörtlich* zu verstehen, nämlich: *Wort für Wort* gesprochen– brachte ich dies an dieser ehrwürdigen Universität in einem überfüllten Hörsaal so über die Lippen:

»Chiarissimi colleghi, signore e signori,

desidero, prima d'ogni altra cosa, ringraziarvi per la calorosa accoglienza che mi avete riservata. Sento inoltre il dovere di esternarvi la mia riconoscenza per il gentile invito a parlare in questa Università così vecchia, carica di gloria e famosa purtuttavia tanto giovane, rinomatissima e ricca di iniziative. Vi devo, infine, i piú sentiti ringraziamenti per la paziente benevolenza con la quale vi apprestate ad ascoltare e a discutere le tesi che sto per esporvi, tesi che, per piú di un aspetto, si configurano come molte audaci.

E' ancora del tutto attuale, anche se da lungo tempo posto, l'interrogativo se e in quale misura sia possibile ricostruire il Socrate storico, dalla frammentare rappresentazioni che di lui ci sono faticosamente giunte. E attualissimo lo é anche per me, non ostante il fatto che la mia speciali-

zzazione filosofica sia lontana da quella che bisognerebbe possedere per affrontare con serietà questa domanda: in verità, nei suoi riguardi non sono che un dilettante.

Come vi sarete accorti dal modo con il quale ho letto queste poche frasi che devo alla cortesia di un amico, non sono assolutamente in grado di esporre le mie idee nel vostro melodioso idioma. Consentitemi allora di continuare in quella che da alcuni decenni, per lo meno in occidente, é diventata la lingua dei rapporti internazionale. Intendo riferirmi all'inglese che nel mio caso, come tra breve avrete modo di costatare, sarebbe meglio qualificare con l'aggettivo saltellante o, espresso in quella stessa lingua, scientific pidgin.«

Diese Sätze hab' ich nach der mich ungemein ehrenden –oder zumindest schmeichelnden– Begrüßung des Direktors des Philosophischen Instituts vor einem vollen Auditorium von mindestens zweihundert Hörern mehr oder weniger gut verlesen. Sodann bin ich in meinem Vortrag –wie gesagt– auf Englisch fortgefahren; zum Schlusswort allerdings bin ich nicht mehr gekommen. Und dies kam so:

Eine knappe halbe Stunde war wohl bereits vergangen; und ich hatte meine lange Reihe von Vorbemerkungen gerade beendet. Sodann begann ich, die Linien meines Sokrates-Bildes anzudeuten, dies zu dem Zweck, dass danach bei den Detail-Argumentationen bei den Hörern der Rote Faden im Blick bleiben und nicht verloren gehen kann. Doch da erhob sich ein älterer Herr aus einer der vorderen Reihen –wohl ein Philosophie-Historiker– und meldete sich zu Wort, energisch und unüberhörbar; und ich wie auch die Anderen richteten den Blick auf ihn.

Jetzt machte ich meinen ersten Fehler, nämlich: ihn nicht zu übersehen oder ihn doch zumindest darauf hinzuweisen, dass ich –um meine Argumentation zusammenhängend und daher unmissverständlich darlegen zu können, die Diskussionsbeiträge erst nach Beendigung meiner Ausführungen entgegennehmen könne.

Ein entscheidender Punkt, so begann er, sei ungeklärt; und so lange dieser im Dunkeln bleibe, müsse *ihm* und wohl auch den meisten der anderen Hörer der Rest meiner an sich ungemein interessanten Ausführungen unverständlich bleiben. Was *er* –nach einem ausführlichen Altgriechisch-Zitat– dann seinerseits auf Italiano-Englisch vortrug, *dies* wiederum war *mir* mit meinem Germano-Englisch unverständlich; und um ihm –und damit auch mir– eine Brücke zu bauen, fragte ich ihn zurück, ob ich seine Hinweise *so* oder hingegen *so* zu verstehen habe. Er bejahte das letztere; und ich beantwortete –durchaus stolz auf meinen spontanen genialen Einfall– ihm daraufhin meine Deutung seines Einwands. Aber damit war diese Sache leider nicht abgetan. Denn erneut

sprang er auf und erklärte, *so* sei er natürlich *missverstanden* worden. Denn er habe ja gemeint, dass ... [und erneut folgte eine ausführliche Stellungnahme in seinem italienisch ausgesprochenen Englisch, durchflochten mit in Altgriechisch formulierten Belegen]; und *das* –so schloss er daraufhin– sei ja wohl eine allseits bekannte und in Fachkreisen allseits akzeptierte Annahme über den historischen Sokrates.

Ein anderer älterer Herr –wohl ebenfalls ein Kollege– erhob sich nun ruhig und würdevoll von seinem Sitz. Er zog das Gespräch an sich und versuchte, den ungebetenen Diskussionspartner teils zu deuten und teils zu widerlegen. Dieser Freund war mir offensichtlich wohlgesonnen; und willig ließ ich ihn daher gewähren. Das war –nachträglich gesehen– mein zweiter Fehler.

Denn jener Diskussionspartner fühlte sich nun auch von diesem mir unbekanntem Freund unverständlich; und er brachte dies mit einem gehörigen Redeschwall zum Ausdruck, unterbrochen dann und wann von kurzen und scharfen Zwischenrufen meines Freundes. Ein Dritter erhob sich daraufhin, nahm das Wort und versuchte, die Wogen der Erregung dadurch zu glätten, dass er die Thesen des Ersten zu erläutern trachtete. Er war hierin jedoch offensichtlich weder geschickt noch erfolgreich. Denn dieser erste Diskussionspartner unterbrach ihn schließlich und legte ihm dar, worum es ihm in dieser Sache *eigentlich* gieng. Genau dies aber blieb dann *mir* weiterhin unklar und unverständlich, wobei mir nicht klar war, ob dies nun wirklich nur an seiner Art des Benützens des Englischen zum Formulieren seines Einwands oder hingegen an seinem Einwand selber lag. Zumindest aber war ich nicht der einzige hier in diesem Auditorium, der ihn zu verstehen nicht in der Lage war; und dies beruhigte mich ein wenig, wenngleich mit fortschreitender und damit vergeudeter Zeit nicht auf Dauer.

Abermals ergriff nun mein mir unbekannter Freund das Wort; und da ich von seinen Darlegungen ebenfalls nicht alles verstand –jedenfalls nicht seine Deutung meiner bislang ja doch erst angedeuteten Thesen–, bemühte ich mich, nunmehr selber wieder zu Wort zu kommen. Dass mir dies nur in Ansätzen gelang, lag nicht nur an meiner wenig dominierenden Stimme, sondern hatte seine Ursache auch –und vor allem– darin, dass die anderen Kombattanten –wohl in ihrem Bemühen, sprachliche Missverständnisse untereinander zu vermeiden und aus dem Korsett ihres begrenzten Vokabulars des Englischen auszubrechen– zunehmend dazu übergingen, zentrale Punkte ihrer gegensätzlichen Thesen in dem mir –wie gesagt: nicht geläufigen– melodischen Italienisch zu artikulieren.

Von Temperament-Ausbrüchen in akademischen Runden Italiens ist mir bis dahin durchaus das eine oder andere berichtet worden, auch: dass bei Promotionskolloquien, wenn gegen den Promovenden ein Einwand erhoben worden ist, dann dieser recht häufig nicht dazu kommt, darauf zu erwidern, weil sein Betreuer vehement zu seinem Verteidiger wird und mit dem Kontrahenten dann bis zum Abschluss der vorgesehenen Prüfungszeit das Kolloquium bestreitet. Nun, einem solchen Doktoranden kann dies natürlich sehr recht sein; mir, der ich hier kein Doktorand war, *mir* war solches in *meiner* Lage *keineswegs* recht. Aber mir fehlte hier die Vehemenz.

Quälende Viertelstunden vergingen so, mit immer wieder wenngleich stets erfolglosen Versuchen meinerseits, die unvorhergesehenermaßen vorgezogene Diskussion nicht so an mir vorbeilaufen zu lassen, und mit laufend abbröckelnder Hörerschaft. Zunehmend verlor dabei die jeweils noch verbliebene Hörerschaft vor meinen Augen die Farben; denn ein längst überwunden geglaubtes Phänomen stellte sich wieder ein: In den ersten Jahren meiner Vorlesungstätigkeit –und später dann noch in den ersten Sitzungen zu Beginn eines jeden Semesters– hab' ich die Studenten nur verschwommen und ohne jegliche Farben wahrnehmen können; einzelne Teilnehmer konnt' ich aus diesem wenig differenzierten Gesichtsfeld jeweils erst dann abheben, wenn sie sich öfters –und dabei möglichst mit qualifizierten Beiträgen– bemerkbar und hervorgehoben hatten. Der in den Jahren danach sich –wenngleich natürlich mit Rückschlägen– mehr und mehr durchsetzende Prozess des sofortigen Sehen-Könnens setzte nun an, wieder rückläufig zu verlaufen: Denn zunehmend verloren –wie gesagt– die Hörer in meinem Gesichtsfeld ihre Farben und Konturen; einzelne von ihnen hab' ich schon längst nicht mehr ausmachen können; und mehr und mehr wurde für mich Alles ein Grau-in-Grau.

Irgendwann machte mich der Direktor flüsternd darauf aufmerksam, dass für Vortrag und Diskussion nur noch zwanzig Minuten an Zeit zur Verfügung stünden. Ich unterbrach daher –was mir jedoch nicht bei meinem allerersten Anlauf gelang– mit Hilfe des Mikrophons die –für die zwischenzeitlich auf sechs Personen angewachsene Diskussionsrunde sicherlich ungemein interessante– Diskussion, indem ich sie nun eindringlichst bat, mich nun meine Thesen noch in aller Kürze skizzieren zu lassen, da sonst eine Fortsetzung meines Vortrags nicht mehr sinnbringend wäre. Mehr als zehn Minuten hatt' ich damit auch Erfolg; danach aber loderte das unterschwellig weiterglimmende Feuer des Debattierens an einer anderen Stelle meiner Thesen wieder auf. Endlos lang empfand ich diese weiteren fünf Minuten, die ich benötigte, um

diesen aufgeflackerten Schwelbrand einzudämmen; und ich bestand darauf, dass ich jetzt, nach diesen ausgiebigen Diskussionen, vor dem Beendigen meines Vortrags keine weiteren Fragen und auch keine Einwände mehr entgegennehmen werde.

„10 minutes!“ stand auf dem Zettelchen, das mir der Direktor jetzt auf mein Pult legte; und nun machte ich den dritten Fehler: Anstatt die Dinge so weiterlaufen zu lassen, wie sie sich nun eben unvorhergesehenerweise gestaltet hatten –d.h.: statt im Plauschton nochmals die Stränge meiner vorgesehenen Argumentation darzulegen und deren Konklusionen dabei genauso vage wie buntschillernd auszumalen, trennte ich mich zwar –der Not des Zeitdrucks gehorchend– von meinem Manuskript, versuchte aber, dabei keine Rosine dieses Kuchens vergessend, diese Argumente vor einem nunmehr bereits halbleeren Hörsaal *komprimiert* –um nicht zu sagen: *dehydriert*– zu präsentieren.

Das hatte natürlich nicht gut gehen können; und das hätt' ich zuvor wissen müssen. Ich hatte dies natürlich gewusst, immer schon gewusst, irgendwo in meinem Gedächtnis; aber dieses Wissen hatte sich in diesen Minuten des Bangens und Hoffens nicht gegen den Willen zur Perfektion durchsetzen können. So geht das halt in mental eingeengten Situationen. Nein, das war natürlich Idiotie!

Denn sagen Sie selbst: Auch dann, wenn Ihnen –wie in anderen Fällen mir– eine mit Rosinen durchsetzte Sahnequarktorte mundet, schätzen Sie dann auch die Ansammlung der daraus herausgepickten und so dann Ihnen zusammengeballt vorgesetzten Rosinen?

Einige Minuten lang hab' ich –einen unruhig gewordenen Direktor neben mir stehend– die vorgesehene Zeit dennoch überzogen. Doch dann erklärte dieser, meine Rede vor dem Zusammenfassen meiner Ergebnisse ruppig abwürgend, den verbliebenen Hörern, dass die Diskussion nun, da der Saal sogleich anderweitig verwendet werde, leider nicht mehr möglich sei; und er dankte mir herzlich für meine –angeblich– ungemein interessanten Ausführungen. Dem dünnen Applaus ließ er noch einige Worte auf Italienisch folgen, die ich abermals nicht verstand, die jedoch wohl auch nicht für mich gedacht waren, sondern nur vermutlich einige organisatorische Hinweise –vielleicht auf kommende Vorträge dieser Art– enthielten.

Nun möglichst schnell in mein Hotel zurück zu gelangen, um dort in meinem Zimmer wieder einen klaren Kopf zu bekommen, und um danach im Ristorante des Hotels ein Milanese Schnitzel zu verzehren und Rotwein aus der Toskana zu genießen, um auf diese Weise den vorangegangenen Teil dieses Abends zu vergessen, das war jetzt mein innigstes Verlangen; und zielstrebig peilte ich daher die rechts vom Pult

vorhandene Seitentür dieser Aula an. Doch genauso zielstrebig erreichte mich dort ein leicht-fülliger Mann in dunkelgrauem Anzug, weißem Hemd und schräg gestreifter Krawatte, dessen rundes Gesicht ein üppiger wengleich kurz geschnittener dunkler Vollbart zierte und der mich durch eine Hornbrille wohlwollend und zugleich erwartungsvoll ansah.

„Ecco!“, hörte ich ihn sagen; und ich wusste nicht, wie ich dieses: „Na bitte!“ zu verstehen hatte. „Wie bitte?“, fragte ich –etwas begriffstutzig– daher zurück; und erneut vernahm ich von ihm dieses Wort „Ecco!“, das in dieser Lage im Deutschen auch durch: „Ich hab’s ja gewusst!“ wiedergegeben werden kann, und das ich –so übersetzt– nicht sofort recht einzuordnen wusste.

„Könnten Sie mir bitte Ihren Namen nennen?“, fragte ich ihn daher nun auf Englisch; und er antwortete mir in dieser Sprache: „Wie ich Ihnen dies bereits zwei Male gesagt hatte: Eco, Umberto Eco! Vielleicht haben Sie meinen Name schon einmal irgendwo gehört oder gelesen!“

Wie lange daraufhin in meinem Schaltzentrum ein elektrischer Impuls den anderen gejagt hat, das weiß ich nicht; irgendwann aber kamen dort auch wieder zusammenhängende Gedanken auf. „Ich freue mich, Sie zu treffen und kennen zu lernen!“, brachte ich schließlich hervor.

„Die Freude liegt ganz auf meiner Seite!“, vernahm ich ihn.

„Wie denn? Meine philosophischen Veröffentlichungen behandeln doch keine Themen aus Ihren Arbeitsgebieten; diese formalsprachlich hin ausgerichteten Schriften werden Sie sicherlich noch nicht gelesen haben. Und von meinen bisher gehaltenen Vorträgen –auch von den wenigen, die ich vor dem heutigen Tag in Italien gehalten habe und die wissenschaftstheoretische Themen betrafen– werden Sie bestimmt keinen gehört haben.“

„Nein, diese natürlich nicht! Aber nachdem ich die Mitteilung erhalten hatte, dass Sie hier vortragen werden, hat mich gerade wegen des angezeigten Themas interessiert, was Sie bislang publiziert haben. Zwei Aufsätze davon hab’ ich –soweit meine bescheidenen Vorkenntnisse in Analytischer Philosophie reichen– nicht ohne Genuss gelesen, und zudem auch den Klappentext Ihres kleinen Logik-Buches.“

Aber das ist jetzt nicht wichtig. Kommen Sie mit! Sie werden doch jetzt sicherlich Hunger haben! Ich kenne ein gutes Ristorante hier in der Nähe; dort serviert man auch einen herrlichen Wein, den sie direkt aus dem Fass zapfen: Er wird Ihnen munden! Kommen Sie mit!“

Und ich begleitete ihn. Vor uns verließ eine kleine Gruppe von Hörern den Saal durch die gleiche Tür, unter ihnen auch zwei Damen. Die eine von ihnen –sie trug eine schwarze Jacke über einem schwarzen

kniefreien Rock– drehte sich nach mir um und sprach mich mit nahezu akzentfreiem Deutsch an: „Ihr Vortrag war ungemein interessant; und gerne würd' ich mit Ihnen noch ausgiebig über Ihre Ansicht zu diesem wichtigen Thema sprechen!“

„Haben Sie vielen Dank!“, hörte ich mich sagen. „Aber ich bin mit der Art, in der ich Ihnen vorhin meine Gedanken hierzu vorgetragen habe, nicht sehr zufrieden.“

Natürlich würd' ich mich ebenfalls sehr freuen, mit Ihnen und mit jedem Anderen, der an meinen Ausführungen etwas ihn Interessierendes hat finden können, darüber zu sprechen, zumal ich noch einige Tage hier in Ihrer schönen Stadt bleiben werde. Jetzt allerdings“, setzte ich hinzu, da ich ihre Bemerkung als Ausdruck mediterraner Höflichkeit erachtete, „ist mir dies leider nicht möglich!“

„Haben Sie vielen Dank!“, rief sie mir im Weitergehen nach. „Ich werde darauf zurückkommen!“. Und schon wurd' ich von Eco fortgezogen, durchaus nicht gegen meinen Willen. Und von ihrem ebenmäßigen Gesicht mit den zwei leicht auseinanderstehenden hellen Augen lombardischer Art konnt' ich mir in der Eile nicht allzu viel merken.

Der Fisch, den Eco zu wählen mir empfohlen hatte, war mit heimischen Kräutern sanft gewürzt; und er schmeckte zart wie eine junge Forelle. Und der trockene Weißwein perlte sanft auf der Zunge. Leider hab' ich die Namen dieser beiden Köstlichkeiten vergessen, sodass ich sie Ihnen jetzt nicht mehr benennen kann. Seit wenigen Jahren kann ich mich –im Gegensatz zu meiner Münchner Zeit– zunehmend mich nur noch jeweils auf *eine* Sache konzentrieren; und das war im vorliegenden Fall das Thema der Dialoge Platon's.

Dieses Thema erforderte während dieses Arbeits-Essens in der Tat meine gesamte Aufmerksamkeit, und dies nicht nur seinem Inhalt, sondern auch seiner von Eco gesetzten Themenstellung her: Trotz eines – nun schon über eine Stunde lang währenden– Plauschens war mir immer noch nicht die Richtung zu dem Ziel, das er dabei anzustreben gedachte, klar und deutlich geworden.

Ja, über eine Stunde lang hatten wir bereits über die altbekannte Frage gesprochen, ob Platon neben seinen Dialogen auch systematische Lehrschriften verfasst habe; und mein Eindruck verfestigte sich zunehmend, dass dieses Thema noch nicht der Grund für seine Einladung zu diesem gemeinsamen Abendessen sei. Den flüchtig aufkeimenden Gedanken, er könne auch ganz ohne einen solchen Grund mit mir habe essen und parlieren wollen, verwarf ich sofort; denn der *transatlantische* Stil, die zwischenmenschlichen Beziehungen *nicht ohne* jeglichen Zweck zu pflegen, hat sich zunehmend auch im vormals *Old Europe*

derart fest etabliert, dass man im Einzelfall mit dem Eintreffen einer nur-menschlichen Kontaktaufnahme nicht mehr zu rechnen braucht.

Lebhaft vertrat er die Ansicht, dass es solche Schriften gegeben haben müsse, sei's von Platon selber, oder sei's –als geheime Mitschrift– von einigen seiner Schüler. Denn anders sei die Wirkung seiner Lehre wie auch das Fortdauern der Akademie über mehr als ein halbes Jahrtausend über seinen Tod hinaus nicht gut zu erklären.

Wenn es –so warf ich ein– solche Mitschriften von vorgetragene systematischen Lehrmeinungen Platon's gegeben hätte –und unter seinen Schülern waren sicherlich auch wissbegierige junge Männer aus reichem Hause–, dann hätte die griechische Antike hiervon etwas wissen müssen, und dies auch dann, wenn der Inhalt selber beim Zusammenbruch der alt-griechischen Kultur zunächst durch den Einbruch des Christentums und danach durch den des Islams verlorengegangen sei.

Dass solche –entgegnete er mir– nirgendwo erwähnt würden, das könne doch auch so erklärt werden: Zweifellos habe es auch unter Platon's Schülern einen äußeren sowie einen inneren Kreis gegeben. Der äußere Kreis habe niemals solche systematische Lehren vorgetragen erhalten oder schriftlich zu Gesicht bekommen; deren Aufgabe sei es vielmehr gewesen, anhand von Platon's Dialogen das dialektische Argumentieren zu erlernen und sich anhand der im „Symposion“ aufgeführten –und der Priesterin Diotima in den Mund gelegten– Methode dem direkten Sehen-Können der ewigen Ideen zu nähern; kurz: Sie hätten sich vorab mit dem Vorgehen Platon's vertraut und es sich zu Eigen zu machen gehabt, sozusagen im Vorhof sich als würdig zu erweisen gehabt, bevor er sie in den Tempel der Wahrheit leiten hat können bzw. wollen, eben in jene Halle, die dem inneren Kreis vorbehalten geblieben ist. Dieser innere Kreis aber war –dem Eleusischen Bund vergleichbar– zu absoluter Geheimhaltung verpflichtet; und deren Mitglieder hätten aus elitären Gründen –in dem Gefühl, zu den wenigen Auserwählten zu gehören– zudem auch aus eig'nem Antrieb das Geheimhalten konsequent befolgt, um sich auf diese Weise von den Nicht-Auserwählten abzuschirmen. Ja, stärker als jedes Gebot oder Verbot habe dieses erhebende Gefühl sie davon abgehalten, durch Kopieren und Weiterverbreiten dieser systematischen Schriften das Vorrecht, zu den Auserwählten zu gehören, einzubüßen und auf Dauer zu verlieren. Da nun jemand, der zugibt, er habe ein Geheimnis, damit bereits die Hälfte dieses Geheimnisses preisgegeben hat und die andere Hälfte sodann ebenfalls recht bald verlieren wird, deshalb wird auch niemand aus dem inneren Kreis zugegeben haben, es gäbe solche Schriften systematischen Inhalts, sondern –ganz im Gegenteil– dies heftigst verleugnet haben.

Ich gestand ihm zu, seine Darstellung sei in sich schlüssig und überzeuge mich daher etwas, wenngleich nicht vollständig; denn der Möglichkeit, dass es solche Mitschriften überhaupt nicht gegeben habe, könne ich mich nicht gänzlich verschließen. Deren Nicht-Existenz sei zum Beispiel so erklärbar: Zu Lebzeiten Platon's seien derartige Mitschriften deswegen nicht entstanden, weil dies Platon's ausdrücklicher Wille gewesen sei, dem man sich –ohne dessen Akademie den Rücken kehren zu müssen– nicht habe widersetzen können. Hinzu komme auch, dass er doch insbesondere in die „Politeia“ bereits systematische Teile einer Gesamtheorie eingewoben habe; und ohne jeden Zweifel hätten die Mitglieder seiner Akademie gehofft und erwartet, er werde ihnen daher in wenigen Jahren einen Text zum Mitschreiben diktieren, der die restlichen Teile hiervon enthalte, sodass niemand von ihnen die bislang von Platon in Akademie-Vorträgen dargelegten Vorentwürfe, die danach als stümperhaft hätten erscheinen müssen, habe mitschreiben und sich danach solcherart habe blamieren wollen.

So ging es eine Weile hin und her; und er behauptete u.a., dass die Bibliothek in Alexandrien sicherlich Kopien hiervon gehabt habe, oder vielleicht sogar die Originale: „Vielleicht haben sie sich von der Akademie die Originale gegen eine dort hinterlegte respektable Kautions zum Zweck des Abschreibens hinterlegt und haben sodann das Original behalten und die Abschrift –mit Verzicht auf die Kautions– zurückgesandt; denn das wäre ja nicht das einzige Mal gewesen, dass sie beim Erwerb von Schriften derart rüde vorgegangen sind!“. Aber diese Bibliothek sei eben von Caesar angezündet worden, und dies zum Zweck der Verteidigung gegen Kleopatra's Bruder bewusst, da Pergament sehr lange zum Verbrennen benötigt. Zwar habe Marcus Antonius später seiner Kleopatra, der er hörig gewesen sei, als Ersatz die Bibliothek von Pergamon zukommen lassen: diese jedoch sei später durch die in Alexandrien von Sankt Kyrillos aufgehetzten Christen –nachdem sie die damalige Leiterin dieser größten Bibliothek Afrikas samt Europa und dem vorderen Orient, die Mathematikerin und Philosophin Hypatia auf sehr qualvolle Art ums Leben gebracht hatten –ebenfalls angezündet und somit deren Bestand vollständig vernichtet worden.

„Vielleicht findet jemand irgendwann bei irgendwelchen Grabungen auf Rhodos oder sonst irgendwo sonst doch noch eine Kopie hiervon!“, fügte er hoffnungsvoll hinzu. Natürlich, die Abschriften in den Tempeln von Rhodos seien von den Kaisern Roms geplündert worden. „Aber vielleicht hat dort irgendwer eine Abschrift durch Vergraben zu sichern getrachtet, um sie vor derartigen Räubern zu schützen. Vielleicht ...“, seine Augen blinzelten mir hinter ihren dicken Gläsern zu, „ ...

findet man dort dann auch solche Texte von Platon, oder gar solche über Sokrates, die uns einen authentischen Einblick in dessen Philosophie gewähren! Das liegt doch gleichfalls im Bereich des Möglichen!“

„Ja!“, bekräftigte ich erstaunt; und ich redete mir auf diese Art gut zu: ›Willy, bleib‘ jetzt nüchtern! Gelegentlich *gibt’s* eben *Zufälle*, auch die Aussagen Anderer betreffend; und dass das recht Unwahrscheinliche eintritt, eben *das* ist Zufall: Was denn sonst soll Zufall sein?! Deshalb darfst Du jetzt in seine Bemerkung *nicht mehr* hineindenken, als in ihr –vorurteilsfrei betrachtet– *ausgesagt* ist!‹

Die Vorsokratiker –so fuhr er, derart ausholend nun fort, nachdem er mir diese Denkpause gewährt hatte– hätten ja gleichfalls selber eigene Schriften verfasst; und natürlich hätten sie auch Lehrreden gehalten, wobei zumindest bei Anaxagoras eine –durchaus stümperhafte– Mitschrift den Sturm der Zeiten überdauert habe. Wären die Bibliotheken unserer Antike erhalten geblieben, so würden wir heutzutage mit einiger Wahrscheinlichkeit den Aristoteles als einen Synkretiker –wenn nicht gar als einen Kompilatoren– erachten; denn Aristoteles habe das Glück gehabt, dass seine Schriften in der Bibliothek von Rhodos vom dortigen Bibliothekar Stephanos gesichtet und geordnet und bewahrt worden sind; ein derartiges Glück hätte Anaxagoras nicht gehabt, von Protagoras ganz zu schweigen.

„Und überlegen Sie sich, welche schäbigen Reste –welche Zufallsauswahl– aus den Werken etwa des Sophokles oder des Aischylos uns nur erhalten sind, aber wie großartig diese uns noch verbliebenen Werke doch sind: Damit kann kein Dante Alighieri mithalten!“

Das aber fand ich maßlos übertrieben: „Jedenfalls ist seine „Göttliche Komödie“ Weltliteratur!“, so hab‘ ich da richtigstellen müssen. „Und davon kann man auch dann nicht abgehen, wenn man sein Werk –aus welchen Gründen der Kunstauffassung auch immer– nicht schätzt!“. Er holte Luft; und daher fuhr ich rasch fort: „Ich glaube vielmehr, im Anwenden der Methoden der Literaturwissenschaftenzeigen zu können, wie sehr es beispielsweise Goethe, der ihn nachzuahmen sich bemüht hatte, dabei im Vergleich mit ihm an Ausdruckskraft und an Aussagegehalt mangelt. Aber ...“

Weiter kam ich nicht mehr. Denn an dieser Stelle unterbrach er mich nun mit leicht erhobener Stimme: „Ob Dante ein großer Dichter war oder nicht, das kann man im italienischen Original besser erkennen als in einer deutschen Übersetzung; und überdies ist nicht auszuschließen, dass ein guter und treuer Übersetzer aus missverstandener Pietät dem Autor gegenüber Schwachstellen im Original ausbügelt und damit die Übersetzung besser macht, als dies das Original ist!“. Der Hieb saß;

und nach sekundenlangem Schweigen führte er, wieder ruhig werdend, weiter aus: „Stellen Sie sich doch einmal vor, Dante habe nicht damals – nach dem Niedergang der Antike und noch vor dem Erblühen des Mittelalters– gelebt und geschrieben, sondern würde sein Werk –in dem dann die Namen von Personen seiner Zeit natürlich durch die von geeignet gewählten Menschen unserer Tage ersetzt sind– gegenwärtig irgendeinem seriösen Verlag zur Publikation anbieten: Höchstens Dissertationsverlage und ähnliche Verlage aus der zweiten Reihe, die heutzutage nahezu alles, was Ihnen an Manuskripten durch die Post zugestellt wird, drucken und zum Verkauf anbieten, würde diese politische Agitationsepik in ihr Verlagsprogramm aufnehmen, und auch dies nur unter der Voraussetzung der Übernahme der dem Verlag dabei entstehenden Druck- und Vertriebskosten. Denn ein von einem gegenwärtigen Autor in einem derart vagabundierenden Stil erstelltes Werk würde weder Reich-Radnitzky noch irgend ein anderer Rezensent der Besprechung wert finden; und daher ist hierfür dann auch kein nennenswerter Leserkreis hierfür zu erwarten.“

Man brauche ja –so wagte ich mich, nachdem er alles das vorgetragen hatte, nun wieder hervor–, die Literatur der beginnenden italienischen Renaissance betreffend, sich nicht unbedingt an Dante anzuklammern; und mangels umfangreicher Kenntnisse in der italienischen Literatur –insbesondere der Literatur jener Zeit– müsse ich jetzt diese Feststellung über Dante vorerst akzeptieren. Aber die literarischen Werke der damaligen Zeit würde doch, meinem bescheidenen Wissen nach, immerhin den Menschen den Menschen individueller und weit weniger schematisch und daher wirklichkeitsnäher darstellen, als dies in den zwei Dutzend Jahrhunderten vor ihm erfolgt sei; und falls es überhaupt möglich sei, die alt-griechische oder gar die römische Literatur mit der früh-italienischen zu vergleichen, so stehe letztere ja doch auf keinen Fall schlecht da.

„An welchen Autor“, fiel er ein, „denken Sie da beispielsweise, abgesehen von Dante?“

„Nu, äh ... “ –ach ja, hätt’ er nicht derart bohrend gefragt, so wären mir sofort vier oder fünf Namen von bedeutenden Dichtern aus jener Zeit eingefallen– „... äh, Boccaccio zum Beispiel!“, das entkam stotternd meinem Mund; und ich spürte, wie mir Hitze in den Kopf stieg.

Ihn aber hob meine Antwort buchstäblich von seinem Sitz: „Boccaccio, meinen Sie? Haben Sie noch etwas Zeit? Hierüber müssen wir ausführlicher sprechen, am besten bei mir daheim! Ich würd’ Ihnen dort auch einen Wein anbieten, an dem Sie Gefallen haben werden. Und nach dem Gespräch, das wir beim Genießen dieses köstlichen Tropfens füh-

ren werden, bring' ich Sie in Ihr Hotel; dieses befindet sich in der Nähe meiner Wohnung.“

Wiewohl ich mit Bezug auf die durchaus ansehnliche Zeche nun alle meine Überredungskünste –diese leider mehr und mehr der Vergessenheit anheimfallenden sozialen Verhaltensformen meiner Geburts-Heimat im nordöstlichen Tschechien– aufwendete, um wenigstens einen Teil des dem Kellner zu überreichenden Betrags zu übernehmen, blieb ich dennoch –wie aber eigentlich vorherzusehen gewesen war– erfolglos: Er beherrschte diese –in Italien noch nicht verödeten– Regeln besser als ich; und ich war zudem eben auch –anders als er– der Landessprache in deren örtlichem Dialekt nicht mächtig.

Erstaunt war die Signora, *wen* da ihr werter Gatte *diesmal* so spät abends mit nach Hause gebracht hatte. Aber diese würdige Dame mit ihrem herb geschnittenen Gesicht, in dem man ihre vergangene rassige Schönheit auch jetzt noch erkennen konnte, bemerkte sofort, dass mir ihr Gedanke nicht entgangen war; und sie lächelte mir daraufhin höflich und freundlich zu. Sie führte uns in die Bibliothek ihres Mannes, wo wir dann in durchgesehenen Clubsesseln um einen runden und niederen Marmortisch Platz nahmen. Nach einer Weile des allgemeinen höflichen Plauschens über mich und meine Professur an der Frankfurter Goethe-Universität und nach ihrer Schilderung der Geschichte von Bologna und seiner Universität verabschiedete sie sich mit dem Hinweis auf die bereits vorgerückte Zeit und auf ihre am nächsten Morgen anstehenden Termine.

Der Weißwein, den der Gastgeber nun auftischte, war von kräftiger goldgelber Farbe; und auf dem Etikett stand: „Est! Est! Est!“ zu lesen. „Er kommt aus Montefiascone!“, erklärte mir Eco; und spitzbübisch lächelte sein Mund dabei. Nun ja, ich verstand diese Anspielung.

Aber jedenfalls war dieser herbe Tropfen genau nach meinem Geschmack: Er passte trefflich zu den nicht minder herben Erlebnissen des vergangenen Spätnachmittags; und dabei rundete er alles Vergangene ab und nahm der Erinnerung daran die scharfen Spitzen.

„Wo waren wir vorhin stehengeblieben?“, fragte Eco, und dies dabei mehr sich als mich. „Ach ja, bei Platon's „Symposion“: Die Zahlen und ihre jeweiligen Bedeutungen ... : die Zahl 4 für die Welt und hier damit für die in diesem Dialog aufgeführten vier weltlichen Monologe, und die Zahl 3 für die Gottheit und hier damit für die in diesem Dialog aufgeführten drei göttlichen Monologe; davon hatten Sie in Ihrem Vortrag gesprochen; und Sie hatten zudem auch noch auf Bezüge zu Pythagoras und auf dessen Zahlen-Mystik geben wollen. Können Sie mir hiervon bitte noch das eine oder andere mehr berichten?!“

Ich wies ihn darauf hin, dass diese Überlegungen eigentlich mehr den Rand des Inhalts meines geplanten –und eben leider nicht zuende gebrachten– Vortrags betreffen; das was ich habe darlegen wollen, könne man auch ganz ohne diese –in Platon's Denken eingeflossene– Zahlen-Mystik verstehen.

Aber dies schien er zu überhören. Oder er schien zu glauben, dies seinen jetzt Ausflüchte von mir, geäußert mit dem Ziel, bestimmte geheime Erkenntnisse ihm nicht preisgeben zu wollen. Und umso fester war sein Wille, an eben diese –angeblichen– Erkenntnisse heranzukommen. *Was* das alles, was er ganz offenkundig aus mir herauslocken hat wollen, nun jedoch für ein Wissen war, *das* hätt' ich natürlich selber allzu gerne gewusst.

„Fünf Finger haben wir an einer Hand,“ versuchte ich nun, dem Gespräch einen festen Boden zu verschaffen, „wenn wir im kontinentalen wie auch im altgriechischen und im altpersischen und im altindischen Sinn den Daumen als Finger erachten, und daher zehn an beiden Händen. Die Zahl 10 liegt uns Menschen demnach auf naturgegebene Art nahe. Und insofern hat Boccaccio recht daran getan, seine Geschichten *nicht* gemäß einer platonisch-pythagoräischen Vorstellung vom angeblichen Sinn der Natürlichen Zahlen zu gliedern, demnach im Sinne von irgendwelchen Ordnungen, die nur in den Köpfen einiger weniger Menschen existieren. Ja, so seh' ich das: Er hat recht daran getan, sich, was Zahlen betrifft, an dem zu halten, was uns unsere Hände zeigen; und sich daran zu orientieren, *das* ist neu und bahnbrechend gewesen, damals!“

„Besser gesagt: Boccaccio ist nicht fähig gewesen, den Inhalt der zahlenmystischen Vorstellungen seiner Vorlagen zu ermessen; und er hat deswegen seinem Machwerk eine Zahlenstruktur verpasst, eine seinem ärmlichen Denken angepasste, die zu verstehen er eben irgendwie in der Lage gewesen ist.

Was ist denn beispielsweise 108 für eine Zahl? Sie ist schwer zu durchschauen. Da ist dann 100 doch viel leichter zu verstehen, nämlich: als $10 \cdot 10$, somit als 10^2 . Das versteht auch ein unbedarfter Geist; und mit einem solchen hat Boccaccio dann gearbeitet.

Und *wie* er damit gearbeitet hat! Er nimmt den ihm vorliegenden Text, lässt daraus alles das beiseite, was über das unmittelbar Sexuelle hin-ausgeht, und füllt das, was zu Hundert noch fehlt, mit irgendwelchen Gassenschwänken und mit primitiven, von ihm selbst erfundenen Geschichten auf.

Ist Ihnen denn nicht ebenfalls aufgefallen, wie wirr und unzusammenhängend die Aufeinanderfolge seiner Geschichten ist, wie zusam-

mengewürfelt und konzeptionslos sie arrangiert sind, und auch, wie unterschiedlich deren Niveau ist? Da haben ja die Gebrüder Grimm ihre jeweiligen Vorlagen –zugestanden: bei vorgeheuchelter Treue von deren Wiedergabe– viel besser gestaltet, von Clemens Brentano dabei ganz zu schweigen!“

Hier musst' ich ihm zwar Recht geben, hab' aber dabei dieses klarstellen müssen: Die Romantiker seien –so versicherte ich ihm– davon ausgegangen, der Kern der Volkserzählungen sei mit viel Staub bedeckt und müsse deswegen von diesem *gereinigt* werden, sodass der *mit reinem Blick sehende* Dichter die *wahre* Darstellung der einzelnen Erzählungen *unvermittelt erblicken* könne.

„Für die beiden Grimms mag das vielleicht gelten!“, warf er da ein. „Doch dazu kann ich wenig sagen. Für Brentano hingegen gilt dies nicht! Denken Sie etwa an sein Märchen „Fanferlieschen Schönefüßchen“: Meinen Sie im Ernst, Brentano habe beim Niederschreiben dieser Geschichte an einen italienischen Volksmund geglaubt, der dieses Märchen ursprünglich in jugendfreier Art erstellt habe, von wo ab es aber im italienischen Original mehr und mehr mit sexuellem Staub bedeckt worden ist, den Abzuwaschen ihm schließlich gelungen sei? Nein! Vielmehr ist ihm die von ihm benützte italienische Vorlage –einem primitiven Adligen-Schwank, unter Brüdern gesagt!– als zu anrühlich erschienen; und daher hat er aus ihr alle sexuellen Komponenten entfernt und sie ansonsten mit barocken Girlanden und endlosen Warteschleifen angereichert. Ja, so zeigt sich mir sein Werk!

Ganz anders Boccaccio: Dieser hat in seiner Vorlage teils nach sexuellen und teils nach burlesken Aspekten geplündert, ohne sich dabei von irgendwelchen Vorstellungen zur Anreicherung derselben leiten zu lassen, wie dumm diese Vorstellungen –siehe Brentano– auch gewesen sein könnten. Was er darin nicht verstanden hat, das hat er weggelassen, und dabei manchmal nur Herzstücke einzelner Geschichten, das eine oder andere Mal aber eben auch ganze Geschichten. Und um auf die Zahl 100 zu kommen, hat er dann noch rasch Erfundenes oder irgendo Gefundenes der Sammlung irgendwie ungeordnet eingefügt:

„Die dadurch entstand'ne Leere
füllt er in der Regenröhre“,

um sein Vorgehen mit Worten von Wilhelm Busch zu beschreiben.“

Selbstverständlich benütze –bemerkte ich dazu– jeder Schriftsteller Vorlagen, zumeist die von Vorgängern, seltener die von Zeitgenossen, gelegentlich aber auch eigene aus früheren Jahren; alles das kann man an dem Jahrhundert-Werk „Der Meister und Margarita“ von Michail Bulgakow sehr schön erkennen. Was dann den großen Schriftsteller

ausmacht, das ist die Sicht des von ihm zu erstellenden literarischen Gebäudes, der gemäß er seine ihm vorliegenden Bausteine behaut und zielgeleitet da oder hingegen dort einfügt. Nicht anders sei wohl Boccaccio vorgegangen; dass dabei das Ordnungsschema, das ihm die Zahl 10^2 vorgegeben habe, ihm wenig Möglichkeiten zur Genialität verliehen hat, das wolle ich nicht abstreiten.

Wortlos erhob sich nun Eco und begab sich zum hinteren Teil seiner Bücherwand. Dort entnahm er dann aus der oberen Ecke zwei nebeneinander aufgereihte Bücher, eines davon mit einem alten Einband, das andere hingegen mit einem sehr alten Einband; und, zu mir zurückgekommen, reichte er mir beide Bände: „Hier“, rief er, „haben Sie eine Ausgabe des „Decamerone“; und da sehen Sie nun die Vorlage, die Boccaccio gekannt und schlecht verstanden hat! Vergleichen Sie beide miteinander; und danach urteilen Sie!“

Und er ließ mir Zeit.

Giovanni Boccaccio's „Decamerone“ hatte ich in meiner Jugendzeit ausgiebig studiert, wenngleich natürlich nur in deutscher Übersetzung; daher blätterte ich diese über hundert Jahre alte italienische Ausgabe jetzt flüchtig durch und legte sie sodann zur Seite.

Aber dieses ganz alte Buch mit dem bereits leicht zerschlissenen Ledereinband, das hielt ich zunächst –und ohne gleich hineinzuschauen– nicht ohne Ehrfurcht in meinen Händen; und danach schlug ich vorsichtig Seite für Seite auf. Es war –soviel wurde mir auf einen Blick klar– handgeschrieben erstellt worden; es könnte daher –mit Blick auf Johannes Gutenberg geb. Gensfleisch– durchaus älter als fünfhundert Jahre sein; und beim Beriechen der vergilbten Blätter gewann ich die Gewissheit, dass es auch kein Werk einer kunstvollen Reproduktion aus diesem Jahrhundert sein kann: Es duftete in eben der Art, die die Silberfischchen anzieht.

Dieses anonym verfasste Werk war auf Lateinisch verfasst; und es war ganz offensichtlich zu der Zeit, als Gebildete noch Latein fließend lesen konnten, oft und fleißig studiert worden. Gleich hinter dem Titelblatt waren blütenweiße ebenfalls handbeschriebene Blätter eingelegt, auf den ersten Blick erkennbar: das –wohl von Eco selber– verfasste Inhaltsverzeichnis, durch nummeriert und mit Seitenangaben versehen. Die Anzahl der Geschichten war 108.

Mir zitterten ein paar Augenblicke lang die Hände; und ich starrte unentwegt auf dieses Inhaltsverzeichnis, recht verdutzt und etwas ungläubig und zugleich reichlich erschüttert. Und danach schlug ich wahllos irgendwelche Seiten auf, um mich innerlich wieder zu bewegen und mich fassen zu können.

Er störte mich bei meinem Denken nicht; und ich wusste nicht, was ich denken sollte. Irgendwo in diesem Zimmer tickte eine Uhr; und sie tickte von Minute zu Minute lauter und aufdringlicher. Daher zwang ich mich nun mit brachialer Gewalt dazu, einen Absatz zu lesen, um dieses nervige Ticken aus meinem Bewusstsein verdrängen zu können.

„Das Latein, das der Autor dieses älteren Werkes verwendet hat, ist nicht allzu anspruchsvoll!“, begann ich, damit die lähmende Stille durchbrechend.

Er lächelte fein: „So darf man das nicht sagen, vor allem aber nicht jemand, der –wie Sie in diesen Tagen– die Alpen von Norden nach Süden überquert hat! Denn es gibt nicht das gute und das schlechte Latein, im Gegensatz zu dem, was wir Cicero-Infizierten zumeist meinen. Vielmehr gibt es die unterschiedlichen Lateine der verschiedenen weit auseinanderliegenden römischen Provinzen, weiter auseinanderliegend als Sizilien und Lombardien, und auch weiter auseinanderliegend als Oberbayern und Niedersachsen. Nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reichs haben sich dort in den jeweiligen Bevölkerungen Mischsprachen entwickelt, während die Gebildeten ihr jeweiliges Latein weiterreichten; und so wurde aus „Caesar“ bei uns „Cesare“, hingegen bei Euch zunächst –und eigentlich zutreffender– „Kaisar“ und daraus dann schließlich „Kaiser“.

Ja! *Dieses* Latein, das Sie gerade studiert haben, *das* müssten Sie eigentlich *besonders* schätzen. Denn es enthält viele alte Germanismen. Es müsste demnach von fahrenden Scholaren aus dem mittelhochdeutschen Sprachraum stammen, oder auch von einer kleinen Gruppe von solchen Scholaren, die vereint nach Süden gereist sind, und die vereint die diversen Gefahren der Alpen-Überquerung gemeistert haben, und die daraufhin noch für einige Zeit zusammengeblieben sind und zusammen gearbeitet haben.“

„Und von diesen, meinen Sie, habe Boccaccio abgeschrieben??“

„So möcht' ich das nicht formulieren; denn „Abschreiben“ ist für den vorliegenden Fall sicherlich das verkehrte Wort.

Auch Wolfram von Eschenbach hat aus seinen Vorlagen nicht abgeschrieben; vielmehr hat er sie gestaltet, nämlich: umgestaltet im Sinne dessen, was er als sein Werk hat schaffen wollen. Auf diese Weise hat er ein ganz eigenständiges Werk erstellt, unabhängig davon, wie viel er seiner Vorlage entnommen und das so Entnommene dabei neu gestaltet hat.

Boccaccio hingegen hat diese Vorlage zusammen mit einigen anderen in der Art eines Steinbruchs verwendet und missbraucht, vergleichbar damit, wie die Bürger Roms im ausgehenden Altertum und im Mit-

telalter das Forum Romanum als Steinbruch zum Bauen ihrer Häuser benützt haben, irgendwie zusammengewürfelt, wo halt gerade was von welchem Bau hingepasst hat, und die Lücken aufgefüllt mit Steinen, die sie von sonstwo hergeholt haben.

Seine Vorlagen stammen –und das ist meine feste wenngleich jetzt kaum noch zu beweisende Vermutung– in der Hauptsache von Scholaren, die, von Norden kommend, zum Hof Friedrichs II nach Unteritalien gereist sind, oder die vielleicht bereits mit Friedrich Barbarossa nach Milano zur Großen Hochzeitsfeier begleitet hatten und dann wohl dort geblieben sind!“

„Das kann nicht sein! Denn die Geschichten des „Decamerone“ sind so italienisch, wie sie nur italienisch sein können! Sie sind nicht einmal in den gallo-romanischen Raum zu versetzen, geschweige denn in den germano-romanischen Raum! Sie stammen *nicht* aus dem nasskalten Norden!“

„Das behaupt‘ ich auch nicht. Natürlich stammt diese Vorlage von ihm von Geschichten, die solche Scholaren auf ihren wochen- und monatelangen Fußmärschen abends in den Gaststätten gehört hatten. Aber sie haben diese italienischen Volkserzählungen sodann *gestaltet*. Und *wie* sie sie gestaltet haben! Das sind danach *keine* Volkserzählungen mehr gewesen!“

„Und Sie meinen nun wohl, diese Scholaren hätten den auf solche Art da und dort aufgeschnappten Erzählungen überhaupt nichts hinzugefügt?“

„Ganz im Gegenteil! Den einzelnen Erzählungen haben sie dieses und jenes hinzugefügt; und den gehörten Erzählungen haben sie –um sie zur Anzahl 108 aufzustocken– noch gut empfundene erfundene Erzählungen hinzugefügt. Ich meine, solche auch identifizieren zu können: Ganz bestimmt gehören hierzu jene, die etwas philosophische –um dabei nicht zu sagen: häretische– Inhalte enthielten, gut versteckt zumeist, aber nicht unauffindbar versteckt!“

Ich nahm mir vor, ihn vor dem Verabschieden zu bitten, mir dieses Buch für die Dauer meines Aufenthalts in Bologna zu überlassen. „Wie alt mag es wohl sein?“, fragte ich ihn, nicht frei von Zweifeln.

„Dieses Exemplar, das Sie jetzt in Ihren Händen halten, ist, den darin verwendeten Buchstaben nach zu schließen, im ausgehenden 15ten Jahrhundert geschrieben worden, als Abschrift eines Textes aus dem 13ten Jahrhundert. Dafür zeugen die damals hierzulande üblich gewesenen Abkürzungen, die bald danach durch andere –durch noch kürzere– ersetzt worden und daher dann vergleichsweise rasch außer Gebrauch gekommen sind.“

Wiederum trat eine längere Stille ein, abgesehen von dem widerlichen Ticken der meinen Augen nicht zugänglichen Uhr. Das Rascheln der Blätter in diesem –durchaus nicht anspruchsvoll ausgestatteten– älteren Werks, das mein rasches Überfliegen der einzelnen Seiten begleitete, nahm diesem Ticken nicht so recht die Kraft. Es erwies sich nun, dass nach diesen Jahrzehnten seit meinem Abitur meine damaligen Fähigkeiten in Latein mir nicht mehr soweit unvermittelt zu Verfügung standen, dass ich diese Texte schlicht und einfach hätte herunterlesen können. Dass es sich bei diesen Geschichten da und dort um erotische, aber keinesfalls um vulgär-erotischen Literatur handelte, das war für mich dabei allerdings zweifelsfrei auszumachen.

Diesmal unterbrach Eco das Schweigen: „Der Schlüssel zu diesem Werk ist, meiner Vermutung nach, das Erkennen von dessen Komposition; und hierzu ist –natürlich neben anderen Überlegungen– insbesondere auch die Anzahl der einzelnen Erzählungen die unabdingbare Voraussetzung.

Diese Anzahl 108 ist keine Zufallszahl, keine Zahl, die sich durch zufällig erfolgtem Abschluss der Erzählungen so ergeben hat. Ich kann dies zwar noch nicht begründen; aber ich vertraue darauf, dass Sie mir hierzu einen Wink geben können. Wenn Sie dieses Werk genau lesen, werden Sie sodann mit mir darin übereinstimmen, dass hier irgendeine Komposition vorliegt.

Und mich interessiert nun eben, wie diese Zahl 108 –die ja, anders als die Zahl 100 des Dezimalsystems– zunächst keine Systematik aufweist, die aber auch nicht auf ein altbabylonisches Sexentasystem hinweist, da ihr zu 120 die 12 fehlt, zu deuten und dadurch dann verstehen ist. Denn die dahinterliegende Zahlenmystik zeigt an, welches philosophische Denken die Autoren geleitet hat!“

›Mathematiker müsste man jetzt sein!‹, ärgerte ich mich jetzt über mein nicht zuende geführtes Mathematik-Studium. Und ich versuchte, zu dieser vorgerückten Zeit, durchtränkt mit köstlichen Wein-Sorten, jetzt noch zu dividieren: 108 ist eine gerade Zahl und daher mit $54 \cdot 2$ identisch, wobei 54 ebenfalls gerade und daher mit $27 \cdot 2$ identisch ist, sodass gilt: $108 = 27 \cdot 4$. Und erfreut berichtete ich ihm: „ $27 \cdot 4$, so, wie morgen der 27.4 . ist!“

„... so, wie heute der 27.4 . ist!“, korrigierte er mich mit feinem Lächeln; und erschrocken bemerkte ich, wie zwischenzeitlich die Zeit verronnen war. Aber zugleich bot sich mir da nun eine Chance; und diese wollt' ich mir keinesfalls entgehen lassen:

„Es ist schon nach Mitternacht; und ich hab' Ihnen durch dieses un-
gemein interessante und für mich aufschlussreiche und wertvolle Ge-

sprach einen großen Teil der Nacht geraubt. Ich selber benötige –nach diesem nun ja vergangenen Tag– ebenfalls irgendwann die Bettruhe.

Doch ich würde gerne noch in meinem Hotel-Zimmer vor dem Einschlafen die eine oder andere Geschichte in diesem Werk lesen; und ich möchte gerne danach auch die übrigen Geschichten zumindest so weit überfliegen, dass ich mir einen Eindruck von der Art der Zusammenstellung dieser Text-Teile verschaffen kann. Vielleicht kommt mir danach – oder auch erst im Schlaf danach, gemäß: „Den Seinen gibt’s der Herr im Schlaf“ – ein Gedanke, mit dem ich Ihnen weiterhelfen könnte.

Wären Sie daher bitte so freundlich, mir dieses Werk zur Durchsicht für die Zeit meines Aufenthalts hier ... “, sein Erschrecken zeigte mir an, dass ich nur eine Minimal-Lösung anstreben sollte, „ ... oder wenigstens für diese Nacht zu überlassen? Ich versichere Ihnen, dass ich es ganz sorgfältig behandeln werde! Wenn Sie einmal meine eigene Bibliothek sehen werden –und ich darf doch hoffen, dass Sie mich, wenn Sie wieder nach Norden reisen, dann besuchen werden!–, dann werden Sie sofort erkennen, dass meine Bücher so aussehen, als hätt’ ich nie in ihnen gearbeitet. Und ich werde Ihr Buch in eben dieser Weise behandeln, demnach so, als wär’s mein eigenes!“

Tief bohrten sich die sekundenweisen Schläge dieses ekelhaft-lauten Weckers in die Stille, und durch die Stille in mein Ohr, und durch mein Ohr in mein Gehirn. Seine Augen hatte Eco jetzt geschlossen. Seine rechte Hand war zur Faust geballt; und seine linke zitterte leicht.

„Gut!“, flüsterte er schließlich. „Ich geb’ es Ihnen für diese Nacht mit. Ich vertrau’ es Ihnen an; und ich bitte Sie, dies wirklich als mein Vertrauen in Sie anzusehen! Ich darf Sie dann morgen in der Früh’ in Ihrem Hotel besuchen kommen!“

Abermals begab er sich zum Bücherregal; und er kehrte mit einem dicken Band zurück: „Hier geb’ ich Ihnen noch ein Wörterbuch vom Lateinischen ins Italienische mit; eines vom Italienischen ins Deutsche werden Sie ja vermutlich in Ihrem Reisegepäck haben!

Brauchen Sie den „Decamerone“?“

„Nein, ganz bestimmt nicht. Denn so lange dauert die Nacht heute nicht mehr. Und kenn’ ich die Inhalte dieses Buchs.“

Er brachte mich ins Hotel. Und auch auf dem Fußweg dorthin redeten wir noch über Boccaccio und über damit Zusammenhängendes. Ich fragte ihn, ob er die mittelhochdeutsche Literatur nicht etwas überschätze; und er verwies mich auf die lateinische und früh-italienische Poetik am Hof des Stauferkaisers von Sizilien. Ach ja: Es gab keinen Einwand von mir, auf den er nicht die schlagende Erwiderung bereit gehabt hat.

Wir verabschiedeten uns für die Nacht; und ich versprach ihm ein weiteres Mal, diesem Werk meine allergrößte Sorgfalt zukommen zu lassen.

Dies tat ich auch wirklich: Auf meinem Zimmer untersuchte ich als erstes diese und jene wahllos aufgeschlagene Seite mit eine Lupe, die ich in meinem Necessaire fand. Vom verwendeten Papier her konnte diese Abschrift tatsächlich aus der Zeit kurz vor Gutenberg stammen. Radierungen entdeckte ich –mit der Lupe und mit der gegen die Rückseite des jeweiligen Blattes gehaltenen Taschenlampe– ebenfalls da und dort welche: Jeder Schreiber verschreibt sich spätestens beim Ermüden dann und wann; und er muss, sowie er dies bemerkt, dann den Fehler mit einem Messer ausradieren; will er dabei das Blatt nicht vollständig durchschaben, so verbleiben Tintenreste in den Poren des Papiers; und diese kann man –wenn billigeres Papier verwendet worden ist– dann mit recht einfachen –einem Hotelgast nach Mitternacht eben nur zur Verfügung stehenden– Mitteln erkennen.

Ja, es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass der Text nicht gedruckt, sondern mit der Hand geschrieben worden war: Die einzelnen Buchstaben waren mit abflauernder Stärke der Tinte geschrieben; und man konnte jeweils erkennen, wann der Schreiber seine Feder erneut in das Tintenfasschen getaucht hatte; und an solchen Stellen waren dann Spuren davon bis auf die Rückseite des Blatts gedrungen. Es war daher durchaus nicht unwahrscheinlich, dass da irgendein als Kloster-Bibliothekar zeitweilig unterbeschäftigter Mönch gegen Ende des 15ten Jahrhunderts ein vergilbendes und zerfallendes Buch, das er an einer hinteren Stelle der Regale entdeckt hatte, abgeschrieben hatte, teils zur Auffrischung des Bibliotheksbestands und teils natürlich auch zum eigenen Pläsier. Der Gedanke, jetzt ganz unverhofft ein solches wertvolles Werk in meinen Händen zu halten, erregte mich nicht viel weniger, als es der Anblick einer mir zugeneigten bezaubernden klugen Frau bewirkt hätte: Vollständig verflogen war jede Spur von Müdigkeit, gewichen einer sich nicht allzu oft einstellenden freudig-überschäumenden Erregung.

Die 108 Geschichten waren nicht betitelt; das von Eco erstellte und mit –in Anlehnung an das „Decamerone“ erstellten– Überschriften versehene weiße Blatt war mir beim Durchblättern beim Durchblättern daher eine unverzichtbare Hilfe. Das Wörterbuch hingegen schob ich vorerst beiseite; denn *so* genau wollt' ich vorab das Überflogene gar nicht übersetzen. Vielmehr erinnerte ich mich an die Zahlen 27 und 4.

Und so schlug ich die Seite, die mit der 27ten Erzählung begann, auf und überflog sie. Als ich sodann die 28te anlas, fiel mir das Unterkiefer herunter; denn sie erwies sich als die Fortsetzung des ihr voran-

gehenden Textes. Die 29-te Erzählung allerdings hatte zu der 28ten keinen Bezug. Irgendeine Eingebung –und durchaus keine klar gefasste Überlegung– bewog mich, mir nun den 26-ten Text anzuschauen; und da nun bemerkte ich rasch, dass dieser in der 29ten Geschichte seine Fortsetzung fand. Zur Kontrolle verglich ich sodann den 25ten mit dem 30ten Text; und auch da wurde mir rasch klar, dass diese beiden Erzählungen zusammen gehörten. Eco's Vermutung hatte demnach Hand und Fuß.

Die mir da aufkeimende Vermutung, die Zahlen 25 und 30 könnten irgendeinen geheimen Code-Sinn beinhalten, verwarf ich mit Blich auf 26 und 29 sowie auch 27 und 28 sofort wieder. Wohl aber fesselte mich nun die 25-te Geschichte; denn sie entsprach dem Schwank „Ein wüstes Durcheinander“ im „Decamerone“.

In meinem frühen Erwachsenen-Alter hatte mich dieser Schwank zunächst gefesselt; und ich habe ihn daher mehrfach gelesen. Je öfter ich ihn jedoch meinem Geist zugeführt hatte, umso mehr ödete mich diese Pornographie daraufhin an, und umso mehr empfand ich Ekel gegen sie. Hier nun tauchte sie wieder auf; und ein spätpubertärer Drang drängte mich dazu, sie mir zumindest diagonal erneut zu Gemüte zu führen. Aber bereits von der ersten Seite ab wurde aus dem hurtigen Überfliegen ein deutlich weniger flüchtiges Anlesen.

Auch hier war die Handlung nicht ohne Erotik, wenngleich –anders als im „Decamerone“– eher in Pastellfarben gemalt und jedenfalls deutlich ausgereifter dargestellt als im „Decamerone“.

So jedenfalls war mein erster Eindruck davon. Denn das Nachschlagen im Wörterbuch-Paar von mir nicht [mehr] geläufigen lateinischen Ausdrücken war äußerst zeitraubend; und ich unterließ es daher bald. Aber den vermutlichen Sinn von solchen Ausdrücken und Wendungen ermittelte mir ohnehin zumeist der Zusammenhang. Hilfreich war mir dabei der vergleichsweise einfache Stil dieses hochmittelalterlichen – und damals in Italien in profanen Bereichen bereits nicht mehr verwendeten– Lateins: Wäre dieser Schreib-Stil so aufwendig gewesen wie der meine, den ich mir von den Schriften Cicero's angeeignet und durch das Studium der Werke Kant's zum Ausreifen gebracht hatte, so wär' ich da wohl allein mit dem Durchlesen dieser beiden Texte nicht vor dem späten Morgen fertig geworden.

Und danach schlug ich die dazugehörige andere Geschichte auf und begann zu lesen: Diese beiden Menschen, die da zu einander gefunden hatten, trafen sich wieder; und sie fanden sich, ohne sich dabei körperlich auch nur zu berühren, nun auch geistig. Sie hatten demnach, ohne dies zuvor zu wissen, zu einander finden müssen ... – ja, warum

wohl? Mein erster Eindruck war: weil sie sich geistig ergänzen, weil ihre beider Grundhaltungen so sehr auf einander abgestimmt sind, als hätten sie schon ein ganzes Leben in Eintracht mit einander verbracht, weil sie in ihren Einstellungen und den sich daraus ergebenden Handlungen so zusammenpassen wie zwei ineinander greifende Zahnräder einer Dom-Uhr, weil sie sich so anziehen wie Na^+ und Cl^- und daher den Weg –so oder so– zu einander finden müssen, nach den Gesetzen von Ursache und Wirkung.

Um diese nachmittägliche Zeit noch irgendein Kopierladen zu suchen, diesen Gedanken verwarf ich bereits in seinem Entstehen. Aber die Inhalte dieser beiden Geschichten wollte ich mir aneignen, und dies sofort, bevor mich der Schlaf einholt und mich nach dem Aufwachen der Eco aufsucht. Nach einigem Überlegen verwarf ich auch das Vorhaben, mir eine aus dem Stand zu erfolgende Roh-Übersetzung stenografisch zu notieren; denn das wäre zu zeitaufwendig gewesen. Aber ich hatte in meinem Koffer doch irgendwo ein kleines Hand-Diktiergerät verstaut; dieses suchte ich nun beim hektischen Durchwühlen der Leibwäsche; und ich fand es sodann auch gleich.

Den flüchtig aufkommenden Gedanken, ob dieses Paar von Erzählungen im dritten und vierten Viertel der –offensichtlich– jeweils 27 Erzählungen ein Paar von Fortsetzungen hatte, schob ich beiseite; diese weitere Sache wollt' ich dann erst ergründen, sowie ich das jetzige Vorhaben glücklich zuende gebracht haben werde.

In einem Kauderwelsch aus zugrundeliegender deutscher Syntax und fortlaufend eingefügten weil unübersetzt gelassenen lateinischen Vokabeln sprach ich zunächst die eine Geschichte und sodann die andere in dieses Aufzeichnungsgerät. Die genauen Übersetzungen der noch stehengebliebenen lateinischen Wörter und Wortzusammenstellungen behielt ich mir für die Tage nach meiner Rückkehr nach Deutschland vor. Denn dort wartete mein eigenes, aus der Gymnasialzeit stammende, Wörterbuch sehlichst danach, endlich entstaubt und wieder gebraucht zu werden; und da stand ich dann auch nicht unter einem Zeitdruck wie dem gegenwärtigen.

Nach dem Beendigen dieses Diktierens erhob ich mich von diesem leicht abgewetzten aber urgemütlichen Sessel vor dem auf barock Art verschnörkelten Arbeitstischchen meines weitläufigen Zimmers, das noch eine Deckenhöhe von über 3m aufwies, und ging –von wirren Gedanken hin- und hergejagt– mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf auf und ab:

›Ist das vielleicht doch nichts anderes als eine geniale Fälschung, der ich hier aufgesessen bin, und vor mir bereits Eco? Oder hat er mich

da reinlegen wollen? Aber, falls Ja, wozu? Denn als Sprachwissenschaftler bin ich nicht ausgewiesen; und mich, der ich in dieser Disziplin unbedarft und unbeholfen bin, dann auf's Glatteis zu führen, das kann ihm keinen wie auch immer gearteten Gewinn bringen und wäre seiner Reputation eher abträglich. Oder ist er selber irgendeinem Antiquarier auf den Leim gegangen? Aber er macht doch in keiner Weise den Eindruck, dass er sich auf solche Art und Weise über's Ohr hauen lässt! Aber er muss doch das Alter dieses Buchs nach dem Erwerb mit handfesteren Verfahren ermittelt haben, als mir dies jetzt –sozusagen: nach Feldlazarett-Art – eben nur möglich ist! Natürlich könnte da dann im Zweifelsfall ein Radiokarbon-Test einen genaueren und sicheren Aufschluss geben. Aber hierzu müsste er den betreffenden Instituten wohl eine erhebliche Menge an dem Papier auf Nimmerwiedersehen überlassen; und das wird er natürlich dann, wenn er ohnehin von der Echtheit des Buches überzeugt ist, auf gar keinen Fall tun ... <

Und siedend-heiß fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, ihn danach zu fragen, wie er denn überhaupt an dieses Werk gelangt sei.

Nein! Sein ganzes Verhalten gegen Ende unserer Unterhaltung in seiner Bibliothek schloss aus, dass er an der Echtheit dieses Buchs irgendeinen Zweifel hegen könnte, oder auch nur die Spur eines Zweifels.

Und wiewohl meine primitiv durchgeführten Tests in die gleiche Richtung führten, mahnte mich mein Verstand dennoch, wenigstens ein ganz klein wenig skeptisch zu bleiben. Denn wo gibt es heutzutage noch die großen Entdeckungen?! Wo kann heute noch ein Jorge von Burgos das einzige Exemplar eines bis dato unbekanntes Werkes entdecken: entdecken und sodann für sich behalten?!

Oder doch? Hat der Eco, von seinem Jorge hierzu inspiriert, dies in unserer Zeit geschafft? Oder, nein, umgekehrt: Hat Eco vielleicht dieses Werk –falls es denn in der Tat echt sein sollte– irgendwo gefunden und es sich irgendwie –wie auch immer– angeeignet? Und hat er, ausgehend von diesem –aus seiner Erinnerung unauslöschbaren– Erlebnis, die Gestalt des Jorge von Burgos geschaffen, die dann irgendwann zu seinem Buch „Der Name der Rose“ geführt hat, dies unter linder Anlehnung an Sherlock-Holmes-Geschichten unter Berücksichtigung des Namens des Hundes dieser fiktiven Figur?

Und wie sollt' ich jetzt, mit so vielen wirren und sich überschlagenden Gedanken im Kopf, noch vor dem Morgengrauen einschlafen können? Daher nahm ich mir bedenkenlos eine weitere Stunde Zeit vom Schlaf dieser für mich so aufregend gewordenen Nacht.

Ich ließ mich daher wieder auf den Sessel nieder; und ich verglich sodann –dabei Eco's Inhaltsverzeichnis benützen und insgeheim gebüh-

rend würdigend– die übrigen 24 Geschichten des ersten Viertels mit den verbliebenen des zweiten Viertels. Nicht immer konnt' ich da –nun mit zunehmend müder werdenden Augen– den umgekehrt-proportionalen Bezug zweifelsfrei erkennen. Aber die ungefähr zehn Male, an denen er rasch und zweifelsfrei auszumachen gewesen ist, haben mich in der Vermutung bestärkt, dass eine genaue –und ausgiebig erfolgreiche und mit meinem Wörterbuch zur Seite durchzuführende– Übersetzung dieser 54 Geschichten diesen derart erfolgreichen Bezug durchgehend aufweisen werde.

Und nun wollt' ich mir in aller Eile noch die beiden verbleibenden Viertel anschauen. Doch vom Anschauen wurde da nichts mehr: Die Buchstaben verschwammen vor meinen Augen; und die Kraft des Sich-Erinnerns an kurz zuvor noch Gelesenes sank dahin. Die Müdigkeit holte mich nun ein, dies kurz vor dem Morgengrauen. Ich fiel ins Bett und schlief auf der Stelle ein, traumlos oder jedenfalls ohne eine nachträgliche Erinnerung an einen Traum.

Wie froh bin ich heute, dass ich mir diese beiden Geschichten –die 25te und die 30te– auf diese Art bewahrt habe! Bald nach meiner –allerdings reichlich verspäteten– Rückkehr nach Frankfurt hab' ich sie dann zu Papier gebracht, in deutscher Übersetzung natürlich. Die schlichte Darstellung der mir seither leider nicht mehr zugänglichen lateinischen Vorlage hab' ich allerdings –mangels Einfühlungsvermögen und bedingt durch ein zwei Jahrzehnte lang erfolgtes Schreiben in langatmigen Sätzen– so nicht wiedergeben können.

Ich meine jedoch, diese beiden Erzählungen ungefähr im Sinne des in dieser langen Nacht in Bologna Gelesenen nachverfasst zu haben:

»Ein langes Schlummerlied sang die –eben erst siebzehn Jahre alt gewordene– Angelica dem kleinen Federico. Die Mutter hatte ihn zuvor gesäugt; und sie hatte ihr dann den Bambino übergeben, damit sie ihn für die Nacht herrichte. Die Tochter hatte diesen kleinen Schreihals daraufhin –wie fast jeden Abend seit seiner Geburt– gesäubert, gewickelt, in die Krippe beim Eltern-Bett gelegt, und ihn sodann in den Schlaf gesungen.

Ihr heiteres Lied wollte die Mutter an diesem Abend jedoch nicht so recht erfreuen; im Gegenteil: Es ging ihr gegen den Sinn, dass die Angelica dem Lied-Text immer wieder eigene –im Augenblick erdachte und ausnahmslos alberne– Strophen hinzufügte. »Sing' doch nicht so laut! Du störst die Männer draußen in ihrem in ihrem Gespräch!«, wollte sie ihr zurufen, besann sich aber sofort eines besseren; denn die Tochter würde diese Anordnung nicht verstehen und würde daher nachfragen. Das

sodann im Haus einsetzende andere Gespräch würde aber die Männer draußen eher stören als zufriedenstellen und beruhigen.

Sie begab sich daher ins hintere Zimmer zu ihren beiden Kindern. Der Bambino war bereits eingeschlafen; und daher deutete sie der Angelica mit einer entsprechenden Handbewegung an, nun das Singen zu beenden: „Richte die Lager zum Schlafen her, so, wie wir es besprochen haben!“, flüsterte sie ihr zu. Und danach begab sie sich wieder in das vordere Zimmer –in die Küche– dieses kleinen ebenerdigen Hauses.

Draußen neben dem Eingang zu dieser Küche –die in den kühleren Jahreszeiten auch der Wohnraum dieses zwei kleine Zimmer enthaltenden Pächterhauses war, hockten die drei Männer auf der Bank an der Hauswand: ihr Mann Giuseppe, sowie die beiden spät –zu spät!– eingetroffenen noblen Gäste, zwei junge Herren aus der Stadt, die meinten, den Heimweg vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr zu schaffen; sie hatten ihren Mann daher darum gebeten, die Nacht bei ihm weilen zu dürfen, gegen Bezahlung natürlich. Er hingegen, über diesen hohen Besuch höchst erfreut, weigerte sich fest und unbeugsam, die Münzen, die sie ihm in die Hand drücken wollten, auch nur anzurühren, geschweige denn anzunehmen. Auch für Speis' und Trank wollt' er nichts nehmen, nichts für das Brot, den Käse, den herben Rotwein, den er ihnen aufgetischt hatte, kaum, dass er sie zum Setzen genötigt hatte.

Inzwischen war die Sonne untergegangen; und die Dämmerung brach rasch herein. Die drei Männer jedoch schwatzten munter weiter, so, als wäre der nächste Tag ein arbeitsfreier Feiertag.

Die Übernachtung dieser beiden Noblen bereitete jedoch seiner Frau Renata erhebliche Sorgen.

Das kleine Landarbeiterhaus des Pächter-Ehepaars lag an einem Seitenweg, weitab von der Stadt und auch deutlich außerhalb des benachbarten Dorfes. Weitläufig umgeben war es von einer Feldmauer, errichtet aus den von den steinigen Äckern aufgeklauten Felsbrocken; und durch die Ritzen dieser –ohne Mörtel möglichst passend auf einander geschichteten– Steine zwängte sich Buschwerk ans Tageslicht. So war dieses bescheidene Pachtgrundstück eingesäumt.

Über ein Dutzend Mandelbäume wuchsen innerhalb dieser Umgrenzung auf dem steinigen Boden; und ein paar Schafe und mehrere Ziegen nagten an der kargen Grasnarbe unter diesen lichten Bäumen.

Das Haus –und als solches und nicht als Hütte musste man es durchaus ansehen, weil es auf dem mit flachen Steinen bedeckten schrägen giebellosen Dach einen Kamin und weil es zudem auch Festeröffnungen mit Fensterläden besaß– bestand, wie gesagt, aus zwei Zimmern: Das eine –sozusagen das vordere, das etwas größere– diente als Koch- und

Aufenthaltsraum, in den man durch die Eingangstür eintrat; es enthielt einen halb-offenen Holzfeuerherd mit dem Rauch-Abzugs-Weges des inneren Teils des besagten Kamins an der Wand daneben einen offenen Schrank für das Geschirr, an der gegenüberliegenden Wand eine Bank, und davor einen Tisch sowie zwei Hockern; mit diesem bescheidenen Inventar war dieser schmucklose wenngleich ur-gemütliche Raum bereits nahezu ausgefüllt. Das andere –somit das hintere– Zimmer, das vom vorderen aus durch einen mit einem Vorhang verdeckten Tür-Bogen betrat, war als Schlafräum ausgestattet.

Dann und wann beherbergte das Ehepaar gegen ein kleines Entgelt anspruchslose Reisende, die nicht im Freien nächtigen wollten, um so vor der Nachtkühle wie auch vor gelegentlichen Regengüssen sowie vor Stechmücken und Bodeninsekten und nicht zuletzt vor Dieben und Räubern Schutz zu erhalten.

Die Renata hatte den Rinaldo in den vergangenen Tagen mehrfach an ihrem kleinen Grundstück vorbeireiten sehen; und er hatte sie und ihre jugendliche Tochter dabei stets freundlich begrüßt: so, wie man alte Bekannte begrüßt. Zur Unruhe bestand demnach eigentlich kein Anlass; und dennoch ließ diese nicht von ihr.

Mit diesem –ihr nur weitläufig bekannten– Rinaldo war auch dessen Freund Antonio hier eingetroffen, dieser einzige Sohn des verstorbenen vormaligen Besitzers dieses Pachtgrundstücks. Ihn hatte sie bereits gekannt, als er noch ein Kind gewesen war; und von Zeit zu Zeit hatte sie ihn immer wieder da oder dort getroffen, hatte sich dann mit ihm begrüßt, und hatte mit ihm dann auch jedesmal ein paar freundliche Worte ausgetauscht. Diesen Antonio heute –und heute zum ersten Mal– in ihrem Haus beherbergen zu dürfen, das machte sie glücklich.

Noch glücklicher wäre sie allerdings gewesen, wäre sie rechtzeitig zuvor vom Eintreffen dieser beiden Noblen benachrichtigt worden, sodass sie daraufhin diesen die deren Stand gemäßen Lagerstätten hätte bereiten können. Dies aber war ihr nach ihrem Arbeitstag zu dieser späten Tageszeit nun nicht mehr möglich; und hierfür hatte sie sich bei diesen beiden jungen Männern daher entschuldigt.

Langatmig hatten diese ihr daraufhin versichert, häufig genug hätten sie nicht nur in Jagdhütten, sondern zudem auch in Wäldern unter Bäumen genächtigt, weswegen in diesem Haus das Verbleiben in der Nacht nicht minder angenehm sein werde wie das Schlafen in den Betten eines Palazzos. Und wenngleich diese Schmeicheleien die Renata mit ruhiger Freude erfüllten, so war sie doch klug genug, dabei nicht die bescheidenen Verhältnisse zu vergessen, in denen sie hier zusammen mit ihrem Mann Giuseppe und mit ihren beiden Kindern wohnte und lebte.

Mit einer Öllampe versehen, überzeugte sie sich nun davon, dass ihre Tochter im Schlafzimmer alles bestens zubereitet hatte: Ihr und Giuseppe's Lager war für die beiden hohen Gäste mit frisch gewaschenen Leinentüchern bedeckt; und auf Angelica's Lager auf der anderen Seite des schmalen Mittelgangs erkannte sie im unruhigen Flackern der Lampe die gleichfalls frisch gewaschenen Laken. Für sich selber hatte die Tochter die große Truhe gleich neben dem Durchlass zur Wohn-Küche zu einem schmalen und harten Bett gemacht, auf dem aber ein junger und von der Tagesarbeit müder Mensch sehr wohl eine Nacht lang ganz unbeschwert schlafen konnte. Jedenfalls versicherte das Mädchen ihrer Mutter, dieses Bett sei weich genug; und frieren werde man auf diesem nicht. Daraufhin verschloss die Renata die Fenster-Luke von innen mit dem Fensterladen; und sie begab sich daraufhin durch das vordere Zimmer nach außen, die Öllampe in ihrer Linken.

Sie holte, da es draußen endgültig dunkel geworden war, die dort immer noch palavernden drei Männer ins Haus, hinderte sie aber – mit dem Hinweis auf den kommenden Arbeitstag – daran, sich nun in der Wohnküche festzusetzen, leitete sie ins Schlafzimmer, und wies den beiden Gästen das Lager zu. Daraufhin löschte sie die Lampe aus, entkleidete sich, und legte sich mit ihrem Mann, der seine Kleider ebenfalls abgeworfen hatte, auf Angelica's Lager zum Schlafen nieder. Ihre Tochter lag bereits, eingewickelt in ein Laken, auf jener Truhe; und der kleine Federico schlief in der schmalen Krippe, die sie zuvor im Mittelgang neben ihr Lager hingestellt hatte.

Aber der Schlaf wollte nicht zu ihr kommen, und dies, wiewohl sie einen langen und arbeitsreichen Tag hinter sich gebracht hatte. Und als dann bald darauf ihr Mann, der an diesem – wie an jedem – Wochentag auf dem Gutshof nebenan als Feldarbeiter hatte schufteten und dabei die Launen des jähzornigen Aufsehers zu ertragen gehabt hatte, bald darauf tief zu atmen begann und dies zunehmend lauter, da übertrumpfte die steigende Unruhe die bleierne Müdigkeit, wobei zudem ein Gedanke den anderen jagte und ein ruhiges Einschlafen außer Reichweite blieb.

So lag sie also wach, wälzte sich auf ihrem schmalen Anteil des ohnehin schmalen Tochter-Lagers hin und her, und nahm in der Stille der Nacht jedes noch so leise Geräusch – sei's im Zimmer entstanden, sei's von draußen kommend – wahr und in sich auf, wie ein Feldhase, der auch beim Ruhen noch auf der Hut vor unbekanntem Gefahren zu sein hat.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, oder vielleicht auch bereits zwei Stunden, die sie – sich unruhig von dieser auf jener Schlafseite drehend – schlaflos verbrachte. Doch dann zerriss plötzlich von nebenan in

der Küche ein schepperndes Geräusch die Stille der Nacht. Mit einem Ruck setzte sich die Renata auf; und auch ihr Mann hörte auf der Stelle auf zu schnarchen. Für einen Augenblick war er dann wohl wach geblieben; doch da sodann alles ruhig blieb, schlief er wieder ein, wie dies sein tiefes Atmen anzeigte.

Von den Gästen war ohnehin nichts zu hören; sie rührten sich nicht; sie atmeten nur tief, und dies wohl wegen des vorausgegangenen ausgiebigen Weingenusses.

Für die Renata aber war die nun eingetretene Totenstille von Minute zu Minute schwerer zu ertragen. Und so erhob sie sich schließlich von ihrem Lager, schob –um aufstehen zu können– die Krippe mit dem darin schlafenden Kind zur Seite, und tastete sich dann durch das stockdunkle Zimmer zur Küche.

Wiewohl sie sich dabei unentwegt bemühte, nicht an des Herumwandeln irgendwelcher Gespenster zu glauben, zumal sie die Hauskatze als die Urheberin jenes gleichermaßen kurzen wie heftigen Lärms vermutete, hatte sie bei jedem Schritt mit den allergrößten Ängsten zu kämpfen: Überall, wohin sie auch ihre Augen richtete, sah sie in der Dunkelheit schwarze Gestalten auftauchen, die sich dann sogleich wieder in die schwarze Nacht auflösten; und das leiseste Geräusch –wie sie sich einzureden bemühte: jeweils der Widerhall ihrer leisen Schritte– empfand sie zunächst als von einem sich heranschleichenden Irgendwem kommend.

Am liebsten hätte sie laut nach ihrem Mann gerufen. Das aber durfte sie, der Gäste wegen, auf keinen Fall tun: Auch flüsternd durfte sie nicht nach ihm rufen; denn dies hätte diesen hohen Besuch aufwecken können. Andererseits gab ihr der Gedanke an die anwesenden Gäste auch wieder ein wenig Mut. Denn diese hatten ihre Säbel bei sich; und mit diesen Waffen würden sie zweifellos jeden Einbrecher –sollte ein solcher und nicht die Katze jenen Lärm verursacht haben– sofort in die Flucht jagen.

Dann aber stolperte sie in der Küche über einen Blechnapf; und damit war ihr klar, dass es wirklich die Katze war, bei ihren nächtlichen Wanderungen diesen Napf vom Geschirrschrank heruntergeworfen hatte; und wie weggeblasen waren nun ihre stillen Ängste.

Sie bückte sich, um den Napf zu ertasten, fand ihn auch sogleich, und richtete sich wieder auf, um ihn wieder an seinen Ort in den Schrank zu stellen. Aber sie hatte sich noch nicht gänzlich aufgerichtet, als sie dabei mit der rechten Schläfe gegen die Kante dieses Schrank stieß. Es gelang ihr, den Aufschrei zu unterdrücken wie auch den Napf in der Hand zu behalten; und es gelang ihr, das hochdrängende Weinen nicht nach au-

ßen gelangen zu lassen. Es gelang ihr sogar noch, diesen Napf an seine Stelle im Schrank zurückzustellen.

Dann aber wurd' es ihr vor Schmerzen schwindlig; und sie ließ sich – um das Umfallen samt des damit einhergehenden Lärms zu vermeiden – nun auf den Boden sinken.

Als dann irgendwann zwar noch nicht der Schmerz nachließ, wohl aber der Gleichgewichtssinn wieder an Boden gewann, erhob sie sich langsam und mit erheblicher Mühe und mit großer Vorsicht; und sie tastete sich, als auch der Schmerz zum Decrescendo neigte, schließlich – mit der rechten Hand ihre Schläfe bedeckend – wieder in das Schlafzimmer zurück. Dort begab sie sich zu der Stellen wohin sie die Krippe mit dem kleinen Bambino geschoben hatte; aber dort fand sie diese Krippe nicht. ›Bin ich denn etwa von Sinnen?‹, dachte sie bei sich. ›Ich werd' doch noch mein Söhnchen und mein Lager finden!‹

Sie wandte sich – die rechte Hand weiterhin an die immer noch etwas pochende Schläfe gepresst – der anderen Seite dieses nicht sonderlich breiten mittleren Gangs zu; und umgehend stieß sie dabei mit ihrem linken Schienbein auf die Kante der Krippe. Diese war somit gefunden; und übertönt waren die vorangegangenen Schmerzen in der Schläfe durch das nun im Schienbein Empfangene. Und zu allem Überdruß begann der kleine Federico nun zu Wimmern.

Daher nahm sie – mit größter Anstrengung alles Schluchzen und Weinen überwindend – den Säugling an ihre Brust zum Stillen, worauf dieser sofort still wurde und ein wenig trank. Sowie dieser kleine Schatz wieder müde wurde, ließ sich mit ihm auf das der Krippe gegenüberliegende freie – wenngleich noch etwas warme – Lager nieder, wandte sich im Liegen der Krippe zu, und zog diese an ihr Lager heran.

Bei alledem war ganz offenkundig ihr Mann wieder wach geworden. Denn er wandet sich ihr nun zu, streichelte, küsste und herzte sie, und war offensichtlich nicht gewillt, umgehend wieder einzuschlafen. „Denk' an die Gäste; und sei ganz leise!“, flüsterte sie ihm über die Schulter zu. „Und gib auf unseren Federico Acht!“ „Ja!“, hörte sie den Mann mehr hauchen als flüstern.

›Mit all' dem Gepolter hab' ich ihn aus dem Schlaf gerissen!‹, dachte sie bei sich. Und da ihre Schmerzen mehr und mehr abzuklingen begannen, überlegte sie weiter: ›Ich hab' ihm die Ruhe und die Erholung geraubt, die er auch für diesen kommenden Tag dringend braucht. Darum darf ich mich ihm jetzt nicht verschließen; und darum darf ich auch nicht seine Sehnsucht nach mir mürrisch über mich ergehen lassen. Ich will ihm vielmehr – zumal diese Schmerzen nun erträglich geworden sind und wohl bald gänzlich verschwunden sein werden – die Liebe, die er

mir geben will, zurückgeben!«. So öffnete sie sich ihm; und er vereinigte sich mit ihr.

›Wie lieb er doch zu mir ist; und wie sanft er doch zu mir gekommen ist!«, so sprach sie zu sich. Aber dann hielt sie sich gegenwärtig: ›Er ist ja doch *immer* lieb zu mir! Von Anfang an ist er lieb zu mir gewesen, seit die Donna mich ihm zur Gattin gegeben hat. Das weiß ich eigentlich; nur ist dieses Wissen manchmal etwas zugeschüttet: aber nicht jetzt, nicht jetzt, wo er mich so sanft und zärtlich liebkost, wo er so lieb und sanft das nimmt, was ich ihm reiche!«. Und ihr wurde gewahr, dass mit der ihn ihr aufwallenden Wärme die vorigen Schmerzen in der Schläfe und im Schienbein sich nahezu aufgelöst haben, dass nur noch Schatten davon verblieben sind. ›Ja, ich muss mich bemühen, immer noch mehr ausgeglichener zu werden und mir immer wieder gegenwärtig zu halten, dass mich nichts aus diesem Gleichgewicht herauswirft: aus dieser Ausgewogenheit, die seine Liebe zu mir nie vergisst. Ja, ich muss mein Temperament nicht nur manchmal, sondern allezeit im Griff behalten; und ich darf den in mir dann und wann aufsteigenden Emotionen, die meine Temperamentsausbrüche lenken und mit diesen dann eben mich selber, ja, ich darf diesen nicht die Herrschaft über mich überlassen. Nie mehr sollen sie mein Wissen um seine Liebe und Zuneigung verschütten!«

Ein paar Augenblicke lang verharrte sie in diesen Gedanken mit der festen Absicht, ihn zu ihrer Grundhaltung gedeihen zu lassen. Dann richtete sie ihr Augenmerk auf den kleinen Federico, der sanften und leisen Bewegungen, mit denen sie dem hinter ihr liegenden Mann entgegen kam, nun ruhig eingeschlafen war: ›Ja! Auch er spürt diese Liebe; und bei ihm wird noch nichts verschüttet. Wie denn sollt' ich's sonst versteh'n, dass ihn diese Unruhe meines Körpers beruhigt?!«

Und dann fanden ihre Gedanken wieder zu dem sie zunehmend kräftiger umarmenden Mann zurück: ›Selbst dieser Bambino spürt seine Liebe. Und warum verspür' ich sie nur dann und wann und nicht ständig und ununterbrochen?! Ja, der Ärger des Tages, von dem ich mich allzu oft beherrschen und lenken lasse, raubt mir dann das Sehen und das Fühlen seiner Liebe: Dieser Unmut verdeckt in mir das Wissen, dass dieses menschliche Leben von begrenzter Dauer ist, und auch, dass es manchmal sehr plötzlich und ganz unerwartet sein Ende findet: Nie darf ich vergessen, was Don Gabriele widerfahren ist!«. Und ganz fest nahm sie sich vor: ›Keinen einzigen wachen Augenblick lang will ich die von Güte zu mir geleitete Liebe meines Giuseppe mehr vergessen: Nie mehr will ich die Zuneigung vergeuden, die ich von ihm erhalten habe und auch weiterhin von ihm erhalte!«

Und sie spürte die zunehmende Erregung des sie nun fast umarmenden Mannes: ›Er ist ja doch ebenfalls wie ein Kind: wie ein kleines Kind, das wieder in den Mutterleib zurückkehren möchte. Aber dies ist nicht möglich: Zwar dreht sich das Rad; aber es bewegt sich dabei weiter, immer weiter voran; es dreht sich nicht im Kreis herum, ohne Rückkehr.‹

Sie nahm seinen heftige Erregung in sich auf und ließ sich davon leiten. Und nachdem er schließlich gänzlich zu ihr gekommen war und seine Kraft erschlaffte, ruhte sie für eine Weile, diese von ihm erhaltene wohlige Wärme in sich bewahrend: ›Dies sind wohl die Augenblicke der Ewigkeit, so, wie wir Endlichen sie hier erahnen dürfen. Zwar lösen sie sich auf, sowie man sich an sie anklammert; aber sie klingen nur langsam ab, sowie man sich ihrer still erfreut.‹

Aber nicht bis zum Wegschlummern konnte sie dieses stille Glück in sich bewahren. Denn erneut begann da der hinter ihr liegende Mann, ihr seine Zuneigung zu zeigen. „Warte!“, flüsterte sie ihm zu. „Ich lege zuerst unseren Federico in seine Krippe!“

Sie erhob sich, legte das Kind zurück in die Krippe, und streichelte es sanft und lieb. „Schlafe gut, mein Kleiner,“ hauchte sie ihm zu, „und hab’ gute und schöne Träume!“

Daraufhin kniete sie sich auf das Lager. Stockdunkel war die Nacht in diesem abgedunkelten Schlafzimmer. Und die konnte ihren Mann nicht sehen, sondern nur spüren: ihr Knie berührte seinen Leib. Und sie flüsterte ihm zu: „Ich will jetzt zu Dir kommen; und ich will ganz lange mit Dir zusammen sein!“. Fast nicht zu vernehmen war sein: „Ja!“

Und sie vergegenwärtigte sich: ›Ich sollte nicht so viel und dabei so lange reden. Er ist, seiner Art nach, im Reden nicht weitschweifig, sondern vielmehr ganz kurz. Beim Reden ist das sicherlich richtig so; denn wieviel an Zerwürfnis und Bosheit entsteht doch nicht durch unser langes und kein Ende findendes Reden!‹

Sie nahm sich vor: ›Meine ganze Liebe soll er spüren!‹; und vereinigte sich mit ihm. ›Ganz lang und ganz unverfälscht soll er sie spüren!‹; so richtete sie ihr Gemüt auf ihn hin aus. ›Ja, ich liebe ihn, und dies nicht, weil er so oder anders aussieht –und da hab’ ich jetzt Glück, weil mir die Dunkelheit den Weg meiner Augen zu seinem Aussehen versperrt–, und auch nicht, weil er der oder jener ist: Für mich ist er jetzt mein Patrone, mein Prinz, mein König. Und ohne irgendeine Bedingung muss und will und werd’ ich ihn von diesem Augenblick an lieben; denn dann wird die Liebe, sowie sie nicht mehr von Bedingungen und Umständen abhängt, nicht erschüttert, wenn sich diese Umstände und Bedingungen plötzlich ändern!‹; und ein leiser Seufzer entfuhr ihrer Brust, als ihr kam: ›Wie schade ist es doch, dass ich ihm dies alles nicht jetzt gleich sagen darf

und kann!«. Aber da musste sie über sich lächeln: »Wie gut ist es doch, dass wir in dieser stockdunklen Nacht schweigen müssen; denn vielleicht würd' ich dabei dann alles zerreden. Ihm die Liebe *jetzt* zu *geben*, ja, *das* ist wichtig, *nicht* aber jetzt das *Reden* darüber!«. Und nochmals musste sie über sich schmunzeln: »Jetzt *denk'* ich das jetzt ständig; und dabei vergess' ich, es zu *machen*. Aber *weil* ich dies so gedacht habe, *deswegen* werd' ich das nun auch wirklich *machen*, unentwegt in meinen Denken und Reden und Tun so handhaben! Denn sonst haben alle diese wichtigen Gedanken keinen Zweck gehabt; sonst bringen sie ihm – und damit auch schließlich mir – keinen Nutzen!«

So richtete sie ihre Liebe auf ihn aus; und bei all' den Wellen der sie schaukelnd tragenden Empfindungen des entzückenden Glücks hielt sie sich unentwegt gewahr: »Für Dich sind sie! Dir geb' ich diese Wellen der Lust weiter, diese sanft anwachsenden Wellen der Wärme und der Ver-zückung, die meinen Körper von dessen Mitte aus mehr und mehr auf-füllen und durchdringen!«

Es bereitete ihr zudem auch Freude, erstmals aller dieser Wellen deut-lich gewahr zu sein: So wie der Schwimmer vor der Küste des Meeres Wellen kennt und sich deswegen nicht von ihnen überspülen lässt und daher nicht in ihnen ertrinkt, so nahm sie nun fernab von dem Festland des Arbeitstages der Liebe Wellen wahr: nicht wurde sie dadurch von diesen Wellen überspült; und nicht ertrank sie in ihnen: »Ja, ich erfreue mich ihrer umso stärker, je mehr ich auf sie achte. Und dann reißen sie mich nicht mit sich fort; und dann spülen sie mich nicht an einen Ufer-felsen und auch nicht auf einen verlassenen öden Sandstrand! Und dann überspülen sie mich nicht, weil ich dann eben auf ihnen schwimme; und deswegen ertrink' ich dann nicht in ihnen: Deutlicher als sonst spür' ich in allen Einzelheiten ihr nun nicht mehr geballtes und dabei umso kraft-volleres Durchfließen meines Körpers! Ja, so muss es wohl sein mit die-ser Aufmerksamkeit; denn auch beim Verzehren eines Sonntagsmahles erlebt man dabei umso weniger an Angenehmem, je weniger man sein Empfinden auf diese Speise richtet, und umso mehr an diesem Ange-nehmen, je mehr man darauf achtet, dass diese Aufmerksamkeit auf-rechterhalten bleibt!«

Und dann musste sie bei alledem schmunzeln; denn ihr wurde nun gewahr, dass sie mit allen diesen Gedanken den Verbleibens am gerade Erlebten sich von diesem arg entfernt hatte; und so richtete sie ihren Sinn weg vom Wahrnehmen und Erkennen des Erlebten und hin zum Erlebten selber.

Und dieses wurd' ihr dabei gewahr: »Diese Schmerzen an der Schläfe und am Schienbein: Wohin haben sie sich zurückgezogen? Und warum

spürt man zwar ihr Kommen so überwältigend stark, nicht jedoch ihr Gehen? Und warum bereitet ihr Verschwinden nicht ein Wohlbehagen, des dem Unbehagen bei ihrem Auftreten gleichkommt? Aber darüber, wann und wie und wieso dieses erfolgt ist, über dieses alles brauch' ich wohl nicht lange darüber nachzusinnen: Weil ich mich ihm ganz gegeben habe, mich ihm hingegeben habe nicht nur mit meinem Körper, sondern mit auch und vor allem mit meinem Denken und mit meiner Einstellung und Grundhaltung, weil ich jetzt eben nicht mehr *die* Frau bin, die sich vorhin um dieses besorgt und über jenes geärgert hat, deswegen sind *jene Schmerzen* bei *jener Frau* geblieben. Und weil mir beim Erleben dieser Veränderung entgangen ist, wann und wie und wieso diese auf eben diese Weise erfolgt ist, deswegen ist mir auch entgangen, wann und wie und wieso ich –diese jetzige, diese nun im Entzücken schwebenden Frau– diese bereits abgeklungenen Schmerzen gänzlich hinter sich gelassen hat. Denn Schmerzen, die man nicht wahrnimmt, diese gibt es nicht.

Aber die Liebe gibt es, und dies nicht nur, solange man sie in sich selber wahrnimmt, sondern zudem auch, solange man sie in sich nährt und kräftigt, indem man sie wirken lässt. Ja, ich spüre seine Liebe, die ich ihm jetzt zurückgebe; und ich spüre sie umso mehr, je mehr ich ihm die meine gebe!<

Und sie unterbrach dieses –fast zeitgleich erfolgte– Denken; denn sie bemerkte, dass mit diesem Denken in ihr nun diese ruhige Glückseligkeit am Abklingen war: ›Ich werd' diesen herrlichen Zustand des nicht enden wollenden ruhigen Glücks nicht halten können. Ja, mein Bewusstsein scheint mir zu schwinden; und all' das sich nun als wuchtige Woge auftürmende Entzücken wird gleich einer solchen Woge über mir zusammenschlagen. Nur dies kann ich jetzt noch tun: Ich muss mit diesem heißen Entzücken, das mich nun gänzlich und heftig durchdringt, eins werden, muss zu eben diesem Entzücken werden; denn sonst werd' ich zu einem Spielball dieser Woge!<

Alles Erdenschwere war von ihr genommen: So empfand sie sich als schwebend, als hochgetragen von der sie fortreißenden Woge der sie zur Grenze des nicht mehr zu Ertragenden Verzückung leitete, und in ihrem Sinn verbunden und eins mit dem Mann, mit dessen Körper der ihre verbunden und nun eins war. Dabei spürte sie, wie diese Woge der Verzückung auf die Sandbank des Strandes zurollte, sich sodann vor dieser Sandbank –und durch sie– hoch auftürmte, und schließlich von oben nach unten zusammenbrach, dann ermattet und kraftlos auf dem weichen Ufer vor- und zurückrollte, und von da her dann wieder ruhig ist Meer der Zuneigung zurückfloß: Ganz eins mit dem Mann hatte sie

sich bis dahin in dieser schließlich überschäumenden Erregung empfunden, mit ihm hochgehoben, und mit ihm befreit von allem, was an Raum und was an Zeit bindet; und jetzt sank sie neben ihn nieder, ermattet und durchdrungen von warmem stillen Glück.

So, wie die hereinfallende Nacht das Licht aufsaugt, so nahm ihr nun die sie mit einem Schlag überkommende Müdigkeit jegliche Kraft: Ihr Körper verlangte nach Schlaf; und auch ihr –zuvor noch von Gedanken durchflatterter– Geist, der in diesem Taumel der sinnlichen Erregung sich hellwach gehalten hatte, versank in Mattigkeit; diese nun sanft ausklingende Glückseligkeit noch so lange Zeit erleben zu dürfen, wie man den ausklingenden Schall eines Glockenklangs dann wahrnimmt, wenn man seine Aufmerksamkeit nicht von ihm lässt, dies nur war es jetzt, was sie noch einige Augenblicke lang wach hielt, ruhig wachhielt. Denn sie bedurfte nun –nach jenem längst verflossenen Arbeitstag– der Ruhe.

Als daher seine Hand erneut ihren Leib zu lieblosen begann, hielt sie diese mit der ihren sanft fest. ›Jetzt nicht mehr!‹, wollte sie ihm zuflüstern; aber selbst ihre Lippen waren zu ermattet, als dass sie sich hierzu noch hätten bewegen lassen. Aber er schien die Sprache ihre Hand zu verstehen; denn er blieb ruhig, ohne jedoch seine Hand von ihrem Leib zurückzuziehen.

Auch das rasche und heftige Pochen ihres Herzens, das sie erst jetzt wahrnahm, beruhigte sich nun mehr und mehr; und dann entschwand es schließlich ihrer Wahrnehmung. Das heitere Glück jedoch, diese ihr verbliebene Freude von der gegebenen wie auch erhaltenen Liebe, dies trug ihren Geist weiterhin, auch dann noch, als sie spürte, wie ihr Körper mehr und mehr erlahmte, wie er lahm und schwer und unbeweglich wurde. Sie jetzt noch von der Rückenlage zur Seite zu wenden, um dadurch dem Druck des etwas harten Lagers auf den müde wenngleich nicht unempfindlich gewordenen Rücken aus dem Weg zu gehen, das war ihr nun nicht mehr möglich.

Und dann rieselte ein ungekannter Schauer durch ihre Wirbelsäule, von oben und zugleich von unten zur Mitte hin: Alles Schwere war von ihr jetzt genommen; verschwunden waren auch mit den herumtreibenden Gedanken und Wünschen und Befürchtungen auch deren Schatten und deren Spuren; und ihr Gemüt versank in tiefe beseligte gänzlich unbeschwerte Ruhe:

Ganz plötzlich ist die Nacht hereingebrochen; sie steht im Zimmer der kleinen Jagdhütte vor der Fensterluke. Nichts als schwarze Nacht zeigt sich ihr draußen; kein Mond und kein Stern leuchtet ihr. Im Zimmer hingegen wird es zunehmend heller: Das Kaminfeuer, zuvor noch eine schwache graurötliche Glut, beginnt nun zu lodern. ›Gleich wird Don Ga-

briele kommen!«, so beruhigt sie sich. »Ja, gleich wird er hier sein! Ich will auf ihn warten!«

Er ist hier bei ihr. Sie hat sich unter das Laken verkrochen. Vor Glück, dass er sie nun aufgesucht hat, droht ihr Herz zu zerspringen; und sie hat zugleich Angst: «Was wird aus mir, wenn er nun bald stirbt? Und was wird aus dem Kind, das ich nun von ihm empfangen werde, das er mit mir zeugen wird? Und warum denn nur muss er schon in zwei Tagen sterben? Ich möcht' ihn bei mir behalten, ihn nicht aus meinen Armen lassen, ihn beschützen, ihn schützen! Und nichts Schlimmes wird ihm dann widerfahren können!». Und sie schluchzt.

Er liegt bei ihr; und sanft gleitet seine Hand über ihr Haar, über ihre Arme, über ihren Leib, über ihre Beine. Dies ist die Hand des Antonio, ja! Und es ist Antonio's Mund der sodann ihr Gesicht und ihren Leib mit Küssen bedeckt! »Nein! Es ist der Gabriele, der hier zu mir gekommen ist! Auf ihn hab' ich ja gewartet!«

Mit diesem Gedanken bemüht sie sich, im Traum das Abgleiten in ein anderes Traum-Erleben zu vermeiden, auch –und gerade– dann noch, als er sich mit ihr sanft und langsam vereinigt. »Woher aber«, so vergegenwärtigt sie sich, »weiß ich denn, dass er in zwei Tagen sterben wird? Weil er bereits gestorben ist, vor Jahren schon von hier geschieden ist, auf gewaltsame Art. Also bin ich auch kein junges Mädchen mehr. Und alles das ganze Durcheinander dieser Nacht, das stimmt nicht; das alles ist nur ein wirrer Traum!«

Ganz klar sieht sie in diesem nun matt erleuchteten Zimmerchen sein ihr zugeneigtes Gesicht, seine leichtenden Augen, seinen leicht geöffneten Mund:

Sie sieht den Antonio, der ihr in Liebe zulächelt. Sie spürt die Vereinigung; aber sie spürt seinen Körper nicht: Dieser scheint über ihr zu schweben. Sie will ihn mit ihren Armen zu sich heranziehen, ihn an ihren Körper drücken, um so seine Wärme zu spüren und um ihm so ihre Wärme zu geben. Aber die Arme gehorchen ihr nicht; wie gelähmt sind wie, wie nicht zu ihr gehörend.

»Ja, ich träume jetzt. Und das vor dem Einschlafen, das ist kein Traum gewesen, das ist wirklich alles so geschehen; das seh' ich nun klar. Aber, wie merkwürdig: Ich träume; und ich empfind' dabei trotzdem alles so schön wie beim Wachsein, und noch schöner, vielleicht, weil im Traum oft zwar auch alles Geschehen wirr ist, weil es aber da auch zu einander in vollendetem Einklang stehen kann, in einem Zusammenspiel von Al-lem, wie dies im wirklichen Erleben mancherlei Störungen vereiteln. Wie vollendet und wie schön ist doch dieser Traum, in dem ich alles, was in ihm erfolgt, so wunderbar genau empfinde!«

Der Gedanke, was sie soeben empfindet, hat diese Empfindung weder abgeblendet noch verbllassen lassen noch zur Seite gedrückt; und dieses Empfinden, mit dem Denken über das Erlebende dabei dieses Erlebende nun nicht zu beeinträchtigen, erfüllt sie mit Genugtuung und mit stiller Freude.

›Aber weil ich dies, was ich jetzt empfinde, ja doch nur träume, deswegen soll es diesmal der Antonio sein, der zu mir gekommen ist; und dabei wird dann nichts erfolgen, was meinen guten Giuseppe kränken und verletzen könnte.‹

Ganz deutlich sieht in diesem –wieder ganz dunkel gewordenen– Zimmer über sich das Gesicht des Antonio; und in allen Einzelheiten sieht sie seinen ganzen Körper: ›Sogar seine Beine seh' ich in diesem herrlichen Traum; und in der Wirklichkeit könnt' ich sie hierbei zwar spüren, aber eben nicht sehen. Ja, dies ist *tatsächlich* ein Traum; und dann soll es auch ein Traum in schönster Umgebung sein, so, dass mein Antonio –sollt' er gerade das selbe träumen– dann gerne daran zurückdenkt.‹

Sie ruft sich ein Gartenhaus, das sie vor wenigen Jahren hat betreten dürfen, in Erinnerung zurück, und vervielfältigt dieses in Umfang und Ausmaß: Nicht mehr auf einem Lager, sondern auf einem hohen Bett mit vier Bett-Beinen hat sie den Antonio empfangen, in einem mit bis dahin noch unbenützten blütenweißen Leinentüchern bezogenen Bett, im größten Zimmer dieses Palazzos, an dessen hohen Wände jeweils siebenundzwanzig Fackeln lodern, die –alle zusammen– ihr jeweiliges einzelne Flackern zu einem ruhigen und hellen Licht gestalten: Ganz hell ist das Zimmer mit diesem ruhigen Licht geworden, hell wie der lichte Sonntag. Und die Fackeln verschwinden: Es ist heller Tag.

Sie spürt das Bett unter sich nicht mehr; und, vereint mit ihrem Antonio, schwebt sie nun; irgendwo hin fliegen sie nun, dahin, wo es keine Missgunst gibt. Verschwunden ist das Bett mit seinen weißen Bezügen; verschwunden sind die Wände des Zimmers; verschwunden ist das Zimmer des Palazzos; und verschwunden ist auch der Palazzo mit seinem blumenbedeckten Vorgarten.

Tief unter sich sieht sie –ohne sich hierzu umdrehen und den Blick darauf richten zu müssen– das kleine Pächterhaus und die noch kleinere Jagdhütte: Sie fliegen darüber hinweg, und über die Berge, und über das Meer.

Die Wellen der Liebe und des Glücks durchdringen ihren Körper; und sie drohen, ihr den Atem zu nehmen, dann vor allem, wenn sei Mund den ihren umschließt.

›In dem Zimmerchen unseres kleinen Hauses lieg' und schlaf' und träum' ich, hier, neben meinem Mann, den Giuseppe. Und ich erleb' in

diesem herrlich-wirren Traum Sachen, die im Wachsein nicht erlebt werden können. Deswegen will ich diesen Traum so lange wie möglich halten und weiterführen!«. Und, dieses Erlebende in sich aufnehmend, vergegenwärtigt sie sich nochmals: »Ja, es ist der Antonio, der vorhin, erfüllt von Liebe, zu mir gekommen ist, und der mir jetzt seine ganze Liebe reicht!«; und um nicht in einen anderen abzugleiten und sich dann in diesem zu verirren, behält sie beim *Erleben* seiner Liebe fest in ihrem Bewusstsein, dass das alles nur ein *Traum* ist. »So einfach und so einhellig und so eindrucksvoll ist das alles, was ich jetzt erlebe; und das soll nie aufhören, oder jedenfalls nicht, bevor ich aus meinem Schlaf aufwache!«

Und sie vergegenwärtigt sich dabei: »Dann aber muss ich, so wie bis jetzt, nun auch weiterhin ganz ruhig bleiben; denn sonst stürzen wir beide zu rasch ab.«

Und weitem Raum gibt sie diesem erneuten Gedanken: »Er ist so sanft und so zärtlich und so einfühlsam! Ich will mich daher weiterhin ganz auf ihn ausrichten; vielleicht empfindet er dann meine Liebe so, wie ich die seine empfinde!«. Und dabei musste sie über sich lächeln: »Ja! Auf Dich, Antonio, richt' ich meine Liebe aus; und Dir schick' ich sie auf solchem Weg zu! Ich schicke sie Dir, obwohl Du jetzt garnicht bei mir bist, weil das doch alles nur ein Traum ist. Dabei spür' ich Dich, wie Du nun tiefer und tiefer in mich eindringst, so deutlich, wie wenn ich wach wäre und Du dann zu mir gekommen wärest. Wenn alles das, was meine Augen sehen, nicht so phantastisch-überwältigend wäre, ja, dann müsst' ich glauben, dass Du jetzt wirklich bei mir bist!«

Sie fliegen über Dörfer, über Felder, über Städte, über Berge. Und je weiter sie so schweben und fliegen, umso höher werden sie getragen, bis zu den hellen Schleierwolken, und über diese hinaus. Der Himmel darüber scheint grenzenlos zu sein. »Wir dürfen nicht abstürzen, bevor wir ihn durchmessen haben!«, so schreit es da in ihr. »Wenn man einen Berg zu überqueren hat, dann ist es doch von gleicher Art: Solange der Anstieg flach ist, kann man mit Kräften eilen; sowie er dann steiler wird, hat man sich im Zaum zu halten, damit man seine Kräfte nicht sinnlos verschleißt, und damit man, von Unachtsamkeit geblendet, nicht abgleitet und sich dann in der Geröllhalde des Tals wiederfindet. Und diese senkrechten Felswände sollte man, solange man das Klettern nicht beherrscht, ohnehin meiden!«

Sie bemerkt, dass er ihr nun bald davoneilen wird; und sie kann ihn nicht mehr erreichen. »Er wird jetzt gleich abstürzen!«, das wird ihr klar. »Und ich werde sodann aufwachen, hier in dieser Jagdhütte allein, ganz allein!«. Erneut will sie ihn zu sich ziehen, will so mit seinem Körper in

vollständiger Berührung gelangen und in vollständiger Berührung bleiben, dadurch mit ihm im Gleichgewicht bleiben, in Einklang. Aber ihre Arme, die sie jetzt immerhin bereits etwas bewegen kann, bleiben noch zu schlaff. Darum flüstert sie ihm zu: „Kommt zu mir her! Kommt, Don Gabriele!“; und sie erschrickt.

Sie möchte dieses Wort in ihren Mund zurückholen, es ungesagt sein lassen; und sie weiß, dass dies selbst im Traum nicht möglich ist. ›Was wird der Giuseppe jetzt von mir denken?!‹, so durchzuckt es sie; und dieser übermächtige Gedanke füllt auf der Stelle ihren Geist jetzt gänzlich aus.

Das Blau des Himmels über ihr verliert seine leuchtende Kraft; es wird zu einem belanglosen hellen Grau, das sich aber dann zunehmend verdunkelt; und unklar in diesem Dämmerlicht ist dabei auch die Gestalt des Antonio geworden. Überdies hat er jetzt aufgehört, sich zu bewegen. ›Er hat gehört, was ich gesagt hab'!‹, durchschreit es sie. ›Was soll ich nun tun?‹

Vor Schreck hält sie den Atem an. Ihr wird schwindlig; und sie fängt zu taumeln an. Das Dämmerlicht erlischt gänzlich; und schwarze Nacht hüllt sie nun ein.

In ihrer Brust liegt –quer, und auf der Höhe ihres Herzens– eine Latte, einen Augenblick lange nur; und sie weiß –ohne dies irgendwie richtig zu empfinden–, dass sie mit dem Rücken auf dem Lager im Pächterhaus liegt.

Und dann durchdringt sie eine unsichtbare Wand, die zugleich durch ihren Körper dringt, deren Gleiten durch ihren Körper sie daher klar spürt, und die sich sodann vollständig auflöst, dabei alles bis dahin Leichte und Mühelose mit sich fortführend. ›Ich habe das alles nur geträumt; und jetzt bin ich wach. Ja, jetzt bin ich wach; denn ich kann meine Arme wieder bewegen.‹

Nicht alles aber –wie sie nun mit ihren Händen ertasten konnte– war da nur ein Traum gewesen; und sie spürte, dass sich da doch wirklich ein Mann mit ihr vereinigt hatte.

Ihre Hände tasteten nach ihm; und sie erkannte dabei, dass er sich mit seinen Armen vom Lager abstützte. ›Er hat mich nicht drücken wollen, mein guter Mann; er hat mich nicht aus dem Schlaf reißen wollen!‹, so stieg es warm in ihr empor. Doch erneut durchzuckte sie dieser Gedanke: ›Hab' ich in diesem halbawachen Schlaf zu ihm gesprochen? Und hab' ich dabei jenen Namen genannt? Ja, das muss wohl so gewesen sein; denn er bewegt sich nicht weiter, sondern ist gleichsam erstarrt: Sicherlich hat er, was ich da zu ihm gesagt habe, vernommen, wie undeutlich auch immer!‹

„Komm‘, mein lieber Mann!“, hauchte sie; und ihre Arme, die ihr nun wieder gehorchten, umfassten seine Schultern. Sanft zog sie ihn zu sich, bis sein Leib den ihren bedeckte: „Komm‘!“

Sie liebte ihn; und ihre beiden Körper begannen wieder, sich miteinander in Einklang zu bewegen. ›Was ist das heute Nacht nur für ein Durcheinander, das ich erlebt hab‘ und weiterhin erlebe!‹. Sie schüttelte ein wenig ihren Kopf. Und sie spürte nun diesen Kopf, und auch den Nachhall der vergangenen Schmerzen im Bereich der Schläfe, und auch den Druck des harten Lagers auf ihren Hinterkopf. Sie nahm sich daher vor, erneut zu schweben; dies jedoch wollt‘ ihr jetzt nicht mehr gelingen, nicht einmal in kleinen Ansätzen.

Aber es wollt‘ ihr auch nicht gelingen, die urplötzlich zu vernehmenden Geräusche von Lager nebenan zu überhören: Die Gäste dort hatten zunächst zu flüstern begonnen, murmelten nun aber, und wurden in ihrem Sprechen zunehmend lauter. „Was ist da drüben los?“, flüsterte sie. „Ach, nichts!“, erhielt sie eine keuchend gesprochene Antwort; und diese nun nicht geflüsterten Worte waren nicht die ihres Mannes. Die Stimme ihres Mannes drang vielmehr von nebenan zu ihr, nun in erheblicher Lautstärke, und daher unverkennbar. Und sie erstarrte.

Der Mann, der zu ihr gekommen war, ja, das war wirklich der Antonio; und ihr erster Gedanke war, sich von ihm durch einen entsprechenden seitlichen Ruck ihres Körpers sofort zu trennen. Aber da wurde ihr gewahr, dass der Antonio nun unvermittelt zu ihr kam, bewirkt wohl nicht aus Lust und Begehren, sondern sicherlich vor Schreck. ›Nein! Wegen meinem Gabriele darf ich mich jetzt nicht gleich jetzt von ihm trennen, sondern erst ein paar Augenblicke später. Ja, er ist der Antonio, so, wie ich’s vorhin geträumt habe; denn die weinerliche Stimme von nebenan ist die des Rinaldo!‹

Und sie nutzte die wenigen Augenblicke, die ihr da –bis der Antonio zur Ruhe gelangt sein wird– verblieben, um sich alles so zu vergegenwärtigen: ›Was ist den in diesen Stunden hier geschehen? Und überhaupt: Wie bin ich –statt zurück zu meinem Mann– dann zum Antonio gelangt? Das kann nur so erfolgt sein: Die Krippe stand nicht mehr dort, wohin ich sie beim Aufstehen hingeschoben hatte; und diese Stelle am Mittelgang von Angelica’s Lager war leer, als ich auf meinem Weg aus der Küche mein Lager aufzusuchen mich –vergebens, wie ich jetzt klar erkenne– bemüht habe. Demnach hatte der schlaue Rinaldo bemerkt, dass ich nicht hab‘ einschlafen können; und er hat gewartet. Dann aber, als ich in die Küche gegangen bin, hat er diese Gelegenheit umgehend benützt, um zu meiner lieben Tochter Angelica –die wohl auf ihn gewartet hatte– zu huschen; und dabei hat er –um sich von seinem Lager gut

erheben zu können– dann die Krippe zur anderen Seite des Mittelgangs zurückgeschoben. Ich aber –wegen der Schmerzen in der Schläfe und dann auch noch im Schienbein– habe mich durch den für mich verkehrten Stand der Krippe irreleiten lassen; und ich habe mich daher –statt zu meinem Mann– zum Antonio gelegt und sodann die Krippe zu mir gezogen. Danach ist –wie hätte dies denn anders erfolgen können!– der gute Antonio zu mir gekommen, und ich sodann zu ihm, dies, ohne zu wissen, wer er wirklich ist. Und als ich danach von der Müdigkeit übermannt worden bin, da ist er ein weiteres Mal zu mir gekommen, was bei mir zu einer Verquickung von Erlebtem und Erträumten geführt hat. Andererseits hatte der –mit frischem Mut keineswegs gesegnete– Rinaldo Angst, nach seinen Anstrengungen bei meiner Angela einzuschlafen und dann beim Morgengrauen bei ihr gefunden zu werden. Daher hat er –nachdem er das Seine erlebt und genossen hatte– den Weg zurück zu seinem Lager angetreten. Er hat die Krippe ertastet; und –irregeleitet durch deren nunmehrigen Stand– hat er sich sodann auf meinen –aber eben leer gewordenen– Platz zu Giuseppe gelegt. Prahlsüchtig, wie’s die Männer allzu häufig sind, hat er sodann meinen Mann –in ihm den Antonio vermutend– aufgeweckt; und er hat ihm sofort von dem von ihm Erlebten brühwarm berichten müssen. Mein Mann wird sich aus diesem Bericht –vor Schlaftrunkenheit– zunächst kaum einen rechten Reim haben machen können. Aber inzwischen ist er ganz offenkundig hellwach; an seinem wütenden Schreien ist dies nicht zu verkennen. Und dieses ängstlich-wimmernde Gestammel stammt unzweifelhaft vom Rinaldo. Jetzt muss ich einen Weg finden, um meine arglose Angelica nun vor Schimpf und vor Schade zu bewahren, einen Weg, der auch meinem Giuseppe vor weiterer Schand’ und Schmach bewahrt; ein kerzengerader Weg durch all’ dies Krumme, was sich da nun alles zugetragen hat, wird dies wohl kaum sein können ...<

Nahezu auf der Stelle war ihr dies alles klar geworden, in ganz wenigen Augenblicken nur: ›Im Traum hab’ ich mich mit dem Antonio vereinigen wollen; dabei ist dieser Traum dann Wirklichkeit gewesen!<. Sie küsste ihn, dessen Körper inzwischen zur Ruhe gekommen war; und sodann entwand sie sich ihm.

Rasch erhob sie sich und ergriff die Krippe mit dem Federico. Es gelang ihr dabei, die Truhe, auf die sich ihre Angelica gebettet hatte, zu erreichen, ohne dabei ein merkliches Geräusch zu verursachen. Vorsichtig stellte sie die Krippe ab; und dann beugte sie sich über das nun schluchzende Mädchen. „Hat er Dir Gewalt angetan?“, fragte sie flüsternd. „Nein!“, brachte die Tochter hervor. „Ist er lieb zu Dir gewesen?“, fragte die Mutter weiter. „Ja, sehr!“

Daraufhin hob die Renata ihren Federico aus der Krippe und legte sich mit diesem zu ihrer Tochter auf die Truhe.

Auf dem Lager ihres Mannes hatte der Tumult zwischenzeitlich seinen Höhepunkt erreicht. Laut schrie dieser den verstört gewordenen Rinaldo an: „Was hast Du getan?! Was hast Du ihr und mir angetan?! Schäme Dich! Ich bin ein armer und einfacher Mann. Was an Besitz, den Du mir noch nehmen könntest –von meiner Ehre abgesehen– hab‘ ich denn?! Warum hast Du meiner Tochter –und damit auch mir– jetzt diese Ehre geraubt?! Hab‘ ich Dir, Rinaldo, nicht stets –und auch diesmal– jede Art von Gastfreundschaft, derer ich fähig bin, freudig erwiesen?! Und ist *das* nun Dein Dank dafür?! Müsst Ihr Noblen denn, wenn Ihr mir das mir verbleibende Letzte nicht mit Gewalt nehmen und somit rauben könnt, es mir dann mit List und Tücke stehlen?! Würd‘ denn ich Dir jemals so etwas antun?!“. Der eingeschüchterte Rinaldo versuchte, etwas zu antworten; aber sein Gestammel war ohne erkennbaren Sinn. Auch redete er den Giuseppe immer noch mit „Antonio“ an.

Mit schlaftrunkener und dabei fester Stimme unterbrach nun die Renata dieses heftige Gespräch: „Giuseppe! Warum weckst Du die Gäste auf? Und warum schreiest Du so laut, dass unser Federico gleich aufwachen und mitschreien wird?!“

„*Ich* habe *niemanden* aufgeweckt!“, gab dieser ihr zurück. „Aber *er* hat *mich* aufgeweckt. Und hättest Du, wie soeben ich, seinen Bericht von seinen Heldentaten mit unserer Tochter mit angehört, so würdest Du ihm jetzt die Augen auskratzen!“

„Er ist –wie so viele Noblen– schlicht und einfach ein Hochstapler; das ist alles!“, bemühte sie sich, ihren Mann zu beruhigen. „Er will vor Seinesgleichen als der große Eroberer und Frauenheld erscheinen. Mir war diese plötzliche Übernachtung von Anfang an nicht so recht geheuer; und deswegen hab‘ ich nicht einschlafen können. Schließlich hab‘ ich mich hier zur Angelica auf die Truhe gelegt, mit unserem Federico an meiner Brust. Schlafen hab‘ ich da bislang noch keinen einzigen Augenblick lang können. Das ist alles!“

Nun mischte sich der Antonio in dieses Unterhaltung ein; denn ihm war klar geworden, dass diese kluge Frau nach dem ungeschickten Verhalten seines taktlosen Freundes Rinaldo nun retten wollte, was noch zu retten war. Und er rief: „Komm‘ zu mir auf Dein Lager zurück, Rinaldo! Du bist noch jung; ich habe Dir das schon wiederholt eindringlich gesagt: Du verträgst noch nicht soviel Wein wie der Giuseppe und wie andere gestandene Männer. Denn wenn Du zuviel getrunken hast und dann Deine Phantasien austräumst, dann nimmst Du diese –jetzt wie auch neulich schon einmal– als blanke Wirklichkeit. Und auch heute

bist Du in Deinem Rausch aufgestanden, hast Dich –sicherlich ein wenig wankend– zum Giuseppe begeben, und hast ihm von Deinen –vielleicht nicht so ganz reinen– Traum-Erlebnissen erzählt. Sei froh, dass er da keinen Dolch zur Hand gehabt hat; denn dann wär's Dir schlecht ergangen, wie man sich gut denken kann. Aber irgendwann wird Dich Dein nächtliches Schlafwandeln noch ins Unglück bringen!“

Die beiden Streitenden schwiegen, als sie dies alles vernahmen; und es ist schwer, zweifelsfrei auszumachen, wer von ihnen nun mehr als der andere verwirrt war. Ohne Zweifel aber fing sich der Giuseppe als erster. Denn er erhob sich, eilte im Dunkeln zu der Truhe, stieß da ebenfalls mit seinem Schienbein an den Fuß der Krippe, beachtete den ihn durchzuckenden Schmerz jedoch nicht weiter, und ertastete schließlich seine Frau samt Söhnchen und Tochter. Er streichelte der Angelica das Haar; und er drückte der Renata, nachdem er ihr Gesicht ertastet hatte, einen liebe Kuss auf die Stirn.

Sodann begab er sich zu seinem Lager zurück, ergriff da mit beiden Händen fest den Rinaldo, und redete ihm gut zu: „Rinaldo! Du bist ein Schlafwandler! Komm' jetzt zu Dir und wach' auf! Und wandle sodann zurück zu Deinem Lager, und schlaf dann da ohne jegliches Wandeln weiter!“

Der arme Rinaldo verstand nun garnichts mehr: Durch diese unerwartete neue Entwicklung der Dinge vollends durcheinandergebracht, versuchte er, dem Giuseppe zu erklären, er sei durchaus wach und habe noch keinen Augenblick lang geschlafen. Dieser jedoch lachte ihn nun aus, weil er es besser wusste. Und irgendwann kam auch der Rinaldo so weit zu sich, dass er die Lage, in die er sich hineingebracht hatte, halbwegs durchschaute, und sodann ein Aufwachen anzeigte. Er tat dann auch recht geschickt und daher glaubhaft; und der getreue Giuseppe brachte ihn in dieser Dunkelheit zum Antonio zurück.

Die Renata allerdings weigerte sich, vor Tagesanbruch von der Angelica zu weichen; und sie blieb bei ihr auf dieser engen Lagerstatt, ihren Arm unter ihren Hals gelegt und sie solcherart in Schutz nehmend. Und nach ihrer erneuten eindringlichen Bitte, wegen des Federico endlich leise zu sein, kehrte schließlich Ruhe in das Haus des Pächters Giuseppe ein.

Beim Morgengrauen allerdings, sowie sie der Reihe nach erwachten, brach in diesem Haus herzliches Gelächter aus. Und dieses Gelächter wollte nicht enden, als sie das Brot und den Käse speisten, den die Renata den drei Männern auf das Tischchen vor der Bank am Eingang des Hauses gestellt hatte. Es endete erst, als die Zeit zum Aufbruch gekommen war. Denn der Giuseppe hatte sich –als Tagelöhner– bei Sonnen-

aufgang auf die Felder des Patrone –seines nunmehrigen Verpächters– zu begeben; und es wäre unschicklich gewesen, hätten die beiden jungen Männer dieses Haus erst nach ihm verlassen. Der Renata war es aber dabei noch geglückt, zwei-drei Sätze lang mit Antonio allein zu sein.«

»Er sah sie vor der Zisterne sitzen, als er –zu Fuß, und das Pferd am Zügel führend– an den Olivenbäumen vorbei in den Hof des Pächters Giuseppe einbog. Und nochmals nahm er sich vor, auf gar keinen Fall vor ihr demütig zu werden.

Seinen Freund Rinaldo hatte er bereits –ihre eindringliche Bitte sich zu Eigen machend, aber auch aus eigenem Antrieb, dies mit Blick auf das über sie in der Stadt sonst einsetzende Gerede– gehörig den Kopf gewaschen; und dieser hatte sich zerknirscht zur Verschwiegenheit verpflichtet, zur Verschwiegenheit bei allem, was ihm heilig war: bei der Freundschaft beider Männer, und auch bei der zu schaffenden verwandtschaftlichen Verbindung beider Familien.

Er, der Antonio, hatte sich –so redete er sich unentwegt selber ein– demnach nichts vorzuwerfen; und daher wollte er, dem Stand seiner Familie entsprechend, unbedingt seinen Stolz wahren, insbesondere eben jetzt, dieser Pächtersfrau gegenüber.

In dem Augenblick, in dem er sie dort sitzen und in einem Trog hantieren sah, nickte sie ihm zu. Vielleicht hatte sie ihn –irgendwie– bereits zuvor wahrgenommen; vielleicht hatte sie – das Hufgeklapper des Rosses von weitem hörend – schon vorher das Augenmerk auf den Weg gerichtet gehabt.

Und ein weiteres Mal fragte er sich, wieso es sein Stolz eigentlich zuließ, ihrer Bitte zu entsprechen und sie noch am gleichen Nachmittag dort im Hof aufzusuchen. ›Was will sie eigentlich von mir?‹, überlegte er hin und her. ›Und warum gehorch‘ ich ihr? Warum komm‘ ich willenlos zu ihr zurück? Was ist denn nur in ihren Augen, dass diese mich derart fesseln?‹

„Ich danke Dir, Antonio, dafür, dass Du diesen Weg aus der Stadt zu mir zurückgekommen bist!“, begrüßte sie ihn, als er das Pferd an einen der Mandelbäume im Hof anband.

„Ich bitte Dich! Bedanke Dich nicht für eine Selbstverständlichkeit! Und bitte nimm es mir nicht übel, dass ich Dich diese Nacht berührt habe!“. Und noch während er dies aussprach, dachte er mehr verblüfft als erschrocken: ›Was ist denn mit mir los? Sind es ihre hellen offenen Augen, die mich jetzt verzaubern, oder ist es ihr Mund, das Lächeln mit dem leicht geöffneten Mund?‹

„Wie soll ich Dir das übel nehmen? Schließlich bin *ich* es gewesen, der zu *Dir* gekommen ist!“

„Aber *Du* hast doch garnicht gewusst, das es ein ganz anderer als Dein Mann gewesen bist, zu dem Du Dich gelegt hast. *Mir* hingegen ist sofort klar gewesen, dass Du die Renata bist. Und deswegen wär' es richtig gewesen, wenn ...“; und wieder durchzuckte ihn dieses: ›Was red' ich da bloß für ein Zeug daher! Alles im Kopf geht mir da durcheinander, wenn sie mich mit diesen Augen anschaut!‹. Und nach einem Augenblick des Luftholens setzte er fort: „Deshalb ist das, was ich sodann getan habe, nicht richtig gewesen.“

„Vielleicht ist es aber doch richtig gewesen, Antonio! Vielleicht wird uns das, worüber wir jetzt sprechen sollten, zeigen, dass wir nichts Verkehrtes getan haben!“. Voll ruhten ihre Augen nun auf ihm; und dabei drückte sie ein farbiges Kleid in das Wasser des Troges, hinter dem sie auf ihren Fersen saß; und danach schob sie den Trog zur Seite, ohne dabei ihren Blick von ihm zu lassen. „Nimm doch bitte Platz! Denn Du brauchst nicht vor mir zu stehen! Setze Dich da auf diesen flachen Stein zu mir her!“

„Hab' vielen Dank, schöne Mutter einer schönen Tochter!“; antwortete er ihr; und er nahm in der ihm angebotenen Art Platz, dabei sehr wohl die sanft aufwallende Röte auf ihren Wangen feststellend.

Sie hatte ein paar Augenblicke lang ihr Gesicht gesenkt, in dem –verständlichen wenngleich vergeblichen– Versuch, so die äußeren Anzeichen ihrer inneren freudigen Aufwallung etwas zu verbergen. Und in diesen Augenblicken empfand ihr Besuch, nun endlich Herr der Lage geworden zu sein. Sie aber hob nun wieder ihren Kopf, richtete erneut ihre Augen auf ihn, und sprach –jetzt ernst werdend– so zu ihm: „Du bist noch unverheiratet, Antonio; auch bist Du noch jung. Doch die Liebe, die sich zwei Menschen durch das Zusammenkommen ihrer Körper geben, ist Dir nicht fremd. Diese Liebe hast Du nicht in einem der Bäder erlernt, und auch nicht in einem jener Häuser am Stadtrand, die ein Nobler nicht bei Tageslicht aufsucht. Denn Du bist sanft und zart; und Du gibst Liebe!“

›Sie liebt mich; ja, sie liebt mich! Und wenn es mir jetzt nicht gelingt, mich ihr gegenüber zu verschließen, dann wird es für mich gefährlich; denn sie ist ganz offen!‹. Er wollte etwas zu ihrer Aussage bemerken; doch es reichte nur zu einem Stottern: Er brachte keinen verstehbaren Satz mehr über die Lippen, und schließlich auch kein Wort mehr. Die Finger seiner linken Hand deuteten eine Zahl an; und dann ließ er diese Hand sinken. ›Sie hat wieder ihren Kopf gesenkt; sie hat also alles verstanden!‹, dies wurde ihm siedendheiß klar.

›Gib Dich ihr nicht preis! Verrate Dich nicht! Du weißt nicht, wer sie ist, auch wenn Du die halbe Nacht bei ihr gelegen bist!‹. Und dann, den Blick senkend und wieder ruhiger werdend, überlegte er: ›Was hat sie nur für Augen! Wenn sie mich mit diesen Augen anschaut, möcht' ich mich in ihre Arme werden und mich ihr völlig anvertrauen! dabei ist sie doch die Frau eines Pächters, der zudem noch als Tagelöhner arbeitet. Natürlich, der Giuseppe ist ein guter und lieber Mann. Noch jetzt hör' ich meine Mutter über ihn so sprechen!‹. Er hob seinen Blick wieder; und auch sie hatte dies zuvor bereits getan. Und sie begann sodann:

„Nun bin *ich* es, der *Dich* um Deine Nachsicht zu bitten hat! Denn ich habe kein Recht darauf, Dich so zu befragen!“

„Du tust nichts Unrechtes! Und Du hast mich eigentlich auch garnicht befragt; Du hast nur etwas festgestellt!“

„Das ist ganz lieb von Dir, dass Du dies so sagst! Hast Du übrigens schon mit Deinem Freund Rinaldo gesprochen?“

„Ja. Und er hat es mir ganz fest zugesagt. Und ich selber, ich hab' un-aufgefordert geschwiegen; und ich werd' auch künftig schweigen!“

„Warum glaubst Du, dass er schweigen wird?“

„Er hat es mir versprochen!“

„Hat er Dir auch versprochen, sein Versprechen zu halten?“

„Kommst Du etwa aus Milano? Denn dort redet man dann und wann so; jedenfalls tun die Mächtigen der Stadt, wie berichtet wird.“

„Nein, ich komme nicht von so weither im Norden; ich bin nie über unsere Toskana hinausgekommen. Aber immerhin: Das eine hab' ich auf meiner Wanderung gelernt, nämlich: dass ich vorsichtig zu sein habe. Was also verschafft Dir die Gewähr und damit die Sicherheit in Deinem Glauben, dass der Rinaldo seit der vergangenen Nacht, als er noch nicht über die Fähigkeit des Schweigens verfügt hat, nun schweigen kann und will und wird? Ist er jetzt immerhin so weit zu einem Weisen geworden, dass man sich auf ihn in dieser Sache verlassen kann?“

„Nein, weise ist er in diesen wenigen Stunden natürlich noch nicht geworden: vielleicht etwas weniger tollpatschig, aber ... “

„Auf gar keinen Fall unterstell' ich diesem guten Jüngling irgendeine böse Absicht, sehr wohl aber –ungefähr mit Deinen Worten gesagt– etwas Unbeholfenheit und einen erheblichen Mangel an Weitsicht. Wieso also meinst Du, dass er schweigen wird?“

„Er *muss* schweigen! Und er *muss* das mir gegebene Versprechen halten! Denn ... “

„Denn?“

„Denn er will im kommenden Herbst meine Schwester heiraten!“

„*Welche* von Deinen Schwestern will er in die Ehe führen?“

Da richtete der Antonio seinen Oberkörper auf; und mit vollem Blick und mit fester Stimme antwortete er ihr: „Ich habe nur *eine* Schwester! Und das solltest Du eigentlich wissen!“

Sie hielt seinem Blick mühelos stand, aber auch er den ihren; so verharren sie mehrere Augenblicke lang in Schweigen. Und schließlich öffnete sie ihren Mund etwas, wohl um zu sprechen; aber sie sprach nicht. Vielmehr begann sie, leicht zu lächeln: ein herzliches Lächeln, weit entfernt von jeglichem Auslachen. „Schau‘ in die Zisterne!“, begann sie endlich, als das Schweigen für ihn qualvoll zu werden begann. „Und dort im Wasserspiegel, da betrachte Dir dann Dein Gesicht genau!“

„Ich kenne dieses. Aber Du hast sicherlich mit mir etwas Bestimmtes vor; und deshalb will ich tun, was Du von mir verlangst!“; und er erhob sich und begab sich langsamen Schrittes zur Zisterne.

Und während er sich über den Rand des Schachtes beugte, rief die Renata nach ihrer Tochter. Zögernd trat die Angelica aus dem Haus, errötete, als sie da den Antonio erblickte, und wollte umkehren, als dieser sich ihr zuwandte. Der Blick der Mutter verhinderte dieses Vorhaben; und gehorsam, wenngleich zögernden Schrittes und verlegen lächelnd, näherte sie sich der Zisterne, neben der ihre Mutter saß.

›Was ich von *diesem* Traum wohl halten werde, wenn ich aus ihm erwachen sollte?‹, überlegte der junge Mann ungläubig, dabei unfähig, sich zu bewegen oder auch nur zu sprechen. ›Ja, ihre Augen sind hell wie die meinen. Aber auch ihre Mutter –die Renata hier– hat nicht die tiefdunklen Augen der Sizilianerinnen. Und die Nase der Angelica ist leicht schief wie die meine; und diese Nase endet vorne mit einem kleinen Höcker wie die meine, nur eben, dass dieser viel niedlicher ist als der meine, ja wirklich: zum Abküssen süß! Und der Schwung der Augenbrauen und die Art der Haare: wie bei mir, und wie auf dem Bild meines Vaters, das in meinem Zimmer hängt!‹

„Geh‘ zu ihm hin, Angelica, und lass‘ Dich von ihm umarmen!“

Langsam, ganz langsam, senkte die Tochter ihren Kopf; und langsam begab sie sich sodann die paar Schritte zu ihm hin; jede Einzelheit davon nahm der Antonio wahr; und dennoch konnte er dabei keinen einzigen klaren Gedanken fassen. Und als sie schließlich tief gesenkten Hauptes vor ihm stand, fiel ihr nicht-gebundenes Haar nach vorne über ihr Gesicht und bedeckte dieses weitgehend.

„Wach auf, Antonio!“, hörte dieser die Renata ihm zurufen.

Langsam hob er seine Arme hoch; und vorsichtig, ganz vorsichtig berührten seine Hände eher nur ihr Haar als ihr Haupt. Und sanft drückte er seine Lippen gegen ihren Scheitel.

Die Angelica sank vor ihrer Mutter auf die Knie; und sie warf sich weinend und tief schluchzend in den Schoß ihrer Mutter; diese legte ihre Arme um sie. So verharrten beide eine längere Weile, bis sich der zitternde Körper der Tochter beruhigt hatte; danach schickte sie ihre Mutter ins Haus zurück.

Dem Antonio waren die Knie weich geworden; und er hatte sich daher auf das die Zisterne umgrenzende Steinmüerchen niedergelassen. Und lange noch sah er der Angelica nach, wiewohl diese nun schon seit einer Weile nicht mehr zu sehen war.

„Gefällt sie Dir?“

„... ja, aber ... ist sie *wirklich* meine Schwester?“

Nun begann die Renata zu lachen, für ihn zum ersten Mal zu lachen, laut zu lachen.

›Antonio! Was kannst Du doch nur dumm fragen!‹, warf er sich da vor.

›Hast Du denn keine Augen? Und kannst Du nicht sehen? Oder kannst Du, was Du soeben wahrgenommen hast, nicht erkennen?!‹. Und er holte tief Luft. „Du musst mir von Dir erzählen,“ bat es sie, „oder von meinem Vater! Denn ich weiß nicht, *was* ich fragen soll und *wie* ich fragen darf.“

Sie hörte auf zu lachen; und ihr Gesicht wurde wieder ernst: ernst zwar, doch irgendwie auch sichtbar von Gedanken der Freude erfüllt. ›Was sie für Augen hat!‹, dachte er wieder und wieder. ›So haben diese Augen auch ganz gewiss meinen Vater angeschaut; und der war schließlich nicht aus Holz, sondern –wie ich– aus Fleisch und Blut. Nur gut, dass meine Mutter hiervon nichts erahnt hat: Sicherlich hat sie nie etwas davon erfahren; denn sie hat stets mit großer Liebe von meinem Vater gesprochen.‹

„Du darfst mich fragen; *jetzt* darfst Du mich nach mir und nach Deinem Vater befragen! Denn jetzt gibt es kein Geheimnis mehr zwischen Dir und mir.

Ich will daher versuchen, Dir in dieser kurzen Zeitdauer, die wir hier nur unter uns verbringen dürfen, alles so gut und so vollständig berichten, wie ich dies nur kann. Die Geschichte meiner Jugend ist umfangreich; und ich werde Dir daher nur das Wichtigste von dem, was Deinen Vater betrifft, zu berichten versuchen. Würde ich viel davon erzählen, so würde dies Stunden benötigen. Aber es wäre unschicklich, hier Stunden zusammen zu verweilen: Zu leicht kann man dann ins Gerede der Leute kommen; und es wäre dann mein Mann, der davon den größten Schaden davonzutragen hätte. Nun gut:

Meinen Vater hab‘ ich nicht gekannt; denn er hat sich weder um meine Mutter noch um mich –um sein Fleisch und Blut– gekümmert. Meine

Mutter ist, als ich gerade erst einmal vier Jahre alt war, plötzlich gestorben; sie hat mir daher wenig von sich selber und nichts von meinem Vater berichten können.

Ein Jahrzehnt später, als mein Körper zu reifen begann, da begann der Patrone des Anwesens, auf dem meine Mutter als Magd gearbeitet hatte, mir nachzustellen, zunächst nur heimlich. Er tat dies bei allen Mägden; und mir war klar, dass ich mich ihm nicht mehr lange werde weigern können. So floh ich daher eines Nachts von dort hierher zu einer Großtante; denn man hatte mir gesagt, *ihr* Patrone –Dein Vater– sei ein sehr gerechter und aufrechter Mann.

Sie sprach sodann mit ihm; und er nahm mich als Landarbeiterin an. Und mehr noch: Er verhandelte mit meinem vormaligen Patrone; und er bezahlte mich bei ihm aus.

Hätt' er mich nicht genommen, so wär' ich zum Freiwild für umherziehende Adelige, Pfaffen, Reiterknechte, Kaufleute, Mönche und Strauchdiebe geworden: Solchen in die Hände zu geraten, das lässt sich für Frauen aus meinem Stand ohnehin nicht gänzlich vermeiden; das wär' aber, hätt' ich frei umherziehen zu müssen, dann mein tägliches Leben bis hin zum frühen Tod im Straßengraben gewesen.

Ja, dass ich Deinem Vater sehr gefiel, das konnte mir nicht verborgen bleiben; und da ich damals sehr schön war ... "

„Du *bist* sehr schön!“

Abermals lachte sie; und abermals senkte sie einige Augenblicke lang ihren Blick. Ihn sodann wieder aufrichtend, entgegnete sie:

„Siebzehn Jahre sind vergangen, seit ich Siebzehn geworden bin. Ich habe hier in der Zisterne meinen Spiegel; und ich habe meine Erinnerung an das, was ich in diesem Spiegel an Veränderungen zu bemerken gehabt habe. Schau' mich daher in weiteren siebzehn Jahren nochmals an; und beschreibe mir dann die Veränderungen, die Du ... "

„Du wirst in siebzehn Jahren noch die gleichen Augen haben wie jetzt, und den gleichen Mund, und die gleiche Gesichtsform! Darauf werd' ich dann schauen, und nicht auf irgendein nebensächliches Fältchen im Gesicht, das man zur Not wegküssen kann!“

Wiederum stieg ein sanftes Rot in ihre Wangen; und erneut senkte sie einige Atemzüge lang den Blick. Dann aber sprach sie mit fester Stimme so weiter:

„Ja, es hätte mich sehr verwundert, wenn ich der Aufmerksamkeit Deines Vaters Gabriele entgangen wäre. Doch er näherte sich mir nicht, ein Jahr lang nicht, und ein zweites Jahr lang ebenfalls nicht. Gegen Ende des dritten Jahres dann, zur Zeit der Dattelernte, da geschah es, dass ich gleich hier nebenan im Garten zu arbeiten hatte, wie auch, dass er des

nachmittags zu Fuß vorbeikam, um hier nach dem Rechten zu sehen. Diesmal ging er nicht einfach nur mit einem freundlichen Größ vorüber; vielmehr blieb er stehen. Und er begann, sich mit mir über dieses und jenes zu unterhalten: ob mir die Arbeit gefalle, was in diesem umzäunten Bereich wo geordnet und verbessert werden müsse, und manches andere von dieser Art.

Denn heute –erklärte er mir– werde er diese Güter gründlich in den Blick nehmen, um vor dem einbrechenden Winter überall rechtzeitig alle erforderlichen Erneuerungen vornehmen lassen zu können; und deswegen werde er auch heute nicht mehr in die Stadt zurückkehren, sondern vielmehr dort drüben in der kleinen Jagdhütte nächtigen.

Und dann schwieg er. Und ich spürte, dass er eigentlich weiterreden wollte, dass ihm aber eine Angst die Kehle zuschnürte. Ja, deswegen begann nun ich zu ihm zu reden: Ich berichtete ihm, dass jene Hütte innen in einem erbärmlichen Zustand sei, voller Unrat und Kleinjetier, da sie jahrelang nicht mehr benützt worden sei; und ich bat ihn, sie für ihn zuvor für diese Nacht einigermaßen herrichten zu dürfen. Er lächelte nun, dankte mir, und erklärte mir, er freue sich über diese Bereitschaft sehr.

Kaum hatte er sich dann von mir verabschiedet, eilte ich mit dem noch nicht einmal halbvollem Korb zur Sammelstelle der gepflückten Datteln, und meldete mich dort ab, ein heftiges Unwohlsein vorgehend.

Und noch rascher eilte ich sodann zu jener Jagdhütte: Ich säuberte sie; und ich bereitete ihm und mir ein Abendessen vor: ein arg bescheidenes nur, aber eben eines, das für mich ein Sonntagsessen gewesen wäre.

Ja, er war sehr zart. Nie hat mich zuvor oder danach jemand so lange in seinen Armen gehalten und mich immer wieder angesehen ... ; und seine Hände ... : Dein Vater Gabriele war zart zu mir, Antonio, so zart, wie Du zu mir gewesen bist!“

›Was ist das nur für ein Tag! und‹, so überlegte er, ›Wer ist denn diese Nacht zu ihr gekommen: war es *ich*, oder war es *mein Vater*? Oder hab' ich das alles nur geträumt? Oder träum' ich sogar jetzt noch dieses ganze Gespräch? Ich kann meinen Körper kaum bewegen; daher muss ich wohl träumen!‹. Und er brachte heraus: „Du hast da heute Nacht den Namen meines Vaters geflüstert ... “

„Kannst Du mich also verstehen?“

„Ja, verstehen, und deshalb auch lieben! Ich habe schon manches Mädchen und manche Frau begehrt. Jetzt aber erst beginn' ich zu ahnen, worin sich Liebe von Begehren unterscheidet!“. Und bei sich dachte er: ›Die Liebe scheint eine sehr ansteckende Erkrankung zu sein: Sie liebt mich; und nun lieb' ich sie! Dabei liebt sie mich ohne irgendwelche Bedingungen und Vorbehalte; denn eine Hoffnung auf Ehelichung kann

sie, ihrer Herkunft wegen, ja ganz gewiss nicht haben: Das weiß sie ohne jeden Zweifel; denn sie ist klug, sehr klug, viel klüger als jene unter den gebildeten Frauen meines Standes, soweit ich diese kenne.<

„Als er sich dann am Morgen darauf nach Sonnenaufgang von mir verabschiedete, versprach er mir, so bald wie möglich wieder zu mir zurück zu kommen. Das hatte er fest vorgehabt. Aber das dann auch zu tun, das ist ihm nicht mehr möglich gewesen; denn zwei Tage später wurde er in der Stadt ermordet.“

„Seine Feinde haben für die Ermordung einen Halunken gekauft; und eben diesen haben sie dann ihrerseits gleich nach der Tat umbringen lassen, um zu vermeiden, dass er sie verrät, und um gerichtlich unbehelligt zu bleiben.“

„Ja, so war es! Und bald nach der Beisetzung Deines Vaters kam Deine liebe Mutter hierher auf dieses Landgut, suchte meine Großtante auf, und erkundigte sich bei ihr nach mir. Sie fand mich dann; und wenige Tage später verheiratete sie mich mit Giuseppe, der seither mein lieber Mann ist, und dem ich achteinhalb Monate später die Angelica gebar.“

„Du meinst also, dass mein Vater ihr von Dir berichtet hat?“

„Das weiß ich nicht: Vielleicht hat er ihr davon berichtet, wiewohl er hierzu wohl kaum die erforderliche Stunde eines ruhigen Gesprächs wird gehabt haben; denn viel zu sehr haben ihm damals seine Feinde bereits zugesetzt. Vielleicht aber hat er es bewusst deswegen nicht getan, um nicht –mit der Entlastung seines Gewissens– dadurch ihr Denken und Sinnen zu belasten.“

Andererseits hat eine rechte Frau einen Sinn, mit dem sie Unebenheiten solcher Art rasch ermittelt. Und außerdem haben oft genug auch die Büsche und Mauern Ohren und Augen. Aber ich weiß davon nichts; und wenn Du davon ebenfalls nichts weißt, dann wird davon –da Deine Mutter ja nicht mehr lebt– niemand mehr etwas davon erfahren; und das ist dann sicherlich gut so.

Ja, Deine Mutter hat mich beschützt, solange sie dies hat tun können. Sie hat mich –da sie zumeist in der Stadt hat bleiben müssen– zwar nur aus der Ferne beschützen können; aber sie hat mich beschützt, als wär' ich ihre eigene Tochter gewesen.“

„Und Dein Mann, der Giuseppe, weiß er von Dir und ... : ich meine, hast Du ihm von meiner Schwester Angelica erzählt?“

„Mein guter Mann hat bald nach der Ermordung Deines Vaters sehr viel an Erniedrigungen durchzustehen gehabt. Denn Deine Mutter hat wenige Wochen später diese Landgüter verkauft ... “

„Sie hat sie verkaufen *müssen*, und dies zu Schleuderpreisen; denn die Übermacht der Gegner hat sie dazu gezwungen. Hingegen hat sie

dieses Gut hier –und insbesondere diesen Pachtgrund–, behalten, so lang' ihr dies möglich gewesen ist!“

„Das weiß ich. Aber ich hab' auf etwas anderes hinaus wollen: Die – dann rasch wechselnden– neuen Besitzer und deren Aufseher haben meinen Mann gedemütigt und erniedrigt, wo und wie sie dies nur fertiggebracht haben. Und daher will ich alles an weiterer Schmach von ihm abhalten. Schmach aber ist es für ihn, wenn er von den Besitzern und Aufsehern geschmäht wird, und dies gar noch in Gegenwart der anderen Knechte und Lohnarbeiter.

Dass er sich dabei überhaupt nichts gedacht hat, weder vor noch nach der Geburt der Angelica, das ist gänzlich ausgeschlossen; aber er hat mit mir darüber nicht geredet. Vielmehr hat er die Angelica von Anfang an in sein Herz geschlossen, wohl: als sein innig geliebtes Adoptivkind. Und er hat sie stets wie ein Löwe beschützt und verteidigt, und dies ohne jegliche Rücksicht auf sich selber und auf die Gegen-Angriffe der Aufseher. Er hat sich seit über drei Jahren mehr und mehr erniedrigen lassen, um sie zu beschützen.

Was soll ich noch weiter berichten? Vielleicht dieses: Ein halbes Jahr nach der Geburt der Angelica bin ich mehrfach geschändet worden, und dies nicht von fremden Leuten, sondern von solchen Männern, die bei Euch in der Stadt in ihren sonntäglichen Ansprachen anders reden, anders als sie sodann werktags handeln. Eine weise alte Frau, zu der ich mich nach jeder Schändung begeben habe, hat mir jedoch geholfen ... “

„Wer ist sie?“

„Nie werd' ich ihren Namen nennen. Denn allzu rasch ist heutzutage ein Scheiterhaufen errichtet.

Ja, sie hat mir jedes Mal einen Trank bereitet; und ich bin dann nicht schwanger geworden. Aber ich bin dadurch unfruchtbar geworden, viele Jahre lang, eineinhalb Jahrzehnte lang. Erst vergangenes Jahr hab' ich wieder empfangen können. Der Federico, der jetzt drinnen in der Krippe liegt und der dort jetzt von der Angelica umsorgt wird, er ist Giuseppe's leiblicher Sohn.“

„Ich will alles, was ich für Giuseppe tun kann, baldmöglichst für ihn tun. Und ich *kann* jetzt auch etwas für ihn tun; denn dieses Gut hier mitsamt dem Pachtgrundstück steht wieder zum Verkauf an. Aber ich kann es nicht selber erwerben. Daher werd' ich den Rinaldo bitten, es zu tun und es mir nachher weiterzuverkaufen. Und sodann werd' ich diese unverzüglich für Deinen Giuseppe aus der *Pacht* zu seinen *Besitz* umwandeln!“

„Das ist ganz lieb von Dir, wirklich! Du bist der rechte Sohn Deines Vaters und Deiner Mutter! Sie beide, sie wären –würden sie jetzt von Dei-

nem Vorsatz vernehmen– sehr stolz auf Dich: Jeder *überhebliche Stolz* war ihnen fremd; aber der von Überheblichkeit verschiedene *Stolz über heilsames Handeln*, ja, *den* haben sie gekannt und gepflegt.“

Er war es nun, der den Blick senkte; und nur schattenhaft sah er daher zunächst ihre Bewegung: Sie winkte ihn zu sich heran. Ihre Hände legte sie auf seine Schultern; und seine Stirn berührte sie mit der ihren. Und danach flüsterte sie ihm mehrere Augenblick lang etwas zu; und, sich wieder aufrichtend, unterstrichen dann ihre Hände das, was sie ihm soeben gesagt hatte.

Heiß war es ihm da geworden, als er sich ebenfalls wieder aufrichtete; und lange trafen sich dann die beiden Augenpaare. Antworten wollte er ihr; aber er brachte keinen vernünftigen Satz heraus. Die Renata jedoch, sie schien ihn auch so genau zu verstehen. Denn sie lachte nun wieder; und ihre auf den guten Antonio gerichteten Augen, für einen Augenblick ganz schmal geworden, lachten mit. Dann aber wurde sie wieder erst:

„Ich weiß nicht, ob der Rinaldo diese Nacht an mehr gedacht hat als an sein eigenes Vergnügen. Immerhin ist nicht auszuschließen, dass Deine Schwester Angelica jetzt schwanger wird!“

„Wenn ich ihn richtig verstanden habe, so liebt er sie nun wirklich, spätestens seit dieser Nacht.“

Aber wie immer dem auch sein mag: Da *meine Mutter* sich um meine Schwester gekümmert hat, wie könnt' dann *ich* dann meine Schwester vergessen?!“. So antwortete er ihr.

Und sich selber rüttelte er so auf: ›Nein, Antonio, dies ist *kein Traum* ! Dies ist *waches Erleben* ! Und deswegen musst Du handeln!‹

Und er nahm sich fest vor und schwor sich: ›Ja, ich will handeln; und ich werde handeln! Ich werde den Riegel der Unentschlossenheit, der sich bei mir nach dem Erkennen gelegentlich vor das Handeln schiebt, von jetzt ab für immer aus meinem Geist entfernen! Und dann werd' ich an der Liebe, die ich in mir gewahr werde, nicht mehr zweifeln; und dann werd' ich sie durch solches Zweifeln nicht mehr verdecken und verschütten! Denn ich seh' an der Renata, wie schön jemand wird und ist, der seine Liebe nicht eindämmt, der sie fließen lässt. Und ich will ebenfalls so schön werden, so schön sein!‹

„Ich danke Dir, Antonio!“

Ich danke Dir für alles das, was Du für meinen Mann, welcher Deine Schwester beschützt und geleitet hat, und für Deine Schwester, die meine Tochter ist, zu tun vorhast!

Und überhaupt dank' ich Dir dafür, dass Du wieder gekommen bist. Ich glaube ganz fest, das es richtig und wichtig gewesen ist, dass Du zu mir zurückgekommen bist!

Und was die vergangene Nacht betrifft, was immer da der Einzelne gewollt oder auch nicht gewollt haben mag: Herausgekommen ist dabei, dass wir zu einander gefunden haben. Denn wann sonst hätten wir uns wo zu einem solchen Gespräch einfinden können?“

„Ich bin jetzt zu verwirrt, als dass ich sofort sagen könnte, was genau ich für die Angelika –für mein liebes Schwesterchen, zu dem ich durch Dich gefunden habe– alles tun werde ...“

„Das brauchst Du auch nicht zu sagen. Bewahre Dir lieber Dein Lieben und Dein Einfühlen, das ich in der Nacht bei Dir gespürt und empfunden habe, und das ich jetzt bei Tag in Dir sehe und erkenne! Bewahr‘ es gut, mach‘ es zu Deiner Einstellung, zum Ausgangspunkt Deines Handelns: Deines Denkens, Deines Redens, Deines Tuns! Denn dann wird ein jegliches Denken richtig gedacht sein, und ein jegliches Reden richtig geredet, und ein jegliches Tun richtig getan!“

›Sie ist wie meine Mutter,‹ vergegenwärtigte er sich, ›wie sie mich anschaut, und wie sie mit mir spricht. Man könnte meinen, sie und meine Mutter, die beiden seien Schwestern. Dabei sind sie doch garnicht verwandt miteinander; oder doch? Nein das ist zu unwahrscheinlich. ‹

„Ich glaube, Antonio, dass Du empfänglich bist für das, worüber ich mit Dir ein andermal gerne ausgiebig sprechen möchte:

Ja, Du erkennst jetzt die Angelica als Deine Schwester; denn Du hast gesehen, wie ähnlich ihr Gesicht mit dem Deinen ist, dieses Gesicht eines noch ganz jungen Mädchens mit dem eines noch jungen erwachsenen Mannes; denn Euer Aussehen hat Euch Euer Vater mitgegeben. Wie wär‘ es nun aber, wenn sie mit Dir und mit ihrem und Deinem Vater nur geringe Ähnlichkeit hätte? Denn auch dies kommt vor, und auch dann, wenn das Kind ehelich und der Vater der leibliche ist!“

„Meine Schwester– ich meine: meine andere Schwester– hat ganz das Aussehen meiner Mutter ...“

„ ... und ist dennoch die leibliche Tochter Deines Vaters.

Aber denke noch ein wenig weiter in diese Richtung.

Du schlägst Deine Arbeiter nicht; und Du demütigst und erniedrigst sie nicht mit demütigendem und erniedrigendem Reden. Du bist auch hierin genau so wie Dein Vater, ein echter Sohn Deines Vaters.

Du achtest die Mädchen und die Frauen, die in Deinem Haus für Dich und für Dein Wohlergehen arbeiten. Und Du missbrauchst sie weder in dieser noch in jener Hinsicht; so ist mir dies vielfach berichtet worden. Auch hierin bist Du wie Dein Vater, ein echter Sohn Deines Vaters.

Du strebst nach Einklang und gemeinschaftlichem Wohlergehen. Und auch in dieser Hinsicht bist Du wie Dein Vater, ein echter Sohn Deines Vaters.

Aber es mag Dich vielleicht irgendwann einmal großer Zorn überkommen, wenn ein Arbeiter Dein Vertrauen missbraucht, oder große Lust, wenn eine Arbeiterin Dir ihre Reize andeutet. Gut wirst Du dann daran tun, wenn Du dabei –sei's sogleich oder sei's Augenblicke später, aber jedenfalls noch, bevor sich der Zorn oder hingegen die Lust zu einer turmhohen Welle aufgebaut hat– über Dir stehen kannst, oder hinter Dir, wie immer Du das nehmen magst; auf jeden Fall: wenn der Zorn oder hingegen die Lust nur die Person von vorhin ergreifen und im Griff halten, nicht jedoch die Person von jetzt. Und mehr noch: Betrachte dabei diesen an Dir vorbeigeglittenen Zorn oder an diese an Dir daneben-gegriffen-habende Lust; und erkenne dabei, wie diese rasch in sich zusammenfallen, wie ein mit Öl durchtränkter fein gewebter und mit Luft aufgeblasener Leinensack, dessen Verschluss geöffnet wird.

Und bedenke dann, wenn Dich entweder Zorn oder aber Lust überkommt, dann auch dieses: Zwar wird –wie ich ganz fest glaube– Dein Vater neben diesen drei Kindern keine weiteren gezeugt haben, zumal man dann auch überall davon geredet hätte. Aber handle so, als ob Du Dir bei jeder einzelnen Person, mit der Du zu tun hast, nicht gänzlich ausschließen kannst, dass sie Dein Bruder oder Deine Schwester ist. So zu denken, das ist, im Grunde genommen, ganz einfach ... “

„So zu denken schon, nicht aber so zu handeln: so – diesem Denken entsprechend– sein Reden und sein Tun zu gestalten! Zwar will ich keinen Riegel mehr zwischen das, was ich als richtiges Handeln erkenne und einsehe, und dem, wie ich dieser Einsicht gemäß zu handeln habe, mehr schieben. Aber das werd' ich selbst dann, wenn ich dabei stets – hinter oder über mir stehend –mein Handeln sehen und unbeeinflusst von Emotionen gestalten kann, nicht durchhalten können, es sei denn, es wäre mich gleich, wie die Anderen meiner Familie unser Vermögen weiterhin plündern, und wie sie dadurch nicht nur uns selber, sondern auch die von unserer Entlohnung Abhängigen in das Elend der Armut treiben!“

„So zu denken, das ist nicht schwer. So fest und so dauerhaft daran zu denken, dass dieses Denken schließlich in Fleisch und Blut übergeht, das ist bereits deutlich schwerer. Und das diesem –dann irgendwann zur Grundhaltung gewordenen– Denken angemessene Handeln folgen zu lassen, das dürfte im allerersten Anlauf nur im ganz Kleinen gelingen, bei einzelnen Personen in einzelnen Fällen. Denn auch dieses musst Du üben: ja, üben und nochmals üben.

Ich kann nicht schwimmen; Du aber kannst schwimmen. Wie denn hast Du dieses erlernt? Hast Du eingesehen, wie sich andere Schwimmer im Wasser bewegen, bist Du sodann mit einem Kahn auf's weite

Meer hinausgefahren, bist dann dort vom Kahn ins Wasser gesprungen, und hast sodann dort zum Schwimmen begonnen?“

„Natürlich nicht. Sondern ich hab' es mir zeigen und erklären lassen, hab' das verinnerlicht, um es beim Üben nicht zu vergessen, habe dann das Gelernte in einen kleinen Fluss auf flachem Gelände eingeübt und nochmals eingeübt, und habe mich erst danach ins Meer getraut, und bin auch dort zunächst nur so weit hinausgeschwommen, wie ich im Ernstfall noch stehen können.

Du meinst also, dass diesen Weg auch im Zusammenleben mit den Anderen so vorangehen sollte? Aber, einmal abgesehen davon, dass schon mancher gute Schwimmer ertrunken ist, sei's hier an den Stränden unseres Meeres bei einem plötzlich einsetzenden hohen Wellengang, oder sei's im Saleph oder in sonst einem kleinen Fluss mit zuvor nicht erkannten Strudeln: Wie soll ich jemandem, der mich und die Meinen hintergeht und beraubt, dennoch Liebe entgegenbringen? Das ist wohl sehr schwer; und das dürfte meine Kräfte übersteigen!“

„Das es wirklich übermenschlich schwer sei, das glaub' ich nicht. So arg schwer erscheint es Dir nur, solange Du dies noch nicht versucht hast! Danach ist jedoch alles viel leichter.

Ich kann nicht reiten; denn ich habe nie die Möglichkeit gehabt es zu erlernen. Du aber kannst reiten. Es hat eine Zeit gegeben, in der Du noch nicht hast reiten können, und in der Du es auch noch nicht erlernt hast. Und danach hat es die recht kurze Zeit gegeben, in der Du das Reiten erlernt hast. Und seither gibt es die schon recht lange Zeit, in der Du das Reiten mit allseits bestaunter Anmut ausübst. Welche war für die die leichteste, welche die weniger leichte und welche die schwere?“

„Nun, die Antwort liegt auf der Hand: Zu der Zeit, als ich noch nicht habe reiten können, hab' ich in der Stadt und auf den Pfaden außerhalb von ihr alles zu Fuß zu erledigen gehabt; das war manchmal beschwerlich, aber nicht über die Maßen schwer. Sehr schwer war es für mich danach jedoch, das Reiten zu erlernen; und garnicht so selten hat mich das Ross abgeworfen. Dass ich dabei keine ernsthaften Verletzungen mit körperlichen Dauerschäden davongetragen habe, das verdank' ich einer gewissen Geschmeidigkeit, die ich beim Ringkampf erlernt habe. Ganz leicht hingegen ist es für mich, seit ich das Reiten voll beherrsche, und dies auch dann, wenn das Pferd plötzlich scheut.

Ach ja. Und beim Ringkampf, da hat es bei mir ähnliche drei Zeitabschnitte gegeben.

Vorhin hab' ich versucht, in Dir meine Mutter zu sehen; oder, genauer gesagt: Ich habe dies nicht versuchen müssen; vielmehr ist mir dies ohne jede Anstrengung sofort geglückt. Aber ... “

„Dann sieh doch in den Anderen auch ganz ohne jede Anstrengung Deine Brüder und Deine Schwestern!“, unterbrach sie ihn lachend. „Und genauso anstrengungslos wirst Du dann für sie in liebender Zuneigung handeln, wie Du dies für Deine Schwester dort in der Stadt seit jeher tust und wie Du dies hier beim Dorf für Deine Schwester von heut' ab zu tun vorhast. Natürlich darfst Du dabei den Verstand und dessen Kraft der Umsicht und der Einsicht nicht zuhause lassen, eben diese Kraft des Geistes, die Du auch beim Ringen und beim Reiten stets bereit halten musst, um nicht plötzlich zu verlieren!“

„Du hast recht! Ach, wie schön Du bist!“

Wiewohl sie aufrecht auf ihren Fersen saß, ungebeugt, mit einem ungekrümmtem Rücken, richtete sie sich nun auf, indem sie den bis dahin leicht geneigten Kopf anhub. »Ja! In ihrem aufrechten Sitzen wirk sie schön, erscheint sie deshalb so schön, weil dies bei ihr der äußere Ausdruck ihrer inneren Aufrichtigkeit ist. Und diese Aufrichtigkeit macht ihre –mich solchermaßen zu ihr hinziehenden– Würde aus, eine Würde, die sie stets schön sein lässt, wie alt sie dabei auch sein mag!«. Und sie erklärte ihm: „Ich bin nun über vierunddreißig Jahre alt. Und das Arbeiten und das Sorgen all' dieser Jahre hat unverkennbare Spuren auf meinem Körper und auf meinem Gesicht hinterlassen. Wenn Du nicht kurzsichtig bist, dann schau Dir einmal die vielen kleinen Falten auf meiner Gesichtshaut an!“

„Du bist schön, wirklich!“: Aus seinem Herzen kam diese Bestätigung.

„Die Schönheit des Körpers ist entstanden; und sie vergeht mit der Zeit, rascher oder langsamer, früher oder später. Denn alles körperlich Entstandene ist vergänglich.“

Zwar ist auch alles geistig Entstandene vergänglich, wie Du am gelegentlich erfolgenden Durcheinander der Abfolge von Gedanken und Gefühlen sicherlich ebenfalls schon bemerkt hast. Aber da gibt es einen Unterschied: Das geistig Vergehende kann stets neu aufgefrischt werden. Denn der Geist hat einen Jungbrunnen; und dies ist er selber, eben dieser Geist, soweit er seine Kraft der Erinnerung gepflegt hat und weiterhin im Wirksamsein pflegt.

Beim körperlich Entstandenen ist das etwas anders: Da kann das Rad der Zeit nicht zurückgedreht werden; und da gibt es deswegen auch keinen Jungbrunnen.

Man kann sich lediglich im voraus bemühen, die Voraussetzungen dafür zu erwirken, dass man beim Ablauf dieses Lebens nach dem Zurücklassen des sehbaren und tastbaren Körpers im darauf folgenden Leben einen Körper erhält, der den Strom des Geistes nicht behindert, ihn nicht einengt, ihn nicht in Strudeln wirbeln lässt, der diesem –sich un-

entwegt und an jeder Stelle verändernden– Strom des Geistes vielmehr das ruhige klare ungetrübte Denken ermöglicht, das seiner inneren Würde gerecht wird.“

Sie zog den Trog mit der Wäsche wieder zu sich heran:

„Dann ist noch zu fragen, wie lange man sich für das Pflegen der Kraft des Sich-klar-Erinnerns warten soll. Die Antwort liegt auf der Hand: rechtzeitig vor dem Tod. Aber: *rechtzeitig*, ja, das hängt davon ab, mit welchem kraftvollem Schwung und mit welcher ungestörten Ausdauer man dieses Pflegen der Erinnerungskraft angeht; und: *vor dem Tod*, ja, das hängt davon ab, wann er eintritt.

Erinnere Dich daran, wie's Deinem Vater ergangen ist: Du brauchst nicht alt zu sein, um dahinzuscheiden; und Du brauchst nicht krank zu werden, um dahinzuscheiden. Es gibt doch auch Unfälle, die niemand in die Wege geleitet hat; und es gibt Unfälle, die von Menschenhand gesteuert worden sind.

Ein guter Geist wird zu einem ihm entsprechenden guten Körper finden; ja, so ist es. Aber um den Strom des eigenen Geistes in eine gute Bahn zu lenken, dazu braucht es eben die Erinnerungskraft, und dazu allerdings auch die Einsichtskraft: die *Kraft der Erinnerung* an sein bisheriges Handeln im Tun, im Reden, und vor allem im Denken; die *Kraft der Einsicht*, was daran –mit Blick auf die Zeit über dieses jetzige Leben hinaus– heilsam und nutzbringend und andererseits unheilsam und schadenbringend gewesen ist; ja, und dazu dann als drittes noch die *Kraft des Willens*, diese Willenskraft, deren Wirken bewirkt, dass entsprechend dem Eingesehenen künftig gehandelt wird.

Wir Menschen haben die Fähigkeit, durch das Einsetzen dieser drei Kräfte des Geistes die Folgen unseres vergangenen Handelns einzusehen und die Folgen unseres gegenwärtigen Handelns abzuschätzen sowie schließlich unser künftiges Handeln entsprechend dem Eingesehenen und Abzuschätzenden heilsam und über dieses Leben hinaus nutzbringend zu gestalten. Wir haben die Fähigkeit, uns stets daran zu erinnern, dass, wer Leiden sät, dann Leiden ernten wird, wie auch dass, wer Freude sät, dann Freude ernten wird. Man braucht sich dabei nicht auf Geschriebenes zu berufen; man braucht nur seine Erinnerungskraft anzustrengen.

Und man braucht die Einsichtskraft, um dieses zu erkennen: Wenn ich jemandem etwas gebe, so ist es durchaus nicht sicher, dass ich das Gegebene noch in diesem Leben zurückgegeben erhalte. Ganz sicher ist es jedoch, dass ich mir dann, wenn ich etwas ohne Gewinnabsicht und mit lauterem Gemüt gebe, mir selber dabei bereits ein ganz-ganz großes Geschenk gegeben habe, nämlich: die stille und lang andauernde Freude

des Einklangs mit sich und der Welt, die aus einem solchen Geben erwächst. Das gilt für meine kleine Welt, für diesen engen Bereich meines Handelns und Wirkens; und das gilt auch für Deine große Welt, für jenen weiten Bereich Deines Handelns und Wirkens!“

„Das ist alles sehr viel auf einmal!“, bekannte der gute Antonio, diese eindringlichen Hinweise betreffend; und er dachte bei sich mit leisem Schmunzeln: ›Sie will wohl einen Heiligen aus mir machen. Nun *ganz* wird ihr das *nicht* gelingen. Aber ein gutes Stück dieses Weges will ich dennoch begehen; denn so kann ich aus mir einen Menschen machen, der sich in Augenblicken der Ehrlichkeit nicht vor sich selber schämen muss. Ja, wie recht sie doch hat; und wie schön sie doch ist, wenn sie so spricht! So war es, als ich vorhin bei ihr eingetroffen bin: Diese Schönheit hat mich verzaubert; und sie hat meinen Stolz weggeweht. Oder ist es die Liebe gewesen, die meine Überheblichkeit aufgelöst hat? Oder was ist es sonst gewesen? Doch wohl nur ihre Schönheit, geboren aus Aufrichtigkeit und aus Gutsein. Denn da sie mich liebt, und da sie mir Gutes vermittelt –und dadurch, wie sie es gesagt hat, selber noch weiter gut wird, soweit das bei ihr noch möglich ist–, kann bei Ihrer Aufrichtigkeit die Unwahrhaftigkeit meines Stolzes nicht länger bestehen: Ihre Würde vernichtet meine Überheblichkeit; so ist es!«. Und, wieder zu ihr gewandt, wiederholte er: „Du hast mir viel zum Nachdenken mitgegeben; und ich will versuchen, nach den Möglichkeiten der äußeren Umstände das von Dir mir Gesagte zu meinem Handeln gedeihen zu lassen. Und gerne, sehr gerne, möcht’ ich –eingedenk meiner Vergesslichkeit, meiner unausgebildeten Erinnerungskraft– möglichst bald wieder mit Dir über das reden, wovon Du jetzt gesprochen hast!“

„Darauf freu’ ich mich! Und lass auch meinen Giuseppe dabei sein!“; sie begann, in dem halb mit Wasser gefüllten Trog das Kleid und die andere Wäsche zu kneten und zu wenden. „Denn er kann, glaub’ ich, viel von uns lernen, aber auch wir viel von ihm!“

Der Antonio erhob sich. „Es wird für mich wohl Zeit, nun zu gehen. Aber ich komme wieder zurück; das versprech’ ich Dir!“

„Ja, komm’ bald wieder! Und tu’ alles, damit Du bald wiederkommen kannst; und vermeid’ alles, was Dich daran hindern könnte! Das –oft allzu kurze– menschliche Leben ist sehr kostbar, und das Deine nicht minder als das eines jeden Anderen. Aber dieses Leben ist stets gefährdet.

Alle meine guten Wünsche werden Dich begleiten!“

Er schritt zu seinem Pferd und band es los. Dann grüßten sie sich zu Abschied stumm mit erhobener Hand. Und er ließ sich von seiner ausgeruhten Stute sodann mehr aus dem Hof herausziehen, als dass er sie

hinausgeführt hätte. Ein letztes Mal noch drehte er sich vor der Biegung des Weges nach dem Pächterhaus um: Die Renata winkte ihm zu; und er winkte ihr zurück. Sie antwortete mit einem Kopfnicken.

Mehr als eine Meile war er, das Pferd am Zügel haltend und den Blick gesenkt, so den steinigen Weg zur breiten Landstraße hin gewandert. Als er diese schließlich erreicht hatte, war sein Geist klar. Lächelnd saß er auf; und frohen und heiteren Gemüts ritt er nun der Stadt zu.«

Die Sterne dieser Neumondnacht begannen, mehr und mehr zu verblassen und der Reihe nach zu verschwinden, als ich endlich das Diktiergerät aus der Hand legte. Rasch entkleidete ich mich, warf mich auf's Bett, und zog das Laken über die Schultern. Auf der Stelle schief ich ein, so diese anstrengenden Stunden hinter mir zurücklassend.

Und dann riss mich der Taschenwecker, den ich auf vier Stunden des Schlafs gestellt hatte, aus diesem traumlosen Zustand des gänzlichen Wegseins aus dieser Welt heraus und in sie wieder hinein. Wegen des nahenden Abschlusses der Frühstückszeit –und ein ausgiebiges Frühstück war wegen der zu erwartenden stundenlangen Gespräche mit Eco unbedingt angesagt– sprang ich, entgegen meiner sonstigen morgendlichen Gewohnheiten, aus dem Bett. Nach der Katzenwäsche schlüpfte ich in meine Kleider, um mich sodann –die beiden Bände mit mir führend– zum Frühstücksraum zu begeben; und dieser war zum Glück noch nicht abgeschlossen.

Allerdings war ich, wie ich beim Eintreten mit einem stillen Seufzer der Erleichterung klar wurde, ganz offensichtlich nicht der einzige Spätaufsteher. Denn an den Tischen vor mir standen nur vereinzelt freie Stühle herum; und mich jetzt irgendeiner Tischgesellschaft aufzudrängen, danach stand mir da nicht der Sinn. Im hinteren Eck allerdings, von einer Säule etwas verdeckt, da konnt' ich noch einen nahezu freien Tisch erspähen: Ein einziger behäbiger Herr nur saß dort, meinem Blick seinen Rücken zugekehrt; das Frühstück hatte dieser Gast wohl schon längst beendet; oder er hatte –nach der Art vieler Italiener– den Morgen mit einem ausschließlich aus einer Tasse Espresso bestehenden Frühstück begonnen.

Diesen Tisch also, an dem mich dann wohl kein Morgengeplauder nerven würde, steuerte ich daher an. Und wenige Schritte, bevor ich ihn erreicht hatte, wandte sich dieser Herr mir zu; er hatte mich erwartet.

Erstaunt, doch –bei aller Unausgeschlafenheit– ihm ein Höchstmaß an Freude zu zeigen ich mich bemühend, begrüßte ich Eco, nahm ihm gegenüber Platz, und legte die beiden Bücher vor mir vorsichtig auf den Tisch. Um nun möglichst rasch gänzlich wach zu werden, bestellte ich

bei dem Kellner im schwarzen Frack, der hier ruhig und dabei doch rasch bediente, einen Cappuccino anstelle meines Morgentees.

Eco fragte mich, ob ich gut geschlafen hätte. Und ich dankte ihm dafür, dass er mir dieses Werk, das mich bis zum Morgenrauen nicht hat zu Bett gehen lassen, zu treuen Händen mitgegeben hatte, zusammen mit dem Wörterbuch, ohne welches ich die in diesen wenigen Stunden angelesenen Texte nur mit Mühe und sicherlich nicht ohne Fehlverständnisse hätte anlesen können. Ich reichte ihm das Wörterbuch hinüber; das alte Werk hingegen schlug ich an irgendeiner Stelle auf, um es noch wenigstens eine kleine Weile im Blick behalten zu können.

Dieses Werk sei sicherlich erst im ausgehenden Mittelalter handgeschrieben erstellt worden; und ob er bereits irgendwo mit irgendeiner physikalischen oder chemischen Methode eine Altersbestimmung dieses alten Werkes habe vornehmen lassen: So begann ich nun das Gespräch.

Nein, das sei bislang nicht geschehen; denn er habe dieses Werk nicht verletzen wollen. Und aus eben diesem Grund werde solches, solange er es besitze, daran auch nicht erfolgen: Mit einem mehrfachen Kopfnicken bekräftigte er dies. Und sodann führte er das Gespräch ungefähr so fort: Er habe jedoch genügend Erfahrungen in der Bestimmung des ungefähren Alters von mittelalterlichen Schriften; und er habe, um ganz sicher zu gehen, im Institut des Züricher Kriminologen Max Frei eine Blütenpollen-Analyse vornehmen lassen. Demnach sei dieser Band –mit einer Unsicherheit von ungefähr 50 Jahren– etwa um 1500 erstellt und seither kaum zum Lesen geöffnet worden. Zwei weitere derartige Institute –deren Namen ich mir jedoch nicht habe merken können– hätten dieses Ergebnis unabhängig von einander ziemlich genau bestätigt. „Was wollen Sie, vom Standpunkt Ihrer Induktiven Logik aus beurteilt, dann da noch mehr?!“

Ich versicherte ihm, dass dies meiner ungefähr erfolgten Einschätzung entspräche; und ich leitete zu einem anderen mich sehr interessierenden Punkt über: „Dann ist dieses handgeschriebene Werk wohl in irgendeiner Kloster-Bibliothek verschollen geblieben, in der weltlichen Ecke der Bibliothek eines nicht sonderlich bedeutenden Klosters? Denn einen Inquisitionsorden kann ein solches Kloster ja doch wohl nicht beherbergt haben: Die Minderbrüder –soweit diese vorgeblichen Nachfolger des Francesco von Assisi, vor die Wahl gestellt, sich regularisieren zu lassen oder aber auf den Scheiterhaufen gesetzt zu werden, sich für das Weiterleben zu den Bedingungen der Amtskirche entschieden hatten– wie auch die anderen Orden, die über die Reinheit des amtskirch-

lich genehmigten Glaubens wachten und sich dabei die Besitztümer der von ihnen zur Hinrichtung geführten Irrgläubigen aneigneten, hatten sicherlich viel zu viel mit solchen weltlichen Sachen zu tun, als dass sie die langenden Winterabende im Studium von geistlichen Texten oder eben auch von weltlichen Schriften solcher Art hätten verbringen können!“

„So ist es! Aber mehr möcht' ich hierzu nicht sagen; denn recht viele Klöster, die über die Jahrhunderte hinweg dem Geistlichen zugetan und dabei für's Weltliche nicht verschlossen waren, und die bei alledem die Reinheit des Herzens und damit das Abstandnehmen vor jeglicher Inquisition bewahrt haben, hat es auch in meinem Italien nicht gegeben. Und jene Klosterstätte, in der das vor Ihnen liegende Werk Ruhe und Frieden hat finden können, sie wäre dann, wenn ich Näheres berichten würde, leicht auszumachen.“

„Sie haben dem jetzt dort weilenden Bibliothekar dieses Werk, um es zu retten, demnach sozusagen abgeluchst? Denn wenn dieser Mönch nicht über einschlägige Fachkenntnisse verfügt hat, dann wird er den Wert dieses Buchs ja doch wohl kaum haben abschätzen können!“

„Ja, Sie haben Recht! So ist es: Er hat den Wert der weltlichen Werke seiner Bibliothek nicht erfasst.

Ein Flügel der Kloster-Anlage sollte renoviert werden; und um wenigstens einen Teil der hierzu anfallenden Kosten aufbringen zu können, hat er den weltlichen Bestand an Büchern den dortigen Antiquariaten zum Kauf angeboten. Diese haben sich aus dem ihnen angebotenen Bestand aber nur das herausgefischt, was diese mit entsprechender Gewinnspanne weiterzuverkaufen sich erhoffen haben können; und auf dem Rest ist der Bibliothekar sitzengeblieben. Genau diesen Rest nun hab' ich ihm –ohne dabei seine Preisvorstellungen zu thematisieren– abgekauft. Und erst danach hab' ich entdeckt, dass –und was– darunter wertvoll und deswegen vor dem Verschleudern zu bewahren war, darunter auch dieses jetzt vor Ihnen liegende Buch.

Nein! Abgeluchst hab' ich es niemandem, auch keinem von Fachkenntnissen unverschont gebliebenen Bibliothekar. Ich habe niemanden über's Ohr gehauen. Vielmehr hab' ich –mehr zufällig als beabsichtigt– dieses Werk gerettet!“

Eine Weile stockte nun das Gespräch; und ich benützte diese Pause, um eine mit Honig bestrichenen Scheibe Weißbrot rasch zu verzehren.

„Ihre in Ihrem Vortrag eher beiläufig gegebenen Hinweise auf die Zahlen 27 und 4 haben mir einen Einstieg in das Verständnis der Struktur dieses Werks verschafft!“, begann er, sowie ich den letzten Bissen des butterweichen Weißbrots hinuntergewürgt hatte.

„Jeweils zwei der Geschichten scheinen auf einander bezogen zu sein; und dabei wird offenbar jeweils die eine von einem Mann und die andere von einer Frau aus gesehen und berichtet.“

„So ist es! Aber das darf nicht missverstanden werden. Denn natürlich wurde damals alles von einem Mann niedergeschrieben, oder von einer –kleinen– Gruppe von Scholaren, die vielleicht ihre Studienzeit zusammen verbracht hatten und die danach auch die Wanderschaft gemeinsam antraten, die jedenfalls ungefähr das gleiche Latein schrieben und sprachen.“

„Ja! Auch in den Werken des mittelhochdeutschen Minnesangs gibt es Gedichte, deren Strophen vom Dichter –somit von einem Mann!– als abwechselnd von einem Mann und von einer Frau gesungen dargestellt wurden.“

„Prima! Dann handelt es sich hier um die Fortsetzung eines literarischen Stils, der nördlich der Alpen Tradition vorzuweisen hat!

Und in vergleichbarer Weise hat der Autor –um zur Vereinfachung der Sprechweise hier den Singular zu verwenden– Geschichten auf einander bezogen, wenngleich nicht in unmittelbarer Aufeinanderfolge, ...“

„... sondern in 27er-Gruppen, die auf einander bezogen sind!“

„Genau! So hab' ich dies gestern Nacht, nachdem Sie sich ins Hotel zurückgezogen haben, ebenfalls ermitteln können!“

„Haben Sie denn alle diese Geschichten klar im Gedächtnis?“, fragte ich ihn da reichlich ungläubig.

„Natürlich nicht!“, bestätigte er mir mit einem feinen Lächeln. „Um aber mit dem Text arbeiten zu können, muss ich mir darin dies und jenes anstreichen wie auch anderweitig vermerken können. Da ich dies jedoch auf gar keinen Fall im Original tun will, hab' ich mir –mit der gebotenen Sorgfalt– eine Kopie hiervon erstellt; und in dieser hab' ich nach Ihrem Weggehen, Ihre Andeutungen als Wegbeschreibung verstanden, dann gesucht und auch gefunden!“

„Und Sie haben mir dann nicht Ihre Kopie, sondern dieses Original überlassen?“

„In dieser Kopie ist viel zu viel notiert, wozu ich seit gestern Abend nicht mehr stehe, und was ich deswegen auch auf gar keinen Fall Ihnen zur Begutachtung habe zeigen wollen.“

Ja. Ich müsste nun ermitteln, von welcher Art diese 4-fach vorgenommene Spiegelung der Geschichten auf einander beschaffen ist!“ Er zog den Folianten zu sich hinüber; und er begann sodann, darin zu blättern. „Ich muss nun den genauen Hinter-Sinn dieser Zahl 4, dieses Werk betreffend, ermitteln! Das wird meine Arbeit in den kommenden Wochen und Monaten werden.“

Und zu untersuchen wäre sodann, ob die Zahl 27 hier eine strukturelose Einheit ist, oder ob sie eine versteckte Gliederung beinhaltet, die es ausfindig zu machen gilt. Es könnte –mit Blick auf die heilige Zahl 12– sein, dass beispielsweise aus der 27 die Zahl 3 herauszunehmen und mit der Zahl 4 zu multiplizieren ist, sodass man vielleicht eine 9-fache Gliederung von jeweils 12 aus diesen 108 Geschichten erhält.“

„Ja,“ meinte ich schwach, „das wäre dann die Frage.“

Mein Blick hatte sich bis dahin auf den Folianten geheftet, diesem Werk, das mir nun für immer zu entgleiten drohte.

Dabei aber überfiel mich urplötzlich eine leise Unruhe, wie mir dies stets dann widerfährt, wenn ich mich beobachtet fühle. Und dann wurde meine Aufmerksamkeit –typisch Mann!– von einer jungen Dame eingenommen, die – wie aus dem Nichts erschienen – nun, ein paar Schritte entfernt, neben unserem Tisch stand. Ihrem Blick nach muss sie uns, nachdem sie den Frühstücksraum betreten hatte, dann nicht erst lange gesucht haben. Wiewohl sie ihren Blick auf mich gerichtet hielt, war davon auszugehen, dass dies blanke Neugier war, diesen Fremdling betreffend, und dass sie irgendeine Sache mit Eco zu besprechen hatte.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragte sie mich; und Eco antwortete ihr höflichst: „Aber bitte sehr, mit Vergnügen!“

Eco und ich, wir hatten unser Gespräch auf Englisch geführt, einem transatlantischen und daher verbal nicht spruchsvollen Englisch: *ich* in meinem Kauderwelsch aus dem Vokabular Neu-Englands in der Syntax des Deutschen, *er* hingegen in einem durchaus gepflegten Middle-West-Englisch. *Ihr* perfektes und melodisches Oxford-Englisch nun, das hob sich wohltuend von seinem und meinem ab.

Sie trug schwarze Stiefelchen, die bis knapp unter das Knie reichten, und einen dazu genau passenden kniefreien engen schwarzen Rock, der eine wohlproportionierte Figur erahnen ließ, aber gleichwohl die Phantasie des Mannes nicht allzu sehr einengte.

›Wieder einmal das Gleiche!‹, durchschoss es mich da nun. ›Kannst Du denn nicht ein wenig weiter nach oben schauen?‹

Nun, unter ihrer dünnen schwarzen Strickjacke trug sie eine mit Rüschen verzierten halbdurchsichtigen weißen Bluse.

Zu ihrem kurzgeschnittenen sportlichen dunkelbraunen Haar bildeten ihre wasserblauen Augen einen –ja, ich muss sagen: ins Auge fallenden– Kontrast. Und nicht irgendwelche dunkle und unergründliche schienen sie, in ihrer Wirkung auf mich, anzuzeigen, sondern vielmehr Offenheit und Klarheit. Und dazu passte gut, dass diese Augen in dem ebenmäßigen-ovalen Gesicht nach toskanisch-lombardischer Art etwas weiter auseinanderstanden, als dies in den Gesichtern der Bewohner

nördlich der Alpen wahrzunehmen ist: Eine etwas eingeengte Sichtweise scheinen unsere allzu eng beieinander liegende Augen wiederzuspiegeln.

Natürlich war mir –kaum, dass sich dieser Gedanke in mir verfestigt hatte– klar, dass dies nichts als meine Interpretation des von mir selektiv Wahrgenommenen ist; aber wer interpretiert nicht gerne, und dies von seinem Standpunkt aus, und mit einem auf das gern Gesehene eingeengten Blick?!

Sie hatte, Eco's entsprechender Handgeste folgend, auf der Tisch-Seite –und damit quasi zwischen ihm und mir– Platz genommen. Und die beiden tauschten nun auf Italienisch –soweit unmissverständlich klar für mich einzuordnen– ein paar Höflichkeitsformeln aus.

Ihr Alter war schwer abzuschätzen: Dreißig Jahre war sie wohl schon alt, vom Aussehen her. Die –zweifelloso eingefärbte– weiße Strähne in ihrem Haar direkt oberhalb ihrer Stirn-Mitte sollte sie wohl etwas älter wirken lassen.

Die Ruhe und die Selbstverständlichkeit, mit der sie kam, saß, und sprach, legten allerdings die Vermutung nahe, sie könnte wohl etwas älter sein: Sicherlich war sie keine Assistentin oder gar noch eine Studentin; und zweifellos übte sie einen sie ausfüllenden Beruf aus.

Die beiden –sie und Eco– schienen sich zu kennen: weitläufig wohl nur, aber immerhin; und Eco schien seinen Fund nun vor ihr beschützen zu wollen. Jedenfalls schlug er das Buch zu, zog es an seine Brust heran, und umklammerte dieses Werk mit beiden Händen. Unverkennbar war seine Absicht, es nach dem nächsten Wortwechsel dem Wörterbuch in seine braune Aktentasche folgen zu lassen.

Um dies hinauszuzögern, brachte ich nochmals die Zahl 108 –mich nun dabei an sie wie an einen Strohalm klammernd –ins Gespräch. Indem man alles, was es da zu beachten gäbe –so führte ich aus, dies nun in einem leicht stotternd geführten deutschen Englisch– genau betrachtete, sei 4 ja mit 2^2 und 27 mit 3^3 identisch, daher 108 mit $2^2 \cdot 3^3$; allerdings gebe mir dies jetzt, ohne das Werk diesbezüglich nochmals studieren zu können, noch nicht allzu viel her.

„Wenn Sie es noch genauer betrachten wollen,“ warf sie hier ein, „dann werden sie bemerken, dass 108 mit $1^1 \cdot 2^2 \cdot 3^3$ identisch ist, wie auch mit $0^0 \cdot 1^1 \cdot 2^2 \cdot 3^3$!“

Mir verschlug es die Sprache; und sogleich ärgerte ich mich darüber, nicht selber –und zuvor schon– darauf gekommen zu sein.

Krampfhaft suchte ich nun nach einer zahlenmystischen Deutung dieses Produkts; aber ich fand auf die Schnelle keine, die in diesem Zusammenhang nicht lächerlich hätte wirken müssen.

Daher versuchte ich sodann, mir im Kopf schnell auszurechnen, mit welcher Zahl denn das Produkt $0^0 \cdot 1^1 \cdot 2^2 \cdot 3^3 \cdot 4^4$ identisch ist. Aber dies gelang mir nicht: die Nacht zuvor war für mich eben doch zu kurz geraten. Um 27.000 herum musste das Ergebnis dieses Produkt wohl ausfindig zu machen sein, vielleicht auch um einen Tausender mehr; aber dies brachte kein Licht in die Frage, wie das Entwicklungsgesetz einer solchen Folge von anwachsenden Produkten philosophisch –oder meinetwegen mystisch– zu verstehen ist.

„Aber was sollen diese Zahlen?“, fragte sie mich, ohne die Pause meines Nachdenkens weiter ausufern zu lassen; und mit erkennbarer Nachsicht schmunzelte sie bei dieser rhetorischen Frage. „Das sind Äußerlichkeiten, nichts weiter!“. Und diese würden zum Verständnis der Philosophie des Platon oder gar zur Frage der Rekonstruktion des Philosophierens des Sokrates –wie hypothetisch dieses Verständnis auch ausfallen werde– nichts, aber auch garnichts beitragen. Auch sonst sei ihr Wert im Philosophieren –führte sie munter und zweifellos in Unkenntnis meines vorangegangenen Gesprächs mit Eco weiter aus– nirgendwo zu erkennen.

„Wenn Sie sich die Werke des Kollegen Essler vergegenwärtigen,“ so erlaubte sich Eco hier, ihr zu entgegnen und sich damit in dieses Gespräch einzubringen, „dann wird Ihnen zweifellos nicht entgangen sein, dass in seinen Büchern die Anzahl der Kapitel nicht durch die Gesetze des Zu-falls bestimmt sind!“

Ich wollte protestieren; denn einen recht tiefgründigen Sinn –und demnach mehr als das Schönsein des Gestalteten– war von mir in diese Zahlenspielereien nicht hineingelegt worden. Ich unterdrückte meine Entgegnung jedoch. Denn er blinzelte mir zu: ›Wir müssen‹, so riefen mir seine nun auch hinter der Hornbrille groß gewordenen Augen zu, ›unser Geheimnis hüten! Lassen Sie sie daher nicht in dieses eindringen!‹

„Der Kollege Essler hat durchaus seine Freude an solchen Spielereien; daran zweifle ich keineswegs. Aber Zahlen dieser Art sagen bei ihm nichts über die Inhalte aus, die er in seinen Kapiteln dann vorführt; und sie tragen auch nicht die Spur zu einem Verständnis seiner Schriften und der in ihnen vorgestellten Thesen bei. Darauf besteh‘ ich; und darauf zu wetten bin ich mit jedem Einsatz bereit. Davon lass‘ ich mich nicht abbringen, und dies selbst dann nicht, wenn er nun –Ihnen zu Gefallen– das Gegenteil behaupten würde!“

Dazu bestand nun meinerseits –da Eco offensichtlich jenen Fund mir kein zweites Mal mehr anvertrauen würde– kein Anlass; und so eliminierte sie kurzerhand dieses Thema aus unserer Diskussion.

Auf Platon und auf Sokrates kam sie sodann zu sprechen, und auf die Frage, ob und insbesondere inwieweit –in Weiterführung meiner Aussagen während des gestrigen Vortrags– die zu vermutende Philosophie des Sokrates –oder das, was man aus den –sie allerdings allzu heftig deformierenden– Schriften des Platon und des Xenophon sowie aus vereinzelt einschlägigen Fragmenten, die uns Diogenes Laertios übermittelt haben, entnehmen könne, als von einer unplatonisch-empiristischen Grundhaltung getragen anzusehen sei, kurz gesagt: ob Xenophon den Grundtenor des sokratischen Philosophierens wiedergebe.

Sie verteidigte einen undogmatisch eingestellten und pragmatisch vorgehenden Sokrates, dessen eingeständenes Nicht-Wissen ehrlich gemeint und von tiefer Weisheit getragen gewesen sei, kurzum: einen durch-und-durch unplatonischen Sokrates; aber sie wurde dabei nicht müde, immer wieder darauf hinzuweisen, dass uns der historische Sokrates –wenn nicht irgendwann, wie vor einigen Jahrzehnten in Herculaneum, neue Schriften gefunden würden– letztlich für immer unbekannt bleiben müsse.

„Vielleicht sollte man“, warf Eco ein, „daher einmal auf Rhodos mit systematischen Grabungen beginnen!“; und mit einem vielwissenden Lächeln blinzelte er mir durch seine dicke Hornbrille zu, deren Gläser seine Augen für mich ohnehin stark verkleinerten.

„Ja, vielleicht!“, quälte ich nach einer als eine Ewigkeit erscheinenden Sekunde aus mir heraus. Und ich versuchte mehr schlecht als recht, ihm zu zeigen, dass ich seine Anspielung als harmlosen Jux durchschaute hatte, und dass mein zuvor erfolgtes Zusammenzucken ein Teil dieses beiderseitigen Spiels gewesen ist. Was wusste er denn alles von mir? Und von wem denn wohl? Denn an diese –mir ans Herz gewachsenen– Schrift hab‘ ich bis dahin niemanden herankommen lassen.

Eco lehnte sich, seinen Blick wieder von mir abwendend, nun zurück, legte das mittelalterliche Werk auf seinen Schoß, schlug es wieder auf, und blätterte sodann darin irgendwie herum.

›Irgendetwas wird er –falls dies nicht eine Verlegenheitshandlung ist– zur Steuerung des Gesprächs in seinem Sinn nun vortragen!‹, erwartete ich nun; aber nichts erfolgte, von seinem Schweigen einmal abgesehen. Er hatte seinen Blick von mir abgewandt, ganz im Gegensatz zu dieser jungen Dame, deren Augen –nun groß und rund– voll auf mich gerichtet waren.

Auch sie schwieg, wiewohl ihre Lippen zwei Male Anstalten machen haben, etwas zu berichten.

Doch dann, nach einer quälend-langen Pause, übernahm sie wieder die Gesprächsführung: Natürlich könne man über den historischen So-

krates dies und jenes erdichten; und irgendwann –so führte sie dabei aus– sollte irgendwer einen Dialog zwischen Sokrates und dem –nie zu seinem engeren Schülerkreis gehört habenden– Platon verfassen ... :
›Entweder‹, so schoss es mir da durch den Kopf, ›ist auf dieser Welt alles Zufall; oder aber es gibt in ihr keinen Zufall. Und was davon nun zutrifft, das nun zu wissen wäre nicht schlecht!‹

Dies und jenes fragte sie mich sodann zu Platon's Dialog „Phaidon“; und dies und jenes stellte sie dabei an Thesen auf, teils mit handfesten Begründungen, und teils als nackte Thesen, deren Nicht-mehr-Begründbarkeit sie zu bemerken nie unterließ. Fast überall waren ihre und meine Ansichten –nahezu– deckungsgleich; und deswegen wurde unser Gespräch über die einzige –wenngleich gravierende– Verschiedenheit so spannend, für mich und wohl auch für sie: Sie vertrat die Ansicht –und belegte sie mit mehreren Plausibilitätsargumenten–, dass die Ideenlehre Platon's bereits beim historischen Sokrates angelegt gewesen sei, natürlich nicht als Lehre selber, wohl aber in der Art der Verwendung der Begriffe durch ihn, die er auf von diesen unabhängig bestehenden Unterschieden bezogen habe.

Dies nun konnte und wollte ich nicht anerkennen; aber ich konnte mich –die vergangene Nacht war wirklich zu kurz gewesen!– gegen sie nicht durchsetzen. Dabei machte ich mit meinen löcherig vorgetragenen Gegen-Gründen wohl weder auf sie noch auf Eco einen allzu vorteilhaften Eindruck: Stets hatte sie ihre Argumente treffsicher parat; mir hingegen schien es, als gäb' es für meine Gegenthese zwar überzeugende Gründe, die ich zwar irgendwie kenne, die ich aber erst zur Erinnerung bringen müsste.

Je spannender diese Diskussion für uns beide wurde, umso mehr zeigte Eco's Körpersprache an, wie sehr sie ihn langweilte. Und schließlich klappte er deutlich vernehmbar den Folianten zu, hob ihn zu sich empor und senkte dabei zugleich seinen Blick auf ihn. ›Er wird ihn doch nicht etwa ebenfalls ... ‹, erschrak ich, und wollte aufspringen. Doch nur das Zweitschlimmste erfolgte: Rasch schob er nun seine Entdeckung –oder war es vielleicht doch eine Fälschung, der er aufgesessen ist?– in seine Aktentasche und erhob sich.

„Sie wollen schon gehen?“, stotterte ich, mich ebenfalls erhebend.

„Ich habe jetzt gleich einen Termin,“ behauptete er, „zu dem ich nicht zu spät kommen darf. Bitte entschuldigen sie mich!“

Ich beteuerte ihm, dass ich diesen plötzlichen Abschluss unserer Gespräche sehr bedauere, und dass mir eine baldige Fortsetzung derselben sehr am Herzen liegt: Ich wäre dann besser darauf vorbereitet; und

ich würde ihm dann daher hoffentlich weitaus nützlichere Hinweise geben können, als mir solches diesmal möglich gewesen sei.

Er dankte mir für die für ihn wertvollen Analysen, die er von mir gestern und heute erhalten habe, und die für sein weiteres Arbeiten an diesem Werk von allergrößtem Wert seien; und er bat mich, bei Gelegenheit, wenn ich wieder einmal hierher käme, ihn dann doch anzurufen, wenn mir dies meine Zeit ermögliche.

Sodann verabschiedete er sich von uns beiden mit wenigen Worten und eilte von dannen.

Die junge Frau lächelte sanft, als ich –nachdem er den nun nahezu leer gewordenen Frühstücksraum verlassen hatte– mich wieder zu ihr setzte; sie war beim Verabschieden sitzen geblieben. Und ihr Lächeln schien zumindest Genugtuung oder gar stille Freude auszudrücken. Mich hingegen hatte sein plötzlich erfolgter Aufbruch etwas aus dem inneren Gleichgewicht gebracht; und ich fand daher nicht die geeigneten Worte, um das so abrupt unterbrochene Gespräch nun mit ihr irgendwie weiterzuführen.

„Sie haben also wirklich einen Aufsatz über den historischen Sokrates verfasst?“, fragte sie mich nun unvermittelt und –was mir in diesem Augenblick den Atem nahm– auf Deutsch.

Ihr Deutsch war, von der Syntax her, perfekt, und von der Aussprache her weich und melodios, ohne jenes hölzerne Aussprechen, dessen wir Teutonen uns befleißigen; so, wie sie diese schwerfällige Sprache – diese dereinst vom kaiserlichen Verwaltungsapparat in Prag für überregionale Verwaltungszwecke geschaffene überregionale Sprache– zum Sprechen verwendete, wurde sie angenehm anzuhören und damit vorzeigbar. Im Tonfall sprach sie auf Hochdeutsch ruhiger und mit geringfügig tieferer Stimme als auf Englisch.

Mir war –kaum, dass ich die Zielrichtung ihrer Frage erkannte– das Blut in den Kopf geschossen; und das Lächeln, das ich mir aufzwang, hat ohne jeden Zweifel die Verlegenheit, die sie an mir scheinbar auf der Stelle bemerkt hatte, kaum gemindert. Gleich darauf wurd' ich mir dessen zwar bewusst; aber dieses nachträglich zustande gekommene Wissen um meine Verlegenheit verfestigte dieselbe: Ein Ausweg in Form von einer mich selber überzeugenden Erklärung der angeblichen Nicht-Existenz dieses Entwurfs, eine spontan geäußerte und daher halbwegs glaubhaft klingende Lüge, die zu ihrem Abstützen keine weiteren, das Vertuschen glaubhaft machende, Zusatzlügen erfordert hätte, ein solcher fiel mir jetzt nicht einmal in Ansätzen ein.

„Ja,“ gab ich daher schließlich zu, „zumindest so etwas Ähnliches. Aber ich hab' ihn bislang nicht veröffentlicht; und ich bin mir sicher,

dass ich dieses verletzbare Kind meines Geistes auch nicht sehr bald der öffentlichen Verachtung preisgeben werde.“

Erneut lächelte sie, und diesmal sehr sanft. „Hängt demnach Herzblut daran?“, wollte sie wissen.

„So ist es!“, gestand ich ihr.

„Haben Sie“, fuhr sie nach ein paar Augenblicken des Schweigens fort, „eine Kopie davon hier?“

„Hier schon, aber nicht hier unten, sondern oben in meinem kleinen Zimmer.“

„Gut! Dann gehen wir noch rasch hinauf, bevor wir uns dann Bologna anschauen: falls ich Sie hierzu begleiten und leiten darf. Gern würd' ich Ihnen dies und jenes an altehrwürdigen Bauwerken zeigen; und gern würd' ich mit Ihnen zudem auch über manches sprechen!“

Ich zögerte. Und das verstand sie nicht: „Interessiert Sie die Stadt nicht? Das kann ich doch im Ernst nicht glauben! Oder aber wollen Sie mir keine Einsicht in Ihren Entwurf über den historischen Sokrates geben? Aber Sie haben doch ganz offensichtlich vor einigen Stunden von Eco ein Buch geborgt erhalten, ein Werk, das er sich hat vom Herzen reißen müssen. Warum also wollen Sie nun Ihrerseits nicht mir etwas borgen, wo Sie doch noch kurz zuvor auf der anderen Seite der Beziehung des Gebens-und-Nehmens gestanden sind?!“

Ich hatte keine Wahl. Wir begaben uns daher –nachdem Sie ihren Espresso, den ihr der besagte Kellner irgendwann gereicht haben musste, bezahlt hatte– hinauf auf mein Zimmer. Ich holte das Skript aus meiner Reisetasche; und ich überreichte es ihr mit der Bitte, diese fiktive Darstellung eines Dialogs als eine nichtwissenschaftliche Abhandlung zu erachten, an der mir allerdings sehr viel liege, weil sie Vieles von mir zeige, was ich ansonsten aus guten Gründen gut zu verbergen trachte; und insbesondere möge sie dieses Skript niemandem zur Einsicht überlassen. Diese Assistentin –oder was immer sie war– versprach mir, dies peinlich genau zu beachten: Nichts anderes habe sie im Sinn gehabt, erklärte sie mir; und das klang glaubwürdig.

Als ich mich ein paar Minuten später zu ihr in ihr kleines Automobil gesetzt hatte, fragte sie mich nach dem Starten des Motors und vor dem Losfahren, was ich mir jetzt lieber anschauen wolle: hier diese historischen Altstadt, oder aber dort draußen eine der kleinen Vorstädte an den Hügeln im Süden, einem ehemaligen Bauerndorf, das aber seinen ländlichen Charakter noch nicht gänzlich abgestreift habe. Ohne zu zögern entschloss ich mich für die letztere Option; denn –einmal ganz abgesehen vom Bäuerlichen in mir– liebe ich die Dörfer und die Kleinstädte Italiens wegen ihres schlichten Charmes; und so brauchte ich

nach diesen turbulent verlaufenen vergangenen achtzehn Stunden nicht auch noch mein heißgelaufenes Gehirn mit dem Wahrnehmen und dem damit einhergehenden Auseinanderhalten von mir fortlaufend vorgeführten Altertümern zu belasten; und außerdem bestand dann nicht die Gefahr, dass mich plötzlich irgendein Passant anspricht und mich dies oder jenes zu meinem gestrigen Vortrag befragt oder sich gar noch für diese missglückte Darlegung bedankt. Daher fiel mir die Entscheidung nicht schwer; und ich brauchte keinen weiteren Augenblick des Überlegens für meine Entscheidung.

Sie fuhr ruhig und zügig. Hätt' ich nicht zwischendurch einen Blick auf das Tachometer geworfen, so wäre mir garnicht aufgefallen, dass sie die Geschwindigkeitsbegrenzungen stets deutlich überschritt. Ja, sie fuhr weitsichtig und vorausschauend; und sie brauchte daher nur selten und dabei dann nie heftig zu bremsen. Dies verlieh der kleinen Exkursion den Charakter einer geruhsamen und beschaulichen Autofahrt ins Grüne; und dabei überholte sie mal dieses und mal jenes Fahrzeug mal von links und mal von rechts.

Ihre Hände benötigte sie dabei zum Argumentieren, vor allem aber zum Unterstreichen der Gültigkeit und der Unumstößlichkeit ihrer Begründungen; in Kurven und an Kreuzungen und an Abzweigungen allerdings ergriff sie mit ihnen auch mal das Lenkrad sowie den Hebel der Gangschaltung ...

Ich überzeichne sie hier ein wenig; Entschuldigung! Aber fast so erschien sie mir eben beim Lenken ihres Autochens.

Denn *tatsächlich* gebrauchte sie nur *wenige* Male für ihre Begründungen *beide* Hände zur Untermauerung des von Ihr Dargelegten. Ansonsten führte sie mit ihrer Linken das Lenkrad, und benützte dabei ihre Rechte zum Argumentieren wie auch zum Schalten. Aber alle diese Bewegungen flossen so selbstverständlich ineinander über, dass es mir unbegreiflich erschien, wie es denn anders hätte sein können.

So legten mir ihre beiden Hände die langfristige Sinnlosigkeit des Individualverkehrs bei Motorfahrzeugen dar, zu dem gegenwärtig die Bewohner der Industriestaaten mangels eines ausreichend angelegten Netzes von öffentlichen Verkehrsmitteln gezwungen werden, sowie das Gehetze des Berufsalltags, das sich dann nicht nur bei den Gehetzten, sondern –und vor allem– auch bei den Hetzenden in den Autofahrten zum und vom Arbeitsplatz auswirke, vor allem im Fahren mit überhöhten Geschwindigkeiten, im unüberlegten und unvorausschauenden Fahren in Straßenbiegungen und an Straßenkreuzungen und vor allem beim Überholen, verbunden mit andauerndem Hupen ... : Tatsächlich, ihre Hupe benützte sie –anders als die meisten ihrer Landsleute– über-

haupt nicht; und das war mir bis dahin noch garnicht aufgefallen. „Wer die Hupe benötigt, der kann nicht gut Autofahren; das gilt nächtlich auch für die Lichthupe!“

Überflüssig zu erwähnen, wie gekonnt und geschmeidig sie beim Hantieren mit dem Schalthebel jeweils zugleich das Kupplungspedal betätigte: Das Greifen des jeweils anderen Gangs war nur bei gezielt darauf hing gerichteter Aufmerksamkeit wahrzunehmen. Geringfügig übertreibend, könnt' ich sagen: Hätt' ich sie nicht schalten sehen, so hätt' ich annehmen müssen, dieser spartanisch-einfache Klein-Wagen besäße eine teure neuartige perfekt funktionierende vollautomatische Gangschaltung ...

Nie hätt' ich mich in diesem Irrgarten der Straßenverbindungen die Wegstrecke merken können, auf der sie irgendeinen Ort in den sich nähernden südlichen Vorbergen des Apennins ansteuerte: jetzt die Abzweigung nach rechts, danach die Gabelung nach links, dann nochmals nach rechts, gleich darauf die große Biegung nach links, nun über einen halben Kilometer geradeaus weiter, danach ... : Ich versuchte recht bald garnicht mehr, mir da noch irgendetwas zu merken. Sicherlich würde sie mich am Abend wieder in das Hotel zurückbringen; oder aber ich müsste mir ein Taxi für die Heimfahrt nehmen.

Dann lähmte mich ein urplötzlicher Gedanke: An die Gespräche mit Eco erinnerte ich mich, und daran, dass ich seinen Fund nun wohl nie wiedersehen würde. Warum –so schalt ich mich– hatt' ich unbedingt eine holprige Rohübersetzung zweier Geschichten ins Diktiergerät sprechen müssen?! In der gleichen Zeitspanne hätt' ich doch ein Mehrfaches an Erzählungen auf Lateinisch ablesen und damit auf Band festhalten und dann nach der Rückkehr nach Frankfurt in aller Ruhe mit größtmöglicher Sorgfalt in allen inneren und äußeren Hinsichten untersuchen können. Was für ein Narr ich da doch gewesen bin! ›Ja, ja!‹, so jammerte ich in mir, ›nicht nur diese beiden Geschichten, sondern auch die sicherlich im 3-ten und im 4-ten 27-er Pack dazugehörenden Erzählungen, und desgleichen die Geschichte vom ägyptischen Sultan und seiner auf Mayorca gestrandeten Tochter, und ... und ... : Willy! In der Zentralbibliothek der Goethe-Universität, *da* hättest Du nach einem Wörterbuch für mittelalterliches Latein suchen und mit *diesem* dann als erstes eine Wort-für-Wort-Übersetzung erstellen können!‹

Prügeln hätt' ich mich nun können; aber das hätte mir wenig genützt; denn der Weg führte nicht zurück: Unser Wagen hatte Bologna längst verlassen; und die Häuser auf den ersten Anhöhen der Vorberge des Apennins waren bereits in Einzelheiten zu erkennen.

Langsam fing die Welt vor mir wieder an, aus mehr als nur aus der Straße und aus mir zu bestehen: Das dunkle Grau, das vor einer Minute meinen Blick auf die Länge der Straße von einem Bremsweg eingengt hatte, zog sich im Gesichtsfeld nach rechts und links und nach oben und unten zurück und verflüchtigte sich schließlich vollständig.

Verstohlen richtete ich –innerlich aber noch etwas aufgewühlt– meinen Blick nach links zu meiner Begleiterin ... : Nun ja, „meine Begleiterin“ war in dieser Lage der Dinge natürlich der verkehrte Ausdruck; denn *wer* hat da *wen* begleitet?!

Ja. Sie hatte –unbemerkt von mir– aufgehört, mit mir zu reden, und dies keinesfalls deswegen, weil sie sich auf die –nun verkehrsärmer gewordene Straße hätte konzentrieren müssen. Sie muss wohl bemerkt haben, dass eine Wucht von emotiv aufgeladenen Gedanken mich von ihr fortgerissen hatte. Verstohlen blickte ich zu ihr hinüber; und ihr nun ruhig gewordener Gesichtsausdruck zeigte mir an, dass meine Vermutung zutraf. Und als ich dann nochmals einen kurzen Blick nach links riskierte, da erkannte ich an ihrem sanften Lächeln, dass ihr nicht entgangen war, dass ich sie dabei ertappt hatte, in mein Inneres zu sehen.

Und dies alles so bemerkend, begann in mir der Spuk der Selbstvorwürfe an Kraft zu verlieren und sich schließlich in Nichts aufzulösen. ›Was soll's!‹, redete ich mir gut zu. ›*Dieses* Werk hat ja schließlich *er* entdeckt!‹. Aber ein Rest an Wehmut wollte mich nicht auf der Stelle verlassen: Dieses Gefühl, etwas Wichtiges unwiederbringlich verpasst zu haben, benötigte –anders als jenes Bündel an den soeben erlebten Emotionen– deutlich mehr Zeit, um abzuklingen und sich langsam und unbemerkt irgendwo zu verlieren.

Die Straße führte nun bergan; und wir erreichten ein Städtchen, das sich an diesen Hang anschmiegte. „Dies“, erklärte sie mir, nachdem wir den Kern dieser Ortschaft erreicht hatten, und zeigte dabei mir ihrer Rechten nach rechts auf eines dieser sich eng aneinanderschmiegenden jahrhundertealten Häuser, „ist mein Daheim!“. Welches davon nun ihr Haus war, das konnt' ich dabei nicht richtig ausmachen; denn zu sehr sahen sich –in meinen Augen– diese Häuser am Rande der Altstadt einander ähnlich.

Sie fuhr jetzt sehr langsam; denn sie suchte einen Parkplatz. Und im absoluten Halteverbot fand sie schließlich auch einen solchen.

Zwei kurze Straßenzüge legten wir sodann zu Fuß zurück; und sodann betraten wir die Veranda einer kleinen Osteria. „Es ist Mittag; und um diese Zeit herum bekomm' ich stets meinen ersten Hunger!“, erklärte sie mir. Somit begann auch sie in der Tat den neuen Morgen stets mit einem schlichten Espresso.

Sie suchte nach einem noch freien Tisch, der Schatten bieten und den Blick auf die Piazza und die an sie angrenzenden Häuser gewähren sollte; und sie entschied sich auch sogleich für einen, der mir einen Eindruck von diesem Städtchen, an dem die in der Po-Ebene geführten Kriege vorbeigegangen zu sein scheinen, gewähren könnte und sollte.

Mich aber ließ Eco's überstürzter Aufbruch immer noch nicht ganz in Ruhe. Den flüchtigen Gedanken, ihn von hier aus jetzt gleich anzurufen, verwarf ich jedoch auf der Stelle. Denn was hätt' ich ihm von hier aus denn sagen sollen? Dass ich umgehend nach Bologna zurückkehren und ihn aufsuchen wolle, um mit ihm mir soeben eingefallene Gedanken, dieses Werk betreffend, zu besprechen? Aber mir war doch bis dahin nicht die Spur von etwas hierzu Neuem eingefallen. Und sein etwas rundlich gewordener Leib lockte mich gleichfalls nicht, ganz anders als die zierliche Gestalt dieser jungen Dame neben mir. Und so entschloss ich mich, ihn erst nach meiner Rückkehr nach Frankfurt von dort aus anzurufen.

„Hier,“ holte sie mich in die Welt dieses schlichten und dabei anmutigen Städtchens zurück, „setzen wir uns hierher. Und *da* können Sie dann auch ganz *hier* sein, und nicht an einem Schreibtisch sitzend, in ein aufgeschlagenes Buch stierend, und den Telefonhörer ans Ohr pressend!“. Ich muss wohl soeben, als ich ans Telefonieren gedacht hatte, meine Hand zum Ohr geführt haben, ohne dies selber zu bemerken; und dass mich Gedanken an Eco's Fund immer noch nicht in Ruhe ließen – eben so, wie man etwas erst dann so richtig zu schätzen weiß, wenn es einem unwiederbringlich abhanden gekommen ist–, ja, das wird für sie natürlich unschwer zu erraten gewesen sein.

Dass die meisten Dialoge Platons nicht sokratisch, sondern vielmehr platonisch sind, das sei keine neue bahnbrechende Einsicht, begann sie, nachdem wir Platz genommen hatten. Sie sehe dies jedoch etwas differenzierter. „Natürlich darf man die –uns von Diogenes Laertios übermittelte– Aussage des Sokrates über Platon: „Was dieser junge Mann doch alles über mich zusammenlügt!“ nicht aus den Augen verlieren, aber ...“

Sie unterbrach sich. Denn links neben mir war ein Mann, der eine weiße Schürze trug, aufgetaucht. Und sie konversierte mit ihm, offenkundig das Mittagessen für uns beide anhand seiner ihr mündlich vortragenen Speisekarte mit Rückfragen ermittelnd und schließlich bestellend, dies alles auf Italienisch oder –wahrscheinlich– im örtlichen Dialekt, zumal ich kein einziges Wort dabei habe verstehen können.

Sie aber sei, fuhr sie sodann fort, aus mehreren Gründen, die sie mir bei einer passenden Gelegenheit ausführlich darlegen wolle, fest

davon überzeugt, dass die philosophische Grundauffassung des Sokrates in den frühen Dialogen Platon's halbwegs unverzerrt durchschimmerten, und dass diese auch in den späteren Dialogen noch zu ermitteln sei, wie verzerrt dann auch immer: in der späten „Politeia“ dahin rüber gezerzt, und im noch späteren „Politikos“ dorthin rüber gezerzt. Könnte man somit die –Platon selber vielleicht garnicht klar bewussten– jeweiligen Beweggründe Platon's erahnen, so könnte man einesteils in seinen Schriften Rechtfertigungen für das so Erahnte ausfindig machen, und könnte andererseits auch mit diesem Erahnten dann Platon's Verzerrungen weitgehend entzerren. Und falls dabei ein Sokrates-Bild aufgedeckt werde, das in sich stimmig sei und das auch mit den –vom Entstehungshintergrund des Überlieferungsstandes der Sokratiker verstandenen– Texten ungefähr übereinstimme, dann wäre dadurch die enorme Wirkung, die dieser Marktplatz-Philosoph auf die Intellektuellen seiner Zeit ausgeübt habe, gut erklärt. „Und nun bin ich, wie Sie verstehen werden, sehr gespannt darauf, was mir beim Lesen Ihrer Schrift alles aufleuchten wird!“

Zum wiederholten Mal wies ich sie darauf hin, dass dieser von mir an einem launischen Wochenende nacheinander niedergeschriebene Dialog keine wissenschaftliche Arbeit ist, wohl aber eben das *Bild* zeigt, das ich mir damals vom historischen Sokrates gemacht hatte; und ich wies sie darauf hin, dass sich dieses Bild –weil ja gemäß Heraklit alles im Fluss ist– auch mein Bild von ihm gewandelt hat, nicht sehr und an den meisten Stelle kaum merklich, aber eben immerhin.

Und urplötzlich und unvermittelt durchzuckte mich diese Erinnerung: »Ja, gestern Abend, nach dem verunglückten Vortrag, die Dame am Ausgang des Hörsaals ...“

Die Gedanken begannen zu rasen; und die Welt um mich herum verlor sich in Grau. Denn der sonst so dominante Sehsinn kam nun mit seinen Sinneseindrücken nicht mehr so recht an das Bewusstsein heran; sie werden nicht mehr wahrgenommen, werden dem Bewusstsein nicht mehr zu Wahrnehmungen, zu begrifflich geordneten Erscheinungen, um es mit Kant zu beschreiben.

Stattdessen sah ich in diesen Augenblicken wieder die gestrige Situation am vorderen Ausgang jenes Hörsaals, als ich von Eco weitergezogen wurde, ich mich von ihm habe weiterziehen lassen. Und dieses Sehen dauerte *für mich jetzt* so lange, wie sie gestern Abend gedauert hatte, oder doppelt so lange, oder noch länger, weil sich diese Situation vor meinem inneren Auge wiederholte und nochmals wiederholte.

Hätt' ich hingegen dabei auf meine Taschenuhr und auf ihr auf deren Sekundenzeiger geblickt, so hätt' ich dabei zweifellos bemerkt, dass

ich im Wirbel meiner Erinnerungsbilder nur zwei oder höchstens drei Sekunden lang von dieser klugen und geistvollen Dame weggewesen war.

Und sowie dann mein Sehnsinn sich wieder den von ihm angeforderten Zugang zum Bewusstsein erzwang, wurde sie nicht mehr als erinnert, sondern als erlebt wieder der Gegenstand und der Mittelpunkt meines Blickfelds und damit meiner Aufmerksamkeit. So, wie im Traum von einem Augenblick die Bilder wechseln, so saß sie nun –im ebenso raschen und übergangslosen Übergang der Bilder– wieder mir gegenüber, jetzt die Augen gesenkt, und in sich hineinlächelnd.

„Platon's mit „Symposion“ betitelte Monolog-Folge“, begann sie mit einem internen Themenwechsel, dabei offenkundig bemüht, mir zu vermitteln, sie habe meine lange Leitung nicht bemerkt, „ist zwar durch und durch platonisch, enthält aber verzerrte Bilder vom Sokrates, die bei gehöriger Entzerrung den historischen Sokrates aufscheinen lassen können; dessen bin ich mir ganz sicher.

Der *Name* „Diotima“ mag von Platon erfunden sein, mag von ihm als Pseudonym eingeführt worden sein; aber die hiermit bezeichnete *Frau* hat er *nicht* erfunden: Sie hat existiert. Und die Leser unter seinen Zeitgenossen haben gewusst, wen er mit diesem Namen gemeint hat, wer sie ist, wie sie ist, wo sie ist, was sie ist.

Sie werden auch sowohl die kleinbürgerliche Ängstlichkeit als auch die nicht minder kleinbürgerliche Gehässigkeit dieses Groß-Adeligen gekannt und daher seine Gestaltungen zutreffend gedeutet haben. Wir hingegen tappen dazu im Dunkeln, es sei denn, irgendeine Ahnung vom Bild –genommen als Arbeitshypothese– leitet uns dazu, die in Platon's Schriften auffindbaren Bruchstücke zu genau diesem Bild zusammenzufügen. Mühevoll Kleinarbeit wird dieses Zusammenfügen erfordern; das steht außer Zweifel. Aber wenn sie gelingt –oder wenn sie Ihnen bereits gelungen sein sollte–, dann wird die Freude über dieses Ergebnis nicht zu ermessen sein!“

Wie denn hätt' ich zu *diesem* Thema *schweigen* können? *Mitgerissen* worden bin ich da dann, und dies gehörig. Und so arg wurd' ich dabei mitgerissen, dass ich mich jetzt nicht mehr so genau daran erinnern kann, was ich da im Einzelnen von mir gegeben hatte.

Sie jedenfalls hatte sich ganz offenkundig das, was ich da gestern Abend habe darlegen können, sehr genau angehört; und sie hatte sich das Gehörte bis in jeden Einzelheit gemerkt. Und an der *einen* Einzelheit hatte sie *dieses* hinzuzufügen, und an der *anderen* dafür *jenes* abzuziehen. Und so gab sie mir genügend Anlass, ihr Punkt für Punkt zu widersprechen, was dann ihr die Möglichkeit bot, mich zu korrigieren.

Aber trotz der Hitze des Gefechts blieben wir erstaunlicherweise stets am Kern des von ihr aufgeworfenen Themas, an der Frage der Authentizität der Diotima. Diese Gestalt –ob nun historisch oder ob vor Platon erdacht– ließ es nicht zu, dass sich unsere Argumente zu weit von ihr entfernten. Auch hier waren sich unsere Gedanken im Gfund-satz sehr ähnlich, und in einigen wenigen –wenngleich entscheidenden– Punkten dann eben doch deutlich verschieden. Wir –sie und ich– sprachen in den gleichen Begriffen und verstanden uns daher reibungsfrei; aber wir betrachteten die Dinge von geringfügig unterschiedlichen Gesichtspunkten aus.

Und in einer solchen –anregenden aber nicht aufregenden– lebhaft geführten Diskussion steh' ich allenfalls dann und wann für ein paar Augenblicke über mir, und bin ansonsten durch den besprochenen Inhalt eingefangen, festgehalten, gefangen, gefesselt. Da bin ich dann nicht frei in dem, wie ich das Gespräch führen möchte; sondern da werd' ich dann –gleich einem Wachhund hinter dem Gartenzaun– von den Schritten des vorbeilaufenden Wanderers gezerrt und gezogen. Und da kann ich dann auch nicht von meiner Seite aus das Gespräch unterbrechen oder gar beenden, nicht ohne Einwirkung eines äußeren Anlasses jedenfalls.

„Prima la professoressa!“, rief ihr der herbeigeeilte Wirt in der mit ihm verwachsenen weißen Schürze zu; und er stellte erst ihr einen Teller mit duftender Minestra auf den Tisch, und dann auch mir einen solchen. Er wechselte mit ihr noch ein paar Worte in einem mir gänzlich unverständlichen Dialekt; vermutlich befragte er sie, was sie denn hier für einen Vogel mitgebracht habe. Und sodann wünschte er ihr und mir auf Italienisch einen guten Appetit; und diesen hatten wir dann auch uneingeschränkt.

Mich jagte jetzt der Gedanke, welches Fach an der Universität in Bologna diese Kollegin wohl lehrte: Allgemeine Sprachwissenschaft war es, was ich auf meine schließlich doch noch herausgewürgte Frage als Antwort erhielt; aber Fragen der Philosophie gehörten seit Beginn ihres Studiums zu ihrem Interessengebiet und seien in den vergangenen zehn Jahren zu ihrer Leidenschaft geworden.

Sie musste demnach deutlich älter als dreißig Jahre sein. Und die weiße Haarsträhne in ihrem vorderen Scheitel-Ansatz war somit nicht gefärbt, sondern von Natur aus weiß; und altersbedingt weiß waren dann ja auch die vereinzelt weißen Härchen an ihren Schläfen, nach denen ich allerdings zu suchen hatte, um sie zu finden.

Nie frag' ich eine Frau nach ihrem Alter; und in manchen Fällen will ich es auch garnicht wissen. Welcher Teufel aber mich hier geritten hat, das weiß ich nicht: Sie konnte –allem Anschein nach– doch noch nicht

älter als Dreißig sein; aber als Professorin musste sie doch wohl bereits deutlich älter sein, Fünfunddreißig vielleicht, somit doch nur fünfzehn Jahre jünger als ich, und damit nicht mehr in einem Alter, in dem sie meine Tochter hätte sein können: Gar zu gerne hätt' ich nun gewusst, wie alt sie tatsächlich ist.

Aber ihren Vornamen wenigstens wollt' ich jetzt zu erfahren trachten. Dazu jedoch musst' ich unserem Gespräch irgendeine Wendung geben, die mir eine solche Frage, ohne dass dabei Peinlichkeiten entstehen konnten, gut erlauben würde. Vielleicht hieß sie „Margherita“. Denn Michail Bulgakow hatte in seinem Meisterwerk „Der Meister und Margarita“ der zentralen Frauengestalt diesen Namen „Margarita“ gegeben; und an Zufälle wollt' ich jetzt nicht mehr so recht glauben.

Ihre weit geöffneten Augen sah ich als erstes, als meine Gedanken sich wieder etwas beruhigt hatten und mir daher die –äußere!– Wirklichkeit nicht mehr gänzlich verstellten, und ihre leicht geöffneten Lippen als nächstes: „Ich bin genau zehn Jahre jünger als Du!“. Ihre Stimme war noch die gleiche wie die vor wenigen Sekunden, als sie zu mir über die Diotima gesprochen hatte. „Und ich heiße „Chiara“!“

Am meisten war ich über mich selber erstaunt, als ich vernahm, mit welcher ruhiger Stimme ich ihr ohne jegliches Zögern antwortete: „Und ich heiße „Willy“! Ich danke Dir! Ich danke Dir für das soeben Gesagte; und ich danke Dir überhaupt für Alles, was Du zu mir gesprochen hast, jetzt und vorhin und gestern Abend! Aber vor allem dank' ich Dir für diesen sonnigen Vormittag! Ich wünsche Dir, dass Du heute –gerade und vor allem heute!– einen schönen Tag hast, einen Tag voller Sonnenschein!“

„Den *hab'* ich ja schon!“, lachte sie. „Und Du brauchst ihn mir daher nicht mehr zu wünschen! Hast Du ihn auch? Aber natürlich, was frag' ich nur! *Wir*, ja wir *haben* ihn!“

Ich will nicht weiter berichten, was und worüber wir sodann gesprochen haben; denn zu vieles davon ist eben doch viel zu persönlich, als dass ich es hier einer mir nicht bekannten Leserschaft unterbreiten dürfte.

Der Espresso nach dem duftend zubereiteten zarten Lammfleisch durfte jedenfalls nicht fehlen.

Und es war dann schon bald die Mitte der zweiten Tageshälfte erreicht, als wir uns aufmachten, die Anhöhe nach Süden hinaufzuwandern, auf einer bepflasterten Gasse zunächst, die sich bald nach dem Ende der wenigen neueren Vorstadt-Häuser als noch schmalerer Waldweg fortsetzte, von Platzregen ausgewaschen, und daher von Geröll und Baumwurzeln durchsetzt.

Dann und wann reichten wir uns beim Schlendern die Hände; und wir ließen sie erst dann los, wenn es etwas zu entdecken gab: ein Blick zurück nach Norden auf Bologna, die durch die niederen Bäume von Südwesten her hindurchschimmernden Sonnenstrahlen, ein von der Natur wohlgestalteter Stein auf dem Pfad, eine hübsche kleine Blume am Wegrand, eine rasch davonhuschende Eidechse, ...

Gekrönt wurde diese Bergkuppe von einer alten Kapelle: im Baustil romanisch, aber mit einigen bescheidenen –und daher nicht stilverformenden– gotischen Einschüben, jetzt aber offensichtlich dem Verfall preisgegeben, und jedenfalls schon lange nicht mehr für sakrale Zwecke benützt. Die Tür war verschlossen. Aber Chiara wusste, wie man die Tür anzuheben und dabei das Schloss zu verschieben hatte, um die Tür öffnen und dadurch in diese Kapelle eintreten zu können.

Ein allwissender und allmächtiger Schöpfergott, allgütig und allgerecht und allhartherzig und manches all-andere dazu, er lag bei ihr noch weniger im Bereich des Möglichen als bei mir; hingegen das Göttliche in sich und in der Welt, das erlebte sie wohl deutlicher und beständiger als ich.

Lange umarmten wir uns in dieser Kapelle.

Den Sonnenuntergang wollt' ich noch hier oben genießen; und wir setzten uns, nachdem wir die Kapelle verlassen hatten, daher auf die breite Steinstufe an die im Westen gelegene Eingangsseite der Kapelle, unsere Rücken dabei an die –Wind und Wetter trotzend– alte Holztür angelehnt. So warteten wir; und ich war glücklich darüber, dass die Zeit stehenblieb. „In Toskanien gibt es noch schönere Sonnenuntergänge!“, knackte sie in die Stille hinein meinen romantischen Anflug des Gemüts; lang andauernde Rührseligkeiten schienen ihr nicht zu gefallen. „Schöner wird er in der Toskana wohl kaum sein können!“, wagte ich zu entgegnen.

Nachdem der glutrote Feuerball untergegangen war und der goldgelbe Abendhimmel über ein mattes Rot zu einem fahlen Grün sich wandelte, nachdem schräg darüber im bereits tiefblaue gewordenen Bereich ein Stern –wohl: der Abendstern, die Venus– aufzuglimmen begann, eilten wir –nun Hand-in-Hand– den holprigen Pfad hinunter. Ein paar Male stolperte ich in der –hier rascher als im Norden einsetzenden– Dämmerung über irgendeinen Stein oder über eine Wurzel; sie aber kannte diesen Weg wohl auswendig.

Sie fuhr mich am Morgen darauf zu meinem Hotel. Dort holte ich meine Sachen aus meinem Zimmer und beglich sodann an der Rezeption die Rechnung. Aber ich fuhr sodann nicht mit der Eisenbahn weit nach Norden, sondern vielmehr in ihrem heimeligen Autochen in den

nahen Süden. Und dort blieb ich, bis wegen des ohnehin von mir diesmal –vorgeblich: wegen eines weiteren Gastvortrags– nicht eingehaltenen Beginns der Vorlesungen an der Goethe-Universität die Rückreise nach Frankfurt nicht mehr aufzuschieben war.

Buchstäblich bis zur letzten Minute hatte ich den Aufbruch hinausgezögert. Und die Chiara hatte mich schließlich zur Abfahrt gedrängt; und sie hatte hierzu ein Taxi herbeordert. Sie werde mich nicht nach Bologna zum Bahnhof bringen, diesmal nicht, hatte sie mir erklärt; und sie werde auch im Haus bleiben und nicht einmal zum Fester hinausblicken: *nur* diesmal nicht. Sollt' ich hingegen zu ihr zurückkehren, so würde sie mich bei der auch dann unumgänglichen Abfahrt *richtig* verabschieden, mit Winken und Taschentuch, so, wie es sich gehöre.

Natürlich bin ich zu ihr zurückgekehrt, sofort nach dem Abschluss der Vorlesungszeit, und sodann immer wieder auf's Neue.

Und sie hat mich dann endlich erstmals in Frankfurt besucht:

Im vergangenen Frühjahr verbrachte sie eine ganze Woche lang hier bei mir. Es versteht sich von selbst, dass ich ihr –neben anderen Sehenswürdigkeiten in Frankfurts Umgebung, wie: Büdingen, Gelnhausen, ...– auch den römischen Limes auf dem Taunus zeigte. Denn die Rekonstruktion des römischen Kastells bei Saalburg wollte sie auf gar keinen Fall missen; und von dem kleinen Museum in diesem Kastell war sie hellauf begeistert. Unter großen Mühen nur konnt' ich sie schließlich von den Glasschränken mit altrömischen Kleidern und Schuhen wegbringen, um ihr vor dem Ende der Besuchszeit im Nebenraum sodann ausführlich die nicht minder interessanten Handwerkszeuge und die seinerzeit benützten Waffen zu zeigen und deren jeweilige Art des Anwendens zu beschreiben.

„Heute haben wir Geburtstag ...“, flüsterte sie mir, nachdem uns das Dienstpersonal eindringlich zum Verlassen des Geländes aufgefordert hatte, draußen vor dem Kastell-Eingang ins Ohr, als ob ich meinen und damit auch ihren Geburtstag je vergessen könnte! Und, dies nur noch hauchend, fügte sie hinzu: „... unseren ersten!“

Die wichtigsten Dinge des Lebens immer wieder zu übersehen wie auch zu vergessen, dazu scheinen wir Männer wohl eine deutlich ausgeprägtere Neigung zu haben als die Frauen.

Aber ich bemühe mich –häufig mit Rückschritten, aber dann doch auch gelegentlich mit kleinen Fortschritten–, nichts von dem zu vergessen, was sie mir sagt. Nicht alles davon füg' ich unbesehen meinen Überzeugungen hinzu; denn zu einigen der Themen, die sie dann und wann wie aus dem Nichts heraus anschnidet, hab' ich mir ebenfalls schon Gedanken gemacht; und zu einigen von diesen Einigen bin ich zu ande-

ren Ergebnissen gelangt als sie. Sie aber scheint nichts nur halb durchdacht oder gar nur angedacht zu haben. Und wenn ich zu ihren Ansichten meine Gegengründe ins Spiel bringe, dann hat die sich daran anschließende Unterhaltung, was dabei ihren Anteil betrifft, jedesmal den Wert einer wissenschaftlichen Abhandlung.

Mit der Zeit hab' ich –in meinem geistigen Zusammenleben mit ihr– gelernt, nicht stets krampfhaft nach Gründen für meine –gelegentlich nur angedachten– Behauptungen zu suchen, sowie auch, die eigenen –teils ihr bereits vorgetragenen, teils zum Besprechen mit ihr vorgesehenen– Gründe mal ganz rasch noch von oben –von der Vogelperspektive aus, von der sich als Metasprache darstellenden Reflexionsebene aus– zu betrachten. Denn oft genug hat sie sich –wie mir im Verlauf unseres Zusammenseins mehr und mehr klar geworden ist– so verhalten, bevor sie mit mir begonnen hat, etwas zu besprechen; und sie hat mir –als ich sie danach fragte, ob dem so sei– dies ohne Wenn-und-Aber bestätigt.

„Wie kommt es, dass Du so häufig siehst, was mir gerade an Gedanken durch den Kopf schießt?“

„Ist das so?“

„Jedenfalls hab' ich das mehr als einmal beobachtet!“

„Ich weiß nicht, woher das kommt, falls es sich so verhält. Ich habe mir allerdings seit ein paar Jahren mehr und mehr abgewöhnt, Alles nach vorgefassten Meinungen zu sehen und zu beurteilen. Denn mit solchen –dann nicht verschiebbaren– Blenden des Gesichtsfeldes verstell' ich mir den Blick für andere als die mir jeweils als naheliegend erscheinenden Möglichkeiten. Vielleicht deswegen seh' ich jetzt gelegentlich diesen oder jenen faktischen Zusammenhang leichter und rascher und deutlicher als früher: weil ich mein Bewusstsein nicht auf die Hypothese des ersten Moments fixiere und es dadurch von den anderen Möglichkeiten abblende; mehr kann es wohl nicht sein. Aber darüber hab' ich mir noch keine Gedanken gemacht; und darüber werd' ich erst dann nachdenken, wenn es für mich keine vorrangigere Gegenstände des Erkennens mehr gibt. Kurz gesagt: Ich weiß wirklich nicht, ob ich wirklich so oft ahne, was Du gerade denkst!“

„Und wie hast Du's erlernt, nicht mit fest vorgefassten Meinungen an die Dinge heranzugehen?“

„Ganz einfach: Ich hab' es versucht, und wieder versucht, und immer wieder versucht: am Anfang mit den naturgemäß sich einstellenden Misserfolgen, und auch danach nicht frei von gelegentlichen Rückschlägen. Und auch jetzt bin ich noch weit davon entfernt, in sämtlichen Lagen des Lebens vom Eingefangen-Werden von Vor-Meinungen frei zu sein. Doch: „Wie sich der eine freut, wenn er sein Ackerland verbessert,

..., so freu' auch ich mich ... ": Du weißt schon! Aber ich bin kein Sokrates, geschweige denn eine Diotima."

„Wann wirst Du endlich Deine Sicht zur Diotima niederschreiben, am besten: in der Form eines Dialogs zwischen Diotima und Sokrates, vielleicht: bei dessen Besuch auf Samos, jedenfalls: einen Dialog, wie sie –auch wenn sie nie einen solchen geführt *haben*– ihn eben doch geführt *haben könnten* ?“

„Das weiß ich nicht; so rasch wird dies sicherlich nicht erfolgen.“

„Willst Du ihn mir dadurch verheimlichen, dass Du ihn nicht zu Papier bringst? Ich habe Dir doch vor einem Jahr –schweren Herzens, aber immerhin– ... “

„Nein! Dies auf gar keinen Fall! Ich würde einen solchen Dialog sofort zu Papier bringen, sowie er in meinem Denken aufleuchtet.“

„Aber Du siehst doch die beiden –die Diotima ohnehin, aber auch den Sokrates– so deutlich. Verfasse daher als Erstes ein mögliches Gespräch der Beiden über die Liebe! Diesen Erstfassung kannst Du in den Monaten und Jahren danach dann ergänzen, verkürzen, abändern, verbessern, und in ihm auch Umstellungen vornehmen. Aber wie willst Du an einer Rohfassung etwas verbessern, wenn sie noch garnicht vorhanden ist?!“

„Ich weiß nicht, wie ich Dir dies erklären kann; vielleicht so: Ich habe da irgendein grundsätzliches Problem, das mir selber noch nicht so recht klar ist; und das lässt meine Finger erstarren, sowie ich in dieser Sache zu Bleistift und Papier greife.

Wenn Du wieder einmal zu mir nach Italien kommst und etwas Zeit mitbringst, dann fahr' ich mit Dir nach Toskanien. Und dann zeig' ich Dir –neben den Wirkungsstätten von Boccaccio und anderen Sehenswürdigkeiten– vor allem auch San Gimignano, meine Lieblingsstadt, meinen Geburtsort!

Vielleicht bin ich dann dort so gelöst, dass ich dort zu dem fähig bin, diese Schrift zu erstellen, woran mich bis heute irgendetwas behindert.“

Hochsommer war es, als wir zum mehrtägigen Ausflug in die Toskana starteten. Die Äcker waren bereits abgeerntet; und die gleißende Sonne hatte die Schollen buchstäblich ausgebrannt. Graugrün erschienen die Wiesen, nur wenig anders als das Laub der Ölbäume; und matt war selbst das Grün der wenigen Pinienwälder, die ich auf der Fahrtstrecke zu sehen bekam.

Volterra zeigte sie mir in dieser Woche, diese alte Etruskerstadt, die von jener Großen Pest so dezimiert worden war, dass sie sich –bis dahin unbesiegt– dann Florenz kampflös übergeben hatte.

Sienna zeigte sie mir, diese ewige ghibellinische Rivalin des seinerzeit zumeist guelfischen –d.i.: päpstlich ausgerichteten– Florenz: die Altstadt von Sienna, die von überheblich wirkenden bürgerlichen Wohnhäusern verschont geblieben ist und die das Bild einer –von klugen und einsichtigen Stadtplanern entworfenen– einheitlichen mittelalterlichen Weltstadt bietet, daneben auf einer kleinen Anhöhe das Torso des geplanten Doms, der –in einem Anfall von Gigantomanie– zur weltweit größten Kathedrale hätte werden sollen, von dem dann aber nach der Großen Pest von den verbliebenen Bewohnern nur das eine Seitenschiff zum –immer noch imposanten– Dom fertiggestellt hat werden können.

Auch Florenz –dieses einst so mächtige Firenze– zeigte sie mir, wenngleich nur mit verhaltener Begeisterung. Zur Alten Brücke lenkte mich dort ihr Schritt, und danach zum Dom. Im Einzelnen erklärte sie mir hier zuerst außen und danach innen die Vorgänge beim Erstellen von dessen Rundkuppel. Leider konnt' ich mir wegen ihres da von heller Begeisterung getragenen schnellen Sprechens nicht viel von ihren Ausführungen merken: nur so viel, dass der Baumeister –weil man ihm das Erstellen dieses eindrucksvollen Baus hatte abstreiten wollen– sich schließlich krank gestellt hatte, dass man dann zwar seine Baupläne beschlagnahmt hatte, mit diesen –weil man darin die verschlüsselten Berechnungen nicht hat entschlüsseln können– aber nichts hat anfangen können, und weil deswegen die halbfertige Kuppel –sollte sie da nicht rasch vollendet werden– durch ihr vom Kuppelabschluss nicht gestütztes Eigengewicht recht bald nach innen zusammengefallen wäre, und dass man daher schließlich den Baumeister hat aufsuchen und ihn bitten müssen, nicht mehr weiter krank zu sein. Ansonsten gäb' es –meinte sie– in Florenz eigentlich nichts bemerkenswertes zu besichtigen: Das rasche Weiterfahren stand auf ihrem Programm; und unter gar keinen Umständen wollte sie hier übernachten.

Schließlich weilten wir zum Abschluss ihrer Führungsreise durch das Herz Europas noch einige Tage in ihrem San Gimignano.

So hab' ich den ersten Anblick dieser Stadt in Erinnerung behalten: Man hat sich ihr bereits auf vielleicht zehn Kilometer genähert, bevor man sie nach dem Überqueren der letzten Hügelkette zu Gesicht bekommt. Sie liegt auf einer Anhöhe inmitten einer rundlichen flachen Ebene. Die auf dieser Anhöhe gelegene Altstadt, von einer –sich irgendwie um sie herumschlängelnden– Stadtmauer eingerahmt und zusammengehalten, wird von modernen Hchhäusern verschandelt.

So hab' ich meinen vom ersten Anblick gewonnenen Eindruck dann auch geäußert. Aber sie hat –milde lächelnd– dazu geschwiegen. Und es hat dann eine Weile gebraucht, bis ich die Fessel dieses Vorurteils habe

lockern und schließlich abstreifen können; denn auch dann, als es mir längst hätte klar sein müssen, dass hier keine moderne Bauweise markiert hatte, deutete ich diese Stadtburgen noch als zehnstöckige Hochhäuser, bis der Druck der Augenscheinlichkeit dann –reichlich verzögert– die Oberhand über dieses Vorurteil gewann.

Genau an den felsigen Abstürzen entlang ist die Stadtmauer errichtet worden; und der –beim Nahen eines feindlichen Heeres dann meist rasch wieder einig gewordene– Stadtadel hat diese Stadt-Festung gegen jeden Ansturm erfolgreich verteidigen können, auch gegen die Heere von Florenz. Aber jene Große Pest, von der Boccaccio in der Rahmenerzählung des „Decamerone“ berichtet, hat hier die Bevölkerung so radikal dezimiert, dass die verbliebene Bevölkerung nicht mehr in der Lage gewesen ist, bei einer eventuellen Belagerung die Stadtmauern zu verteidigen. Dem drohenden Angriff von Florenz zuvorkommend, hat man sich daher dann zur zum Wohl der Stadt freiwillig dem Erzfeind ergeben.

In den Zeiten vor der Großen Pest kämpften die einzelnen Adelssippen dann, wenn kein äußerer Feind in Sichtweite geraten war, untereinander um die Vorherrschaft; und zur Abwehr gegen die anderen Sippen verschanzte sich daher jede Adelssippe in einen solchen Stadtturm. Nach dieser Pest aber waren manche dieser Sippen gänzlich ausgestorben; und deren Burgen ließ Florenz dann verfallen. Die Stadt wurde zunächst militärisch und danach auch ökonomisch bedeutungslos. Und sie ist daher dann in Vergessenheit geraten: zu ihrem Glück; denn so hat sie –auch noch in der nach-napoleonischen Zeit Zug um Zug erfolgten Auszug der verbliebenen Sippen aus ihren kargen Burgen– ohne ihr Wollen und Zutun zum großen Teil ihren frühmittelalterlichen Charakter einer Wehrgemeinschaft von sich gegenseitig abgrundtief misstrauenden Sippen erhalten und bewahren können, von Clans, die andererseits durch ein schwer durchschaubares Geflecht von Verheiratungen unauflöslich an einander gebunden waren. Und wegen dieser militärischen wie auch –bislang zumindest– ökonomischen Bedeutungslosigkeit ihrer Geburtsstadt sei sie von Generälen wie auch von Investoren übersehen und deswegen verschont geblieben worden.

Mir habe –unterbrach ich sie da– vor Jahren ein US-Amerikaner seinen Reiseführer gezeigt, in dem über eben dieses San Gimignano zu lesen war, die meisten der Stadttürme seien durch Bombardierungen der Wehrmacht zerstört worden.

Dies sei –entgegnete sie– blanker Unsinn. Nach den Berichten Ihrer Eltern habe die Wehrmacht hier –anders als bei Monte Casino– keine Verteidigungsstellung errichtet; denn San Gimignano liege abseits und

beherrsche optisch –anders als Monte Casino– keine weite Fläche. Es seien hier zwar einige Bomben abgeworfen worden, aber keine von der Wehrmacht. Und da die Wehrmacht beim Rückzug nach Norden hier nicht präsent gewesen sei, haben diese Bomben ihr –der Wehrmacht– auch keinen Schaden zugefügt. Wegen der vollständigen Luftunterlegenheit habe die Wehrmacht zudem große Nachschubprobleme gehabt; und sie habe daher –anders als die USA-Befreier– mit dem Verschießen von schwerer Munition sparsam umgehen müssen. Keinesfalls wolle sie –die Chiara– damit das Erschießen und das Aufhängen von Zivilisten durch die Wehrmacht –was im übrigen weniger von den kämpfenden Einheiten als durch den Nachschub erfolgt sei– verschweigen. Aber mit den Bombardierungen verhalte sich die Sache so, wie sie dies von ihren Eltern und auch von anderen Zeitzeugen berichtet erhalten habe. Und das wisse hierzulande von den Älteren auch jeder.

Ich versuchte, mir vorzustellen, wie eine solche Sippe in einem solchen Turm tagaus-tagein gehaust haben mag. Denn mehr Platz als in einem transatlantischen Hochsicherheitsgefängnis wird die einzelnen Bewohnern dann doch wohl kaum zur Verfügung gestanden sein, ihnen und ihrer Dienerschaft und den Wächtern ihrer Festung. Und sodann überlegte ich dieses:

Ganz gewiss haben im Mittelalter nicht nur die Päpste Söldner von jenseits der Alpen angeworben –sie insbesondere die Alemannen aus der Schweiz–, sondern auch die Herren größerer Städte sowie hier vielleicht auch die Sippenobersten der einzelnen Türme. Denn diese Garden waren hier nirgendwo verwurzelt; und sie waren daher nicht zu bestechen oder anderweitig zum Verrat zu verleiten; und sie waren ihrem jeweiligen Herrn auf Gedeih und Verderb zu Diensten; und sie erledigten für ihn daher auch solche unsaubereren Arbeiten, für die man Einheimische, die da und dort auf Verwandte Rücksicht zu nehmen hatten, nicht so bedingungslos gewinnen hatte können.

Auf meine Bitte hin erreichte es Chiara, dass wir einen der noch intakten Stadtburgen betreten und die engen Treppen hinauf auf ihr Dach steigen durften. Dort oben bemühte ich mich dann, die anderen Stadttürme als ein solcher Söldner mit den Augen des bedrohten Bedrohers zu beobachten:

Ja, solche bewaffneten Wächter –die Gendarme– wedensicherlich tags-und nachts-über von diesen Dächern aus Furcht verbreitet haben; denn wenn sie aus solchen Höhen Steine herunterwarfen, dann hielt diesem Aufprall kein Helm und kein Panzergewand stand. Und da mit den so Getroffenen kein Familienmitglied geschädigt wurde, war die Hemmung, so zu handeln, leicht zu überwinden.

Und vielleicht begleiteten solche Söldner zudem auch Pilger und Scholaren, die unterwegs nicht mehrfach ausgeraubt werden wollten.

„Könnt' es sein,“ fragte ich sie da unvermittelt, „dass die Noblen einer solchen Stadt nicht nur Söldner aus dem kalten Norden, sondern auch Scholaren aus dem armen Norden aufgenommen und besoldet haben?“

„Daran hab' ich keinen Zweifel!“, antwortete sie, nachdem sie mich mehrerer lange Sekunden lang schräg von der Seite mit großen Augen betrachtet hatte. „Denn nördlich der Alpen gab es zu jener Zeit längst genügend viele junge Männer, die in den dortigen Bistums- und Klosterschulen tüchtig Latein gelernt hatten und bei denen die Sehnsucht und das Verlangen nach nichtkirchlicher geistiger Nahrung zwar geweckt, aber nicht befriedigt wurde. Hier in den reicheren Städten –und vor allem in den ghibellinischen– konnten jene von ihnen, die unterwegs nicht wortwörtlich auf der Strecke blieben, Labung für den Geist sowie –bei gekonnter Weitergabe an vermögende und geistig interessierte Herren– dann auch solche für den Körper erhalten. Nicht alle Scholaren aus dem Norden werden so gedacht und gehofft habe, aber sicherlich doch recht viele von ihnen, und letztlich auch nicht zu unrecht.“

„Aber die einheimischen Scholaren,“ so argumentierte ich nun gegen mich, „die hier in diesem Land der Sonne in Pisa und in Bologna und sonstwo studiert hatten, sie besaßen doch, was die Hochschulen und deren Bibliotheken und bereits auch die Papierbeschaffung betraf, diesen Fremden aus dem dunklen Norden einen uneinholbaren Vorsprung ...“

„... der durch solche Fremdlinge,“ unterbrach sie mich, „die mit den entsprechenden Beweggründen hergereist gekommen waren, mühelos einholbar war und ist!

Aber ist es denn wirklich so wichtig, zweifelsfrei zu ermitteln, ob jene Schrift, die er Dir geliehen hat –sollte sie echt sein– von Scholaren aus Deiner Heimat verfasst worden ist? Du wirst darüber ohnehin *nie* eine Sicherheit gewinnen können!

Wenn Du, was *jetzt* auf diesem Erdenrund so alles geschieht, treffsicher erfassen kannst, dann ist das schon recht viel, viel mehr jedenfalls, als mir zu erfassen jemals möglich sein wird!“

Und selbst dann, wenn feststehe, dass transalpine Scholaren jene 108 Geschichten Jahre oder Jahrzehnte vor Boccaccio verfasst hätten, so sei jetzt bestimmt nicht mehr zu ermitteln, welche Vorlagen ihnen hierbei zur Verfügung gestanden haben. „Daher lass doch lieber davon ab!“

„Vielleicht ist jener Foliant auch nur eine geschickte Fälschung, so geschickt erstellt, dass Eco darauf reingefallen ist!“, setzte ich resignie-

rend hinzu. „Ach ja: Ich hätt' einfach –statt mich mit einer Grob-Übersetzung herumzuquälen– möglichst viel vom lateinischen Text ins Diktiergerät sprechen sollen! Ein Mehrfaches davon hätt' ich dann festgehalten; und meine Frankfurter Kollegen von der Altphilologie hätten sodann ermitteln können, aus welchem Zeitraum dieser Text stammt.“

„Du haftest doch noch sehr an diesen alten Geschichten. Warum eigentlich?“

„Ich hätte sie – wären sie mir nicht durch meine kurzsichtig erfolgte Vorgehensweise verlorengegangen, dann wieder und wieder lesen und dabei von Mal zu Mal besser verstehen können, auch die beiden grob übersetzten Texte; denn zweifellos haben diese deutlich mehr an indirekt aufgeführtem Gehalt vorzuweisen gehabt, als dies meine –nunmehr geglättete– Übersetzung wiedergibt!“. Und dann durchschoss mich dieser Gedanke: „Meinst Du, ich sollt' ihn durch Veröffentlichung meiner Übersetzung dazu veranlassen, nun seinerseits die Originaltexte möglichst rasch zu publizieren?“

„Das wirst Du damit nicht bewirken, soweit ich ihn kenne: Er wird abstreiten, mit Dir jemals solche Gespräche geführt zu haben, und auch: Dich überhaupt jemals getroffen zu haben, und mehr noch: Dich persönlich zu kennen.

Aber vielleicht“, so fuhr sie nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fort, „wird er –auf dieses Werk angesprochen– auch ganz anders vorgehen. Denn gehen wir einmal davon aus, dass es echt ist; dann hat er es in irgendeinem Antiquariat aufgestöbert. Und da er nicht hat wollen, dass nun auch Du dieses Antiquariat aufsuchst und ihm dort irgendwelche –ihm bis dato entgangenen– Leckerbissen wegschnappst, und da er von Platon gelernt hat, wie man Spuren verwischt und wie man seine Hörer und Leser in die Irre leitet, hat er Dir das Märchen von dem Kloster-Bibliothekar aufgetischt, auf das Du dann auch voll reingefallen bist! Denn Du bis da durch seine Aussagen voll in Deiner Aufmerksamkeit eingefangen gewesen; und Du hast es dabei versäumt, hierbei auf geringfügige Veränderungen in seiner Mimik zu achten.

Er wird,“ überlegte sie, „um seinen Fund bis zum Beenden seiner eigenen Untersuchungen vor dem Zugriff von Fachleuten zu schützen, vielleicht auch so vorgehen: Er wird zunächst abstreiten, dass er im Besitz einer spätmittelalterlichen Abschrift eines solchen hochmittelalterlichen Textes ist, um bald danach –um ein ihm dann willkommenes Interesse an diesem Text wachzuhalten– dieses Abstreiten zu relativieren, d.h.: die Möglichkeit, dieser jetzt nur ihm bekannte Text sei authentisch, einzugestehen, sodann dieses Eingeständnis interpretieren, und so fort. Das Interesse der Fach-Öffentlichkeit an diesem Text wird nach

einigen Monaten erlahmen, nicht hingegen das Interesse der halbgebildeten Öffentlichkeit –es geht ja doch nichts über eine abgeschlossene Halbbildung!– an ihm selber als am Autor von halbwissenschaftlichen Erfolgsbüchern!“

„Nun, auch mein Versuch einer Wiederherstellung dieser beiden Texte ... “

„ ... wie auch Dein an sich durchaus ansprechender Dialog zwischen Sokrates und Platon!“

„Ja, auch wie dieser Dialog; also: Auch diese Spielereien sind nicht durch Akribie getragen, ... “

„ ... was ihnen zudem auch ihre Lebhaftigkeit und ihre Lebendigkeit geraubt hätte!“

„Ja, vielleicht; oder: wahrscheinlich. Man darf auch –wie Kant in seinen Tischgesprächen– dann und wann seine Sichtweise der zuvor akribisch untersuchten Sachen kurz und bündig zusammenfassen; da mach‘ ich dem Eco auf gar keinen Fall einen Vorwurf.“

„Irgendeinen Vorwurf mach‘ ich Dir, diese drei Texte betreffend, zwar nicht. Aber an einem gut gemeinten Hinweis sollt’s nicht mangeln: Wandle Dein Vorwort zum Sokrates-Aufsatz in den Konjunktiv um! Damit relativierst Du die dort bislang erfolgte Echtheits-Behauptung.“

„Wieso denn das?“

„Selbst östlich und südlich der Tassilo-Linie ... “

„Du denkst hier an Tassilo III, der von Karl dem Großen Sachsen-Schlächter mit fälschlichen Anschuldigungen ... “

„Ja, wobei ich die Tassilo-Linie ungefähr zwischen Hof und Lindau ansetze, und wobei ich wegen der nach dem Zweiten Weltkrieg bis in die Gegenwart hinein dort erfolgten Völkerwanderungen, in Übernahme einer Hamburger Einteilung seiner Einwohner, auch hier die Menschen in gebürtige und in geborene Bewohner dieses multikulturellen und daher auf den Einsatz von Geisteskräften hin ausgerichteten Bereichs unterteile ... “

„ ... wobei die *gebürtigen* dann die dort zufällig Geburt erhalten habenden sind, denen geistvolle Späße und Witze erklärt werden müssen, wohingegen die *geborenen* gemäß dem Lehrsatz:

★ „Ein erklärter Witz = ein zerstörter Witz“

selber auf das Witzige im Witz kommen und daher jede Erklärung von ihnen Offenkundigem strikt von sich weisen?“

„Genau!“

„Gut. Dann will ich’s –schwersten Herzens– so oder anders um der Vielen willen berücksichtigen. Aber, um auf dieses von Eco aufgestöberte Buch zurückzukommen:

Irgendwie“, warf ich verzweifelt ein, „muss diese Schrift, falls sie wirklich echt ist, doch für die Allgemeinheit zu retten sein!“

Aber da wies mich die Chiara auf das hin, was ich ohnehin wusste, nämlich: dass diese Schrift in seinem Besitz sei, da er sie ohne jeden Zweifel rechtmäßig erworben habe; und mehr noch: dass er diesen Text –sollt‘ er es zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht haben– bestimmt nicht der Nachwelt hinterlassen werde, wozu man ihn rechtlich auch nicht veranlassen kann. „Er wird diese Schrift untrennbar mit seinem Namen durch das Erstellen einer –von Konkurrenten schwer zu überbietenden– Erst-Übersetzung verbinden wollen. Dazu aber benötigt er Zeit. Und dazu muss er aufpassen, dass seine persönliche Weltsicht, die in diese Übersetzung einfließen wird, von dieser Konkurrenz nicht – oder zumindest nicht allzu bald– als diese erkannt und sodann lauthals angeprangert wird. Denn wer beim Schreiben –und auch beim Übersetzen– nicht gehörig aufpasst, der stellt sich unvermeidlich an irgendwelchen Stellen in diesem Text dar. Man braucht nicht in den Romanen von Max Frisch zu lesen, um dies zweifelsfrei zu erkennen.“

„Aber jeder, der etwas geschaffen hat, möchte dies möglichst vielen Lesern zeigen, positiv gesagt: möchte möglichst viele daran teilhaben lassen! Das hat Bulgakow’s *Meister* gewollt; und er hat sich –ohne Widerstand zu leisten– von seiner Gefährtin *Margarita* hierzu verleiten lassen. Und daran ist nichts verkehrt; denn ein Schriftsteller *muss* dies tun; er ist hierin *nicht frei!*“

„Sein Werk ist *nicht* sein *Geschöpf*; es ist sein *Kind!* Ja, er hat es *gezeugt, nicht geschaffen!*“. Und wer sein Kind liebt, der sei bestrebt, es bestmöglich auszustatten und es –im Verlauf des Reifens– mehr und mehr für die Welt auszurüsten, damit die Welt es nehmen und es selber die Welt nehmen könne.

„Gerne hätt‘ ich auf andere Art Kindern das Leben geschenkt, Kindern meines Körpers!“, fügte sie dem nach einem Augenblick des Innehaltens hinzu, und senkte ihren Kopf. Und halblaut sprach sie dann vor sich hin: „Aber ich hab‘ ja keine.“

Auf der Stelle hätt‘ ich jetzt ihre Hand ergreifen und diese ganz fest drücken sollen, oder aufstehen und sie in meine Arme schließen sollen. Aber nach der Erkenntnis, dass dies *jetzt* zu tun gewesen wäre, *dann* noch zu tun, das erschien mir gequält und daher unangebracht. Alles blockierte sich nun in mir wechselseitig, und dies umso heftiger und umgehender, je mehr ich darüber nachdachte welche natürliche und selbstverständliche Handlung ihr gegenüber ich nun durchzuführen hätte. Der rote Faden des Reflektierens, der mir ansonsten den Weg durch das Labyrinth der Semantik aufwies, er wurde nun zu meinem

Fallstrick: Wie eine Fliege im Spinnennetz verstrickte ich mich mehr und mehr in ihm; und mit jedem Aufsuchen einer weiteren Ebene des Reflektierens drehte sich dieser Faden ein weiteres Mal um mein Denken, es solcherart weiter verstrickend.

Sie hob nun wieder ihren Kopf: „Aber ich hab’ ja Dich!“: Klar und ohne alle Unergründlichkeit blickten ihre Augen mich an; und ich ergriff ihre Hände, erhob mich mit ihr, und umarmte sie sanft und lange, wobei sie ihre Stirn auf meine linke Schulter bettete. „Und wenn die Finger Deiner Hände durch mein Haar gleiten, dann ist mir dies nicht weniger wichtig, als wenn sich die kleinen Patschhändchen eines Kindes an den Strähnen meiner Haare festhalten würden. Nie hab’ ich mit jemandem so reden können wie mir Dir! Nie hat sich jemand die Mühe gemacht, meine wirren Gedanken zu verstehen!“. Sie hob Ihren Kopf, blickte mich aufmunternd an, und lachte auch wieder etwas.

Ich schloss meine Augen und sah dabei dann ganz deutlich ihre – von einer in der Kindheit erlittenen hochfiebrigen Grippe herrührende– weiße Strähne in ihrem –jetzt vom Wind verwühlten– Wuschelkopf. „Ich steh’ zu Dir: zu Dir und zu Deinem Haar! Ich lieb’ es!“

„Aber es wird nicht bleiben, wie es jetzt noch ist: Es wird nicht dunkel bleiben, weil ich es nie färben werde. Und dann wirst Du es nicht mehr lieben!“

„Ich werd’ Dein seidenweiches Haar immer gern durch meine Finger gleiten lassen, von welcher Farbe auch immer es dann sein mag. Und ich werd’ es immer lieben und immer küssen, immer!“. Und meine Lippen berührten ihr –noch– dunkelbraunes Haar.

„Küsse lieber mich!“, holte sie mich in die Wirklichkeit zurück.

„Immer werd’ ich Deine Haare küssen, und Deine Ohren, und Deine Stirn, und Deine Wangen! Deine Augenlider werd’ ich küssen, und Dein Näschen, und Deine Lippen!“

„Nein!“; und nun lachte sie ganz herzlich, nämlich über mich; und schließlich musst’ ich selber lachen, ebenfalls über mich. Und dann, wieder ernst werdend, wiederholte sie: „Küss’ lieber mich!“

Am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück, begaben wir uns zur Stadtmauer und umwanderten an ihr dann die Altstadt; und dabei atmete ich –sozusagen– die ganze, rundherum von sanften Hügeln abgegrenzte, Ebene von San Gimignano in mich ein.

Und danach –beim Flanieren in der Altstadt– berichtete sie mir, dass wir gleich nach dem Mittagessen zur Heimfahrt aufbrechen würden. Ich hab’s mir abgewöhnt, sie in solchen Fällen von unvermittelt erfolgenden Entscheidungen nach den Gründen hierfür zu befragen.

Von dem Vernaccia, den wir später in eine an der Stadtmauer gelegenen Spaghetteria –mit Blick auf die abgeerntete Ebene und auf die angrenzenden Hügel mit ihren Ölbaum-Hainen– genossen hatten, nahm ich mir zwei Kisten mit jeweils zwölf Flaschen mit: viel zu viele, als dass ich sie ohne erhebliche Beklemmungen unangemeldet durch den Zoll bringen könnte, und viel zu wenige, als dass sie in meiner kleinen –ehemals für's Dienstpersonal ausgebauten– Dachwohnung in Frankfurt reifen könnten.

Meine noch bis vor nicht langer Zeit rigide vertretene These, nördlich der Alpen könne man allenfalls Weißwein genießen, südlich davon müsse man jedoch unter den Weinen unbedingt zum roten greifen, ließ sich jedenfalls in ihrem zweiten Teil nicht mehr aufrechterhalten.

Sehr viel –aber für mich immer noch zu wenig– hab' ich von San Gimignano sehen können. Denn ich hätte noch viele Tage gebraucht, um den Hauch dieser in sich ruhenden Stadt ganz in mich einatmen zu können. Doch die Chiara versprach mir: „Im nächsten Frühjahr zur Zeit der Blüte der Mandelbäume werden wir wieder ein paar Tage hier verbringen, oder vielleicht auch eine ganze Woche: Das versprech' ich Dir!“

So sehr mir diese Stadt mit ihren mächtigen Stadtburgen gefallen hat, und so sehr mir der von den Weingärten der hiesigen Ebene gewonnene Weißwein gemundet hat, so rasch vergaß ich beides auf der Heimfahrt; und ich weiß nicht genau, warum und weswegen mein Sinn urplötzlich nicht mehr auf dieses Juwel hin ausgerichtet war. Und auch meine –mal so und mal anders ausfallenden– Überlegungen zu der Frage der Echtheit jener Schrift rückten in den Hintergrund meines Denkens, weit in den Hintergrund, aber eben nicht in weite Ferne.

Ich hatte bemerkt, dass die Chiara gleich nach Beginn der Rückfahrt irgendwie ernst geworden war; und verstohlen blickte ich daher alle paar Minuten nach links zu ihr rüber. Sie benötigte auf einmal beim Fahren beide Hände; und auch ihre Augen konnte sie –kaum, dass wir die Hügel erreicht hatten– kaum noch von dieser kurvenreichen engen Straße lassen. Aber auch etwas Traurigkeit meinte ich von ihren Gesichtszügen ablesen zu können.

„Es ist“, unterbrach sie schließlich unser Schweigen, „nicht ungeheuer schwer, zu erraten, woran Du immer noch denkst. Hast Du denn wirklich keine wichtigeren Fragen zu beantworten?“

„Du hattest gestern gesagt: „ ... jene Schrift ... sollte sie echt sein ... “: Versteh' ich Dich recht, dass Du ebenfalls nicht sicher bist, ob sie nun tatsächlich echt ist?“

„Ich bin mir ganz sicher, das Eco *glaubt*, dass sie echt ist. Denn die Art, wie er sie vor mir hat beschützen und sogar verteidigen wollen, sie

spricht eindeutig dafür; und diese Körpersprache, die an ihm zu beobachten gewesen ist, kann nicht fehlverstanden werden. *Ob* sie aber echt ist, das kannst *Du* besser beurteilen als ich; den *ich* habe sie ja *nicht* in meiner Hand gehabt.“

„Alles daran hatte den Anschein, echt zu sein. Und trotzdem kommen mir immer wieder Zweifel hoch.“

„Vielleicht *willst* Du insgeheim gerne, dass sie *nicht* echt ist?“

„Wieso denn das? In diesem Fall tät' ich doch viel besser daran, die beiden Geschichten, die ich aus dieser Schrift gerettet habe, als die *meinen* auszugeben!“

„Sie *sind* aber doch auch *Deine* Geschichten! Ich habe mehrfach versucht, das von Dir auf Cicero-Deutsch Verfasste in ein mittelalterliches Latein zurückzuübersetzen; aber das ist mir in keinem einzigen Fall auch nur annähernd geglückt.

Nein! Es ist ganz klar, dass diese beiden Geschichten, so, wie sie jetzt niedergeschrieben sind, Deine ureigenen Werke sind! Dem steht nicht entgegen, dass es Vorlagen gegeben haben mag, aus denen Du –sie frei übersetzend– geschöpft hast, so frei, dass diese eben dadurch *Deine* Werke geworden sind.

Jetzt würd's mich fast interessieren, was in diesen Vorlagen denn *tatsächlich* zu lesen gewesen ist. Aber so lange unser guter Eco mit diesem Buch nicht herausrückt, werd' ich dies natürlich nie erfahren.

Dann aber ist mir das, nun genau besehen, auch unwichtig.

Wichtig ist vielmehr, dass *Du* jetzt endlich einsiehst, dass *Du* damit etwas *Eigenes* geschaffen hast! Denn als bloße *Übersetzungen* wird dieses Paar von Erzählungen *nie* anerkannt werden, weder jetzt, wo man davon ausgehen wird, dass Du Dir dies alles ausgedacht hast, noch dann, wenn der lateinische Originaltext einmal bekannt und von Fachleuten übersetzt worden sein sollte.“

„Diese beiden Geschichten –so glaub' mir doch!– sind *nicht meine* Erzählungen! Und ich bin auch garnicht auf sie angewiesen. Denn ich habe genügend publiziert, was aus *meiner* Feder stammt. Und eben deswegen möcht' ich jetzt nicht von irgendeinem Rezensenten unter die Plagiatoren eingereiht werden!“

„Niemand verlangt solches von Dir; denn niemand wird Dir unterstellen, Du seist beim Verfassen dieses Paares besonders originell gewesen: weder dann, wenn Du sie kommentarlos vorstellst, noch gar dann, wenn Du Dich bemühst, in einer Präambel glaubhaft zu versichern, Du hattest Dich beim Ausarbeiten an eine in einer Nacht husch-husch erstellte Übersetzung gehalten. Du hast dabei etwas *gestaltet*; und dieses von Dir Gestaltete *ist* Deine Gestaltung, *ist* daher *Dein* Werk!“

„Nichts dergleichen hab' ich getan! Ich habe lediglich meine stichpunktartig erfolgte Roh-Übersetzung in ein halbwegs flüssiges Deutsch gebracht!“

„Flüssig? Nun, darüber kann man unterschiedlicher Meinung sein. Aber zur Sache selber: Ich brauch' das Original nicht gesehen zu haben, um ganz sicher zu sein, dass das Ergebnis Deiner Bearbeitung jener zwei Geschichten weit mehr ist als das, was man noch als eine Übersetzung erachten kann. Vielleicht verstehst Du das, was ich damit sagen will, an folgendem Beispiel:

Als Gournod aus Bach's „Präludium“ das „Ave Maria“ erstellt hat, da hat er Bach's klassische Musik *nicht* einfach nur in seinen Stil der romantischen Musik *übertragen*; vielmehr hat er dieses klassische Werk *gestaltet*, nämlich: *um* gestaltet ...“

„... und auf diese Weise *verun* staltet!“

„Das seh' ich anders! Wenn dieses Stück nicht zu getragen interpretiert wird, hör' ich es jedesmal mit großer Freude. Und vielleicht wäre Bach selber mit Gournod's Bearbeitung einverstanden gewesen; denn schließlich hat er sich –denk' an die Liebeslieder, die er in seine „Matthäus-Passion hat einfließen lassen!– in keiner Weise gescheut, Anderes zu übernehmen, dieses dabei umgestaltend.

Und Du hast –wenngleich nicht so hoch angesiedelt– etwas damit Vergleichbares gemacht; denn die *Renata* ist im Original-Text *so* sicherlich *nicht* dargestellt! Vielmehr hast Du sie beim Ausarbeiten der von Dir notierten Stichpunkte zu einer *Diotima* gemacht!“

„Nein! Sie war dort bereits so gestaltet. Und somit ist dieser lateinische Text eine Fälschung, auf die zunächst Eco reingefallen ist, und danach ich desgleichen. Denn ohne jeden Zweifel haben die Scholaren jener Jahrhunderte viel zu wenig von Platon's Werken gekannt, wie auch viel zu wenig von dem, was sie gekannt haben, zutreffend ermessen können: viel zu wenig, als dass sie, davon inspiriert, in diesen zwei erotischen Kurzgeschichten eine Frau mit den –von ihnen vermuteten– Zügen der Diotima hätten darstellen können!“

„Du willst somit behaupten, Platon's „Symposion“ sei nördlich der Alpen damals unbekannt gewesen?“

„Nein, das natürlich nicht!“

„Aber die seinerzeitigen rechtsrheinischen Gelehrten, die in Köln oder in Paris studiert hatten, sie waren allesamt zu dumm, als dass sie Platon's Krönung dieser Serie von Monologen hätten ermessen können?“

„Das kann ich in dieser Allgemeinheit natürlich nicht behaupten.“

„Nun, da vermut' ich ein bisschen, dass Du jenes Werk, nachdem es Dir entglitten ist –und dies endgültig, da Eco Dich in meiner Gesellschaft weiß–, jetzt *deswegen* gern' als Fälschung erachten möchtest, weil Du Dir damit einreden kannst, Du hättest mit jener –vor einem möglich gewordenen Fotokopieren erfolgten– Rückgabe dabei nichts der Rede Wertes verloren. Aber damit betrügst Du Dich nur selber!

Nein! Die Wahrheit ist auch hier einfach und schön: Du hast –dabei zweifellos nicht bewusst– die Diotima in Deinem Herzen getragen; von diesem Blickpunkt aus hast Du bereits jene beiden Geschichten gelesen; und unter diesem Gesichtspunkt hast Du Dir Stichpunkte notiert, ja, Stichpunkte nur, weil Du in so wenigen Stunden von diesen Texten mit Deinen Lateinkenntnissen aus der Gymnasiumzeit gar keine halbwegs vollständige Roh-Übersetzung erstellen konntest; und von eben diesem Gesichtspunkt aus und mit dieser Ausrichtung Deiner Gedanken hast Du aus Deiner –wie Du das nennst– Roh-Übersetzung einen neuen Text erstellt.

Was Du dabei erstellt hast, das gefällt mir sehr, und höchstwahrscheinlich auch sonst noch diesen oder jenen von möglichen Lesern dieses Paares von Geschichten. Denn Du hast die Diotima damit –auf eine unerwartete und von Dir vielleicht nicht einmal beabsichtigte Weise– zu neuem Leben erweckt.

Hingegen nötigen mich Deine früher erfolgten Aussagen wie auch Dein jetziges Verhalten mehr und mehr zu der Annahme, *dass* jenes in Latein verfasste Werk *echt* ist. *Dann* aber sind Deine beiden Geschichten Deine Erzählungen, zwar *nicht* von Dir *ausgedacht*, sehr wohl aber von Dir *ausgeformt*, gestaltet, erfasst, verfasst; und sie sind daher von Dir *nicht* einfach vom Latein ins Deutsche *übertragen!*“

Mehrfach hat sie jetzt das Brems-Pedal betätigen müssen; denn einige der –uns aus Kurven heraus– entgegengekommenen Fahrzeuge war zu weit über die Mittellinie geraten. Deswegen antwortete ich ihr nicht gleich. Und auch sie schwieg; und ihren Kopf hielt sie leicht nach vorne geschoben, so, als wollte sie auf diese Weise die entgegenkommenden Fahrzeuge vorzeitig ermitteln.

„Wenn dieses Werk“, unterbrach ich das Schweigen auf einem nun übersichtlichen Teilstück des Rückwegs, „wirklich echt ist, dann darf man davon ausgehen, dass sich jede der vier Gruppen von jeweils 27 Geschichten irgendwie gemäß $3 \cdot 3 \cdot 3$ gliedern lässt. Kann dies so sein?“

„Ja!“

„Bist Du Dir dessen sicher?“

„Nein!“

Und erneut verebbte das Gespräch.

„Ich vermute,“ überlegte ich nach einigen Minuten des Schweigens laut, „dass die Gliederung in diesen vier Gruppen zu einander achsensymmetrisch vorgenommen worden ist. Denn die Mathematiker liebten seit Alters her in der Arithmetik die ersten vier Primzahlen und in der Geometrie die Symmetrien.“

„Das stimmt!“, quälte sie aus sich heraus. Und danach versickerte das Gespräch nach einigen Ausführungen von mir zu den von Euklid von Alexandrien benützten Beweisstrategien; denn sie sagte nichts mehr dazu. Einen Anflug lang kam ich mir vor wie ein Sieger, der nicht bemerkt hat, dass er nur deswegen der auf dem Schlachtfeld lebend Verbliebene ist, weil der Gegner am Weiterkämpfen an diesem Abend keinen Vorteil mehr erwartete und daher seine Kräfte für den kommenden Tag sammelte.

„Was hat der Eco eigentlich von mir gewollt?“, so versuchte ich sodann, das ins Stocken geratene Gespräch wieder in Schwung zu bringen. „Kannst Du dies erraten?“

„Es wird so gewesen sein, wie Du es mir berichtet hattest: Er wollte einen Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerkes haben. Denn die vergleichsweise einfallsarme Komposition von 10 · 10 bei Boccaccio enthält eine solche, allerdings gleichfalls einfallsarme; und das Fehlen einer Rahmenhandlung gibt durchaus der Vermutung Spielraum, eine Vorform dieses von Eco erstandenen Buches sei älter als das „Decamerone“ gewesen.

Und was den Eco und sein Begehren, Dich betreffend, anbelangt: Er hat –wie man dies im Film und im modernen Theater so ahnungsvoll sagt, und wie dies auch im Bilderbuch „Asterix und der Kupferkessel“ so schön ironisierend dargestellt wird– die *Aussage* dieser Komposition von –zunächst scheinbar zufälligen– 108 Erzählungen ermitteln wollen; und hierzu hat er erwartet oder zumindest erhofft, von Dir einen Hinweis zum Aufschlüsseln der versteckten und daher seinem Blick verschlossenen *Aussage* zu erhalten. Denn *dass* in dieser Zusammenstellung eine *Aussage* steckt, *davon* war –und ist– er ganz offenkundig fest überzeugt.“

„Und dazu, meinst Du, hat er von mir wissen wollen, wie die Zahl 108 in ihrer Primzahlzerlegung aussieht?“

„Genau so ist es!“

Scharf wie nie stieg sie auf die Bremse, wiewohl hierfür weder von noch hinter uns ein Grund hierfür zu ermitteln war; und rechtzeitig vor der nächsten Tornante brachte sie ihren Wagen rechts am Straßenrand zum Stehen. Sie riss die Tür auf; und freudig sprang sie raus. Ich folgte

ihr verduzt. Am Heck verharrte sie, richtete ihren Blick nach oben, und öffnete ihre Hände zum Himmel hin.

„Ich hab's!“, schrie sie freudig-erregt in den Spätnachmittag hinein. „Ja, jetzt hab' ich's! Die 108 ist eine Schlüsselzahl: Sie ist die Gödel-Zahl der *Aussage* jenes Werks! Du brauchst jetzt nur“, so fuhr sie, die Arme senkend und wieder ruhiger redend, „diese Kodierung ermitteln, die Gödelisierung der darin benützte Sprache! Denn auf diesem Weg kannst Du –über eine entsprechende Primzahlfaktoren-Zerlegung– die Aussage bestimmen, deren Gödelzahl 108 ist!“

„Das ist gänzlich ausgeschlossen!“, widersprach ich ihr, sie korrigieren wollend. „So einfach kann das auf gar keinen Fall gehen. Denn überleg' Dir doch einmal: Ordnet man den 19 Buchstaben des mittelalterlichen Lateins in ihrer Reihenfolge die Zahlen 2 bis 20 zu und setzt diese als Exponenten auf die ersten 22 Primzahlen, dann ist bereits die Gödelzahl etwa des Wortes „est“ identisch mit dem Produkt aus der 6-fachen Potenz der 5-ten Primzahl mit der 17-fachen Potenz der 16-ten Primzahl und der 18-fachen Potenz der 17-ten Primzahl. Bereits dieses Produkt ist aberwitzig groß, ganz zu schweigen von dem der anderen Wörter. Das aber potenziert sich nochmals bei der Ermittlung der Gödelzahl der aus solchen Wörtern bestehenden Sätze, und ein weiteres Mal beim Ermitteln der Gödelzahl von einer Folge von solchen Sätzen! Da werden Zahlen-Ungeheuer erreicht, gegen die selbst 27.648 in die Gegend der 0 gerückt ist, geschweige denn 108 ...“

Ich hielt inne; und ich redete dann nicht mehr weiter. Denn ihr Schmunzeln war zum Lachen gediehen und nun in ein lauthales Gelächter ausgeartet; sie musste sich, vor Lachen geschüttelt, schließlich mit beiden Händen am Kofferraum abstützen, um nicht umzukippen.

Ich war voll auf einen ihrer Späße aufgesessen. Und nachdem ich mich ein paar Sekunden lang über mich geärgert hatte, begann auch ich, angesteckt durch ihr befreiendes lachen, zu schmunzeln und sodann zu lachen. Und dieses Lachen befreite mich endlich –endlich, wie zudem auch endgültig– von jener Zwangsvorstellung.

Dann aber spielte ich den Entrüsteten und den Wütenden: Denn ich stürzte auf sie, umfasste sie, und drückte sie fest an mich; ich presste sie an mich, so, als würd' ich Anstalten machen, sie zu zerquetschen. Obwohl sie nicht schwach war, ließ sie das alles mit sich geschehen; und je fester ich ihren Brustkorb gegen den meinen drückte, umso schwächer wurde ihr Lachen, bis sie schließlich kaum noch atmen konnte. Nun erst ließ ich den Griff locker; und sie brachte dann ihre Arme nach oben. Ihre Hände zogen meinen Kopf auf ihre Schulter, bis mein Ohr ihre Lippen berührten.

Etwas später stiegen wir über einen steinigen Pfad zum Grat des nahegelegenen Bergrückens hinauf. „Ich will Dir etwas zeigen!“, hatte sie mir zuvor gesagt. Um einen wuchtigen Felsvorsprung herum führte der Pfad; und gleich danach wies sie nach vorne: „Schau, ein Monte Fiaschino!“

„Wird dort Wein angebaut?“, fragte ich, etwas schwer von Begriff. „Ich meine,“ fügte ich eilig hinzu, da sie schon wieder zu lachen begann, „ist der von dort geerntete Wein wenigstens *ein* „Est!“ wert?“

„Sicherlich haben dort in früheren Zeiten Weinstöcke gestanden, zumindest unterhalb der Fels-Abstürze; und auch heute wachsen dort noch Olivenbäume, wie Du bei genauerem Hinsehen sofort bemerken wirst!“

Und ich erahne ohne zusätzliche Hinweise, was sie meinte: Rechnet man die unteren Haine mit den Ölbäumen nicht mehr zum Berg, dann hat dieses daraus hinaufgewachsene vegetationsarme Felsenmassiv tatsächlich die Form eines Bocksbeutels, oder einer Feldflasche, falls man lieber aus einer solchen trinkt. „Sogar einen Flaschenhals mit Stöpsel hat dieser Monte Fiaschino! Ist dieser die Ruine einer ehemaligen Burg?“

„Burgen wie in Deutschland, weit abgelegen von Städten, hat es hier nicht gegeben.

Einige Leute meinen, diese Ruine sei ein Bergdorf gewesen; aber für Ställe zum Halten von milchgebenden Tieren sowie für Scheunen zum Aufbewahren von Ackergeräten und von Geerntetem war dort oben nachweislich nichts vorgesehen.

Deswegen glauben Andere –zu denen auch ich gehöre–, hier habe im Mittelalter ein Kloster gestanden, weitab vom Schuss, und zudem hinreichend befestigt, sodass die kirchliche Inquisition darum zunächst nicht gekümmert hat. Daher haben von jenen Nachfolgern des Francesco von Assisi, die sich nach dessen Tod nicht haben regularisieren lassen und die dennoch der Inquisition haben entkommen können, viele hier Zuflucht gefunden. Natürlich wurden sie schließlich ausfindig gemacht; und diese natürliche Bergfestung wurde bald darauf belagert und schließlich durch Aushungern eingenommen. Was sodann mit den Insassen geschehen ist, das will ich nicht berichten, weil mich das traurig machen würde.“

Die jetzt zwar nicht mehr gleißende, aber immer noch goldfarbene Abendsonne berührte nun eine ihr entgegenkommende graublau Wolkenwand am nordwestlichen Horizont. Unverzüglich ergriff Chiara meine Hand; und wir stolperten den steinigen Pfad hinab zur Straße zurück zu ihrem Wagen.

Sie war nun etwas wortkarg geworden; und die paar noch erfolgten Gesprächsrunden haben stets mit mir angesetzt.

„Wann wirst Du den Dialog der Diotima mit Sokrates niederschreiben?“, begann ich irgendwann wieder.

„Wahrscheinlich nie!“, bemerkte sie trocken.

„Wieso denn das? Du hast doch genügend Wissen über sie, ich meine: genügend plausible Annahmen, die –zusammengenommen– ein sie treffendes oder zumindest nicht weit fehlendes Gesamtbild erstellen!“

„Sie entgleitet mir jedesmal, wenn ich sie erfassen und behalten will. Mir will daher scheinen: Sie lebt!

Ich sehe sie klar vor mir; und ich höre sie reden. Aber das reicht nicht aus, um mit dem Schreiben beginnen zu können. Denn ich weiß, genau genommen, garnichts von ihr, nicht einmal etwas von den zum Beschreiben erforderlichen äußeren Dinge: weder ihr ungefähres Alter –ob sie älter als Sokrates gewesen ist, oder gleichalt mit ihm, oder jünger wie er–, noch von ihrem Beruf –ob sie wirklich eine Priesterin war, woran ich allerdings stets dann zweifle, wenn ich mit dem Schreiben beginnen will, oder hingegen eine Hetäre, oder eine Witwe–, noch auch ihren wirklichen Namen –ob sie, die den Sokrates beraten hatte, wirklich „Diotima“ geheißen hat, oder ob Platon, dieser notorische Lügner, für diese Philosophin ein Pseudonym verwendet hat–, ob ... : und das ist erst der Anfang aller meiner Schwierigkeiten.

Wohl nicht zu überwinden jedoch ist für mich beim Versuch, einem solchen Dialog zu verfassen, dabei die Schwierigkeit, dass *meine* Diotima regelmäßig rasch zu dem Ergebnis gelangt, dass man über die nichtflüchtige –über die innige– Liebe nicht sachgerecht sprechen kann: „Liebe ist ganz einfach!“, sagt sie dann. „Man braucht sie nur zu tun. Das ist alles!“. Und wenn ich –in ihrem Dialog mit Sokrates von außen eingreifend– ihr daraufhin zurufe: „Aber siehst Du denn nicht, welche Schwierigkeiten so viele Menschen haben, die sich lieben wollen und dies aber nicht schaffen?!“, dann antwortet sie mir jedesmal: „Man darf sich nicht gegen das Sich-Zuneigen und gegen das Sich-Hingeben sperren; nur dieses Sich-nicht-Versperren fällt schwer. In unserem Geist waltet sowohl dieses Sich-Hingeben als auch dieses Sich-Versperren. Sowie man diese Sperren gänzlich beseitigt hat, wird die Hinwendung zu einem natürlichen Verhalten; und damit wird dann das innige Lieben ganz einfach!“. In letzter Zeit sind dies bereits ihre ersten Worte gewesen, noch bevor ich mit ihr zu reden begonnen habe, und dann allerdings auch sogleich ihre letzten. Mehr hat sie dann weder zu Sokrates gesprochen noch mir zugerufen; und der kaum begonnene Dialog über die Liebe hat dann auch schon raschen seinen vorzeitigen Abschluss erhalten.“

Ich schwieg, um mir in Ruhe treffsichere Gegengründe zurechtzubasteln. Und auch sie schwieg; denn sie hatte ja –ihrer Sicht der Dinge gemäß– alles, was es hierzu an Wichtigem zu sagen gab, gesagt. Ich hingegen wollte diese Behauptung, die Diotima sei weder zu beschreiben noch im Dialog mit Sokrates darzustellen, nicht unwidersprochen stehen lassen; und ich wollte insbesondere mein Gespräch mit Chiara zu diesem Thema, kaum, dass es begonnen hatte, nicht schon gleich wieder beendet sein lassen.

„Irgendwie erinnert mich das, was Du vorhin, die *Diotima* betreffend, mir beschrieben hast, an Hartung's *Piroschka* sowie an das, was er sie abschließend sagen lässt. *Da* jedoch ist mit „Lieben“ naturgemäß vorrangig die *körperliche* Hinsicht dieses menschlichen Empfindens und Fühlens gemeint. Zudem hat *sie* wirklich gelebt und ...“

„*Meine* Diotima lebt *ebenfalls* wirklich! Und *weil* sie lebt, *deswegen* kann ich sie nicht auf einem leblosen Blatt Papier mit lebloser Tinte regungslos festhalten: Sie verändert sich so, wie sich Lebende verändern. Und vielleicht sollt' ich sie eben deswegen garnicht zu einem leblosen Standbild werden lassen.“

Noch einmal ordnete ich meine Gründe um mit dem Ziel, sie doch noch darauf festzulegen, einen solchen Dialog für uns alle –oder zumindest für mich allein– zu verfassen; und dies tat ich zweifellos zur un-rechten Zeit am un-rechten Ort: hier auf der Heimfahrt auf einer Nebenstrecke, auf schmalen kurvigen Gebirgsstraßen durch dunkle Täler sowie über abenteuerliche Pässe des Apennins, in der jetzt sternlosen Nacht. Schließlich sah ich aber ein, dass dies ein sie zum Gegenteil hin leitendes Unterfangen war: Sie würde mit dem Schreiben beginnen, sowie sie ein festes –in ihrer Denk- und Sprechweise: ein starres, ein starr gewordenes– Bild von dieser sagenhaften Frau sich erstellt hat. Aber eben dieses erlangte sie nicht: Sie erlebte die Diotima, ihrer Sicht nach; und sie lebte die Diotima, meiner Sicht nach. Sobald sie daher von ihr ein Bild zu erstellen sich bemühte, fand sie im Rückblick auf sich und auf ihr soeben erfolgtes Denken und Fühlen nur die Spuren der Diotima, nicht jedoch sie selber.

Und vielleicht –diese Vermutung wurd' ich nicht ganz los– befürchtete sie auch, sie könnte –hätte sie erst einmal ein solches Bild von jener Frau erstellt– dann an diesem festhalten, daran haften, daran kleben, so, wie es mir vermutlich –aber da kenn' ich mich zu wenig– mit meinem Sokrates-Bild bereits ergangen ist.

Ich selber hab' bis dato nicht einmal in Ansätzen etwas zur Diotima verfasst, sicherlich aus eben dieser Unfähigkeit heraus, aber –anders als

die Chiara– ohne mich dieser Unmöglichkeit bewusst gewesen zu sein, ohne sie klar erkannt zu haben.

„Früher hätt‘ ich leicht über sie schreiben können,“ ergänzte sie nach einer Weile des Gesprächsstillstands ihre mir gegebenen Begründungen, „weil ich da noch zu wenig von ihr gesehen hatte, weil ich sie da noch nie erlebt hatte ...“

Finster war nun die Nacht geworden; und außerhalb des Scheinwerfer-Kegels war kaum etwas auszumachen. Die Bäume und Büsche am Straßenrand dieser Landstraße entstanden in dem Augenblick, in dem das Licht sie erfasste; sie rückten, schnell und schneller werden, an uns heran; und im Vorbeifliegen an uns verschwanden sie spurlos in der Finsternis.

Nicht auszumachen war für mich in dieser oder jener Straßenbiegung oder Straßengabelung, in welche Himmelsrichtung die Chiara ihren Wagen gerade hinlenkte.

„Denkt der gute Eco“, wechselte ich das Thema, „wirklich so minder über Dante, Boccaccio, und andere Schriftsteller der damals in Italien ansetzenden Renaissance? Oder hat er mich mit seinen diesbezüglichen Aussagen nur hochgenommen?“

„Ich würde meinen: weder–noch.“

„Wenn er mich mit solchen abfälligen Bemerkungen, an die er selber aber nicht glaubt, hat hochnehmen wollen ...“

„... dann muss man zu Recht davon ausgehen, dass er auch hinsichtlich jener Sammlung von 108 Geschichten ... : Ich ahne, was Dich unterschwellig immer noch nicht ganz losgelassen hat!

Nein. Ich sehe das anders. Ich kenn‘ ihn zwar nur weitläufig und jedenfalls nicht aus engerem Kontakt heraus, entstanden etwa in Kommissionssitzungen; aber ich glaube, mich doch etwas in ihn hinein fühlen zu können.

Sicherlich denkt er über die Werke jener Autoren in nüchternen Momenten ungefähr so wie Du und ich. Dass er an diesen dabei dies und jenes auszusetzen hat, ähnlich wie Du bei Goethe, das ändert nichts an seiner grundsätzlich positiven Einstellung ihnen gegenüber.

Du hattest sie verteidigt; und deswegen hat *er* sie angegriffen. Aber hättest *Du* es gewagt, an ihnen etwas auszusetzen, dann hätte *er* sie wie ein Löwe verteidigt.

Hinzu kommt dabei noch dieses: Dein *Hochschätzen* der Werke jener –das Toskanische zum Italienischen gestaltet habenden– Autoren ist in seinen Augen dem *Minderschätzen* seines Fundes gleich gekommen; und insbesondere dieses Adoptivkind hat er dann eben verteidigt wie ein Löwe, genauergesagt natürlich: wie eine Löwin.“

„Von diesem Fund war noch lange nicht die Rede gewesen, als er bereits über jene Autoren herzog!“

„Doch, von diesem Werk *war* an *dieser* Stelle bereits die Rede! Du hast dies da nur noch nicht bemerken können; denn *Du* hattest den Gesprächsverlauf *nicht* in der Hand. *Er* hingegen hat das Gespräch gelenkt, nicht in jeder Einzelheit, wohl aber im Grundsatz. Und deswegen wohl hat er Dein Lob auf diese intellektuellen Schöpfer des Italienischen als einen –von Dir unbeabsichtigten wenngleich tatsächlich erfolgten– versteckten Angriff auf seinen vor-italienischen Fund erachtet.

Dabei ist für ihn die Frage, ob dies von Dir aus purer Unwissenheit oder aber aus bedachter Vorahnung erfolgt ist, an dieser Stelle nur von nachrangiger Wichtigkeit gewesen: Als erstes hat er unbedingt sein rechtmäßig erworbenes Werk und mit diesem dessen Wert schützen müssen und wollen, und dies in dieser Lage gegen jede Vorab-Relativierung, etwa im Lob der Konkurrenz.

Vielleicht hat er in der Hitze des Gefechts nicht einmal *bewusst* so gedacht sowie gesprochen; vielleicht hat er nur *unterbewusst* gespürt, dass da Gegner zu erledigen sind, bevor diese sein Eigentum erledigen. Und dies würde auch erklären, warum damals seine Entgegnung so temperamentvoll, wie Du sie mir geschildert hast, ausgefallen ist. Aber etwas Temperament darfst Du ihm ruhig unterstellen!

Dass er Temperament hat, *das* hättest Du wissen müssen! Denn er ist doch recht bekannt.

Und nur das Temperament Deines Vortrags macht Dich bekannt, keinesfalls hingegen die Stringenz Deiner Argumente. Das gilt im übrigen nicht nur hier in Italien, sondern auch bei Euch in Deutschland, wie ich auf Kongressen bei Euch bemerkt ... “

„Ich meide diese Kongresse mit den dort erfolgenden Selbstdarstellungen und Selbstbeweihräucherungen!“

„Ich weiß das; denn vergeblich hab' ich an den paar Malen, an denen ich es mir angetan hatte, mir diese Vorträge anzuhören, nach Dir Ausschau gehalten! Also: Bemerkt hab' ich das vereinzelt auch bereits auf Eurem Kongressen. Dabei sind diese noch garnicht die schlechtesten von ihrer Art. Denn noch erfolgt an diesen nicht ausnahmslos dieses ausladende Sich-selbst-als-Einzig-Darstellen, das vor allem in transatlantischen Gegenden das Besuchen von solchen Veranstaltungen so triste macht. Aber das weißt Du ja genauso gut wie ich.“

Wiederum schwiegen wir eine lange Weile; und dann setzte sie – mich so aus dem Gewirr meiner Erinnerungen an Erlebnissen auf der anderen Seite des Ozeans herausholend– das vorangegangene Gespräch so fort:

„Versuch‘ auf gar keinen Fall, den Eco zu einer für ihn vorzeitigen Publikation jener 108 Geschichten zu zwingen! Denn Du schaffst ihm dadurch Verdruss und Ärger und vielleicht sogar Leid. Und was Du da bei ihm an Ursachen setzen würdest, das würde früher oder später auf Dich als Wirkung zurückkehren: wenn Du Glück hast, dann schon recht bald, sodass Du noch alles bereinigen kannst; und wenn Du Pech hast, dann verspätet oder gar zu spät. Er kann hart wie ein Stein sein; und Du wirst an ihm zerbrechen wie ein Stück Glas an einem Brocken Stein!“

Vielleicht hat sie recht, wahrscheinlich sogar.

Aber sein längerem schon bedrängten mich andere Sorgen:

„Kannst Du nicht ein wenig weniger rasen? Dieses Leben – diese kostbare menschliche Geburt, wie Du dies gelegentlich so schön und so treffend benennst, wenn mich eine trübe Stimmung heimsucht– ist ja schließlich etwas Wichtiges, wichtiger jedenfalls als die paar Minuten, die Du mit dieser Art des Fahrens gewinnst; und es ist leicht zu verlieren, insbesondere bei dieser Art des Fahrens. Und dann: Dieses Hupen, dessen Du Dich seit einer geschlagenen Stunde befließigst ... “

„Da Dir nicht entgangen ist, dass ich auf diesen engen und kurvigen Bergstraßen, der Landessitte wie auch der Landespflicht gemäß hupe, das mich solcherart ankündige, und dass ich dabei erwarte, dass ein mir Entgegenkommender zurückhupt und sich mir auf diese Weise anzeigt, dann weißt Du, dass ich mit meiner Art des Fahrens unter diesen widrigen Umständen der Sicht weder uns noch Andere gefährde.

Aber dann: dann irritiere mich bitte nicht beim Fahren, das jetzt meine ganze Konzentration erfordert! Denn *damit* erst gefährdest Du uns und vielleicht dann auch noch uns Entgegenkommende!

Ich möchte jedenfalls vor dem großen Regen daheim angekommen sein; denn es ist nicht abzuschätzen, wie rutschig dann die ins Tal führenden Straßen sein werden.“

Ich hielt mich nun zurück; und ich hielt mich dabei mit beiden Händen am linken und rechten Sitzrand fest.

Das dann und wann zur Linken aufglimmende Wetterleuchten war nun dort grell-gelb gezackten Fäden gewichen. Ein Donnern war in unserem Automobil nicht zu hören, oder wurde jedenfalls von dessen Eigen-Geräusch überdeckt. Überraschend rasch breiteten sich diese Blitze bald über den halben linken Himmel aus. Und nun wurde mir auch deswegen etwas mulmig.

Aber nach einer weiteren Straßenbiegung tauchten schräg-rechts unter uns die Lichter eines Städtchens auf: *unseres* Städtchens, wie sie mir zu meiner Erleichterung verkündete. Und gleich darauf setzten die ersten Sturmböen ein. Heftig und immer heftiger rüttelten und schüttel-

ten sie unser Autochen; und dies ließ erst im Windschatten, den uns die Neubauten am Stadtrand gewährten, deutlich nach.

Natürlich fanden wir vor ihrem Häuschen keinen Parkplatz. Bis zur Piazza fuhren wir zurück, wo –zu unserm Glück– gerade ein Mann sein Auto bestieg und alsbald abfuhr. Rasch parkte sie den Wagen gekonnt ein; und im Kurzstreckenlauf rannten wir zu ihrem Haus zurück. Der in die Hauptstraße nun einfallende Sturm wirbelte Staub und Papierfetzen und Plastikbeutfetzen auf: Obwohl ich trotz des Dämmerlichts der paar Straßenlaternen meine Augenlider nur ganz wenig öffnete, fanden genügend Staubkörnchen den Weg zu meiner empfindlichen Bindehaut.

Und wir mussten rennen: rennen über die Pflastersteine dieser unebenen Straße; und nach jedem Blitz, der die Piazza grell erleuchtete, konnt' ich in der dann mit einem Schlag einsetzende – und die müden Laternen abdeckende– Dunkelheit meinen Weg nicht mehr sehen, hatte jedoch die gleich danach erfolgenden donnernden Knalle zu erleiden.

Die ersten dicken Regentropfen prasselten nun auf uns herunter: Jeder Tropfen, der uns traf, war einem Hagelkörnchen gleich einzeln zu spüren; und er schien widerstandslos durch unsere leichten Sommerkleider hindurchzudringen.

Ganz eindringlich spürten wir dies beim Warten vor ihrer Haustür in jenen langen und nicht enden wollenden Sekunden, während derer sie ihre Handtasche auf der Suche nach dem Hausschlüssel heftig durchwühlte. Längst hatte der nun einsetzende Platzregen ihr luftiges Kleid an die Haut ihres schlanken Leibes geklebt; und auch ihr sonst wuscheliges Haar war nun zu kurzen Strähnen gegliedert, aus denen zart-kleine Bächlein auf ihre Schulter zu rennen begannen.

Endlich hielt sie den Schlüssel in der Hand; und rasch führte sie ihn ins Schlüsselloch. Die Tür gab nach; und wir stürzten in den Vorraum ihres Wohnraums. Sofort warf sie die Tür hinter sich ins Schloss, um so diesem draußen einsetzenden Wolkenbruch den Weg ins Haus abzuschneiden. Der Sturm rüttelte weiterhin an der Haustür.

Aber bald hörten wir, uns eng in den Armen haltend, nicht mehr dieses Rütteln und auch nicht mehr das Prasseln der Regengüsse auf die Straßenpfützen. Und wir vergaßen für innig-lange Minuten, das Licht anzuschalten.

In Italien regnet es sich südlich der Alpen selten ein; und auch dieses Unwetter lies schon um Mitternacht nach. Am darauffolgenden Morgen regnete es jedenfalls nicht mehr; und noch am Vormittag verschafften sich wieder die Sonnenstrahlen durch die aufreißende Bewölkung dem Weg herab zur Erde.

Die Chiara hatte an diesem Tag noch keine Verpflichtungen an ihrer Universität; und daher wollten wir diesen Tag ganz für uns beide haben. Das Mittagessen genossen wir auch diesmal in unserer Osteria an der Piazza.

Mein Italienisch ist zwar immer noch pflegebedürftig; aber es gelingt mir mehr und mehr, mit dem Wirt zu kauderwelschen. Für ihn gehö' ich –wie die Chiara und mit ihr– jetzt zur Familie; und ich genieße die natürliche Herzlichkeit, die er mir entgegenbringt.

Vom rechten Eckplatz seiner Veranda aus kann ich –wenn ich mich dabei etwas nach außen beuge– über die Piazza hinüber – Chiara's Haus erspitzeln. Unverkennbar ist es jetzt für mich geworden: Ich würd' es bei Mitternacht finden; ich würde bei strömendem Regen und bei verlöschenden Straßenlaternen zu ihm hinfinden; und ich würde den Weg von dieser Osteria dorthin –und natürlich auch den Weg hierher zum Wirt zurück– mit verbundenen Augen schaffen.

Eco's Fund mitsamt der Frage der Echtheit desselben interessierte mich seit gestern Abend nicht mehr; und beim flüchtigen Gedanken daran bemerkte ich dies mit gelindem Erstaunen wie auch –das nunmehrige Freisein von dieser Zwangsvorstellung betreffend– mit stiller Freude. Dabei brachte gerade Chiara jetzt das Gespräch nochmals auf diese Sache; und wir sprachen diese noch ein abschließendes Mal durch. Aber sie hatte mit mir nun nichts mehr zu tun: Sie erregte mich nicht mehr; sie fesselte mein Denken nicht mehr; sie engte dieses nicht mehr ein. Und klar konnt' ich daher nun alle Möglichkeiten, denen gemäß diese Schrift wohl zustandegekommen sein könnte, Schrift erwägen und abwägen.

„Eine Blütenpollenanalyse“, so schloss sie dieses –mir nun leidig gewordene– Thema ab und lenkte es auf ein anderes, das mich in früheren Jahren in ähnlicher Weise in Bann gehalten hatte, „kann wohl zu keiner sicheren Altersbestimmung führen. Denk' an die Sache mit dem Turiner Grabtuch! Die in Zürich hierzu vorgenommene Blütenpollenanalyse hatte ergeben, dass dieses Tuch aus dem syrisch-palästinensischen Raum des ersten nachchristlichen Jahrhundert stammen müsse. Die soeben veröffentlichten Ergebnisse der Untersuchung, die drei unabhängige Institute mit der Radiocarbon-Methode vorgenommen haben, zeigen jedoch eindeutig, dass der Stoff dieses Tuchs aus Gewächsen des 14-ten Jahrhunderts herrührt. Demnach stimmt mit der Methode der Blütenpollenanalyse etwas nicht ...“

„... oder mit der der Radiocarbon-Methode,“ fuhr ich ihr ins Wort, gleichfalls gewillt, das andere Thema nicht mehr weiter zu behandeln, „genauer gesagt natürlich: der *Anwendung* dieser Methode. Denn die-

ses Grabtuch ist ja, den Wissenschaftlern nach, in einer anspruchsvollen –weil reißfesten– Art gewebt, die seit dem Ende der Antike hierzulande nicht mehr üblich gewesen ist. Und der Mann mittleren Alters, den man in dieses Tuch gelegt hatte, wurde in der Weise des antiken östlichen Mittelmeer-Raums bestattet, nicht hingegen in der des mittelalterlichen westlichen Mittelmeer-Raums.“

„Stimmt das alles?“

„Wie in den meisten anderen Sachen, die Wissenschaftler behandeln, so muss ich auch hier dem, was sie uns als Gesichertes vorstellen, Glauben schenken.

Und das Kreuzigen –da leg‘ ich nun meine Hand ins Feuer–, ist als Todesstrafe im 14-ten Jahrhundert im Abendland schon ein knappes Jahrtausend lang nicht mehr in Mode gewesen ...“

„ ... was so nicht zutrifft! In den Verfahren der Inquisition hat man Verdächtige, um sie zu –zutreffenden oder unzutreffenden– Geständnissen zu bewegen, an den Handgelenke an Haken –die zu Zwecken dieser Art in der Zimmerdecke eingelassen worden waren– nach der Art des Kreuzigens angebunden. Und an den Füßen wurd‘ ihnen dann noch ein Gewicht angebunden, was die Empfindungen, die man beim Kreuzigen gehabt hat, ohne jeden Zweifel erheblich gesteigert hat!“

„Nun ja, ich wollt‘ eigentlich auf das Annageln hinaus ...“

„ ... Die beiden ... wie soll ich sagen ... Widerstandskämpfer, die dieser Sohn des Rabbi ...“

„Du meinst den Barrabas?“

„Genau den! Also, die dieser –in die kleine Widerstandsgruppe als in sie eingeschleuster V-Mann verraten hat ...“

„So nimmst Du’s an?“

„Ja! So weiß ich’s zwar nicht; aber so nehm‘ ich’s an. Also: Diese beiden sind ungenagelt ans Kreuz geheftet worden. Und man hat dann – wie bei uns im Mittelalter beim Hinrichten durch Rädern– ihre Gebeine zerschlagen. Der beim Rädern unter grässlichen Schmerzen erfolgte Todeskampf des –manchmal schuldig und recht oft unschuldig– Hingerichteten hat dann in der Regel ein bis zwei Tage gedauert!“

„Das alles streit‘ ich garnicht ab. Aber ich will auf etwas anderes hinaus; nämlich: Spätestens vom Hochmittelalter ab zeigen die Kreuzigungs-Darstellungen in den Kirchen das Angenageltsein an den Händen so, als ob der Nagel nicht oberhalb der Handwurzel, sondern im Handteller die Hand durchstoßen hätte. So jedoch hätte dieser Nagel durch den Zug des Körpergewichts die Handfläche zu den Fingern hin durchtrennt; und der Gekreuzigte wäre vom Kreuz gefallen. Das Grabtuch jedoch zeigt den Gekreuzigten so, wie das Kreuzigen *tatsächlich* erfolgt

ist, nämlich: genagelt an den Handwurzeln, wo dann das Körpergewicht nicht mehr das Handfleisch zum Durchreißen bringen kann.“

„Du gehst also, wenn ich Dich richtig verstehe, davon aus, dass man den Radiocarbon-Spezialisten garnicht das echte Grabtuch zu sehen und zu beschädigen erhalten haben, sondern irgendein Tuch aus dem 14-ten Jahrhundert,“ sprudelte sie heraus, „demnach ein weiß gebliebenes Leinentuch, auf das man dann mit den Mitteln unserer Zeit –wie auf weiße Sommerhemden– die genaue Kopie jenes Ur-Abdrucks auf das Grabtuch angebracht hat?“. Sie holte tief Atem. Und dann fuhr sie fort: „Ja, so oder so ähnlich muss es zugegangen sein. Das würde gut erklären, warum dieser Turiner Erzbischof beim Abschneiden von Stoffstücken –und damit beim Beschädigen der Reliquie!– so wohlgelaunt und lustig-lachend zugeschaut hat; und das würde zudem auch erklären, warum man nicht zugelassen hat, dass nicht erneut von diesem Tuch eine Blütenpollenanalyse durchgeführt werden konnte!“

„Ich gehe zwar nicht davon aus; aber ich halt‘ das auch nicht für gänzlich ausgeschlossen. Allerdings kenn‘ ich die hiesige Amtskirche zu wenig, als dass ich ihr unbesehen solche Tricks unterstellen dürfte.“

„Sie hat –im Verein mit der Mafia– ganz andere Dinge geschaukelt. Und das damals umgehend erfolgte Herabstufen der knapp zwei Jahrtausende alten Reliquie zu einer ein halbes Jahrtausend alten Ikone zeigt an, dass man auf das so lancierte Ergebnis gut vorbereitet gewesen ist: Getreu den Worten dieses fidelen Erzbischofs ist ihm diese Ikone immer noch lieb; und unlieb wär‘ ihm eine Reliquie von einem Mann, der wegen der erfolgten erheblichen Nachblutungen ganz offensichtlich *nicht* am Kreuz gestorben ist, und bei dem die Lanze ganz offensichtlich zumindest den linken Lungenflügel *nicht* verletzt hat: die Reliquie von einem Mann, von dem man in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitenwende angenommen hat, er sei der historische Jeschua han Nasri, und der es vielleicht auch wirklich gewesen ist.

Dostojewski hat das Verhältnis der Römischen Kirche zum historischen Jeschua in dem eingeschobenen Romanteil „Der Großinquisitor“ in jeder Hinsicht treffend dargestellt.“

„Aber reg‘ Dich deswegen doch nicht auf! Denn schließlich ist das nicht unser Problem, sondern das der Amtskirche; denn *sie* muss nun schau‘n, wie sie mit der historischen Wahrheit zurande kommt.“

„Und warum“, fragte die Chiara mich sodann lauernd, „hast *Du* in jener Nacht nicht einige Seitenränder aus jener spätmittelalterlichen Handschrift geschnitten? Du hättest diese Stücke sodann zunächst an ein Institut für Blütenpollenanalyse geben und sie sodann an ein Institut für Radiocarbon-Methoden weiterreichen können!“

Ich antwortete ihr nicht, sondern begann lauthals zu lachen, befreit zu lachen; denn dank ihr haftete ich nun nicht mehr an jenem Werk. Und froh lachte sie daraufhin mit.

Unvermittelt –nachdem ich mich vor Lachen ausgeschüttet hatte– wechselte sie das Thema: „Natürlich bist Du damals, als Du diesen Dialog des Sokrates mit seinem Halb-Schüler Platon verfasst hattest, längst kein Empirist im engeren Sinn des Wortes mehr gewesen. Aber dennoch hast Du darin den Sokrates als einen Vorläufer von David Hume dargestellt. Das hab' ich umso weniger verstehen können, je öfter ich Deine Darstellung gelesen und je mehr ich in der Zwischenzeit mit Dir über Fragen der Voraussetzungshaftigkeit der Wirklichkeitserkenntnis gesprochen habe!“

„Jene Themen, deren Beurteilung den Sokrates vom Empirismus hätten abrücken lassen, sind zu seiner Zeit –und damit auch von ihm selber– wohl noch überhaupt nicht in den Blick genommen worden!“

„Denk' an die hohe und an die niedere Lehre des Parmenides!“

„Haben die Athener denn eine solche Philosophie nach den Argumenten von Gorgias überhaupt wahrnehmen wollen, von Platon einmal abgesehen?“

„Um sich von den Argumenten des Gorgias beeindruckt lassen zu können, muss jedenfalls das, wogegen er argumentiert, zumindest ungefähr bekannt gewesen sein; denn sonst hätte dieser aus der Sicht der Athener ja ins Leere geschossen!“

„Mit hoher Wahrscheinlichkeit hat Sokrates, geschult in der Schule des Protagoras, mit Seins-Fragestellungen wenig anfangen können und noch weniger von dem Wert derselben gehalten!“

„Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird er dies seinen Hörern –und unter diesen seinen Schülern– normalerweise so gesagt haben. Ihn in seinem Denken aber so eingeschränkt zu erachten, das scheint mir beim Versuch des Ermitteln seines Philosophierens eine wenig tragfähige Arbeitshypothese zu sein.

Und was Deinen Dialog insgesamt betrifft, so erweckt er eben unbedingt den Eindruck, der darin dargestellte Sokrates sei durch und durch ein Empirist gewesen; denn es wird darin keine andere Hinsicht seines Denkens vorgestellt oder auch nur angedeutet. Du hängst Dich hier allzu sehr an der Beschreibung des Xenophon auf; dieser hat von Sokrates eben *das* –durchaus wirklichkeitsgetreu– dargestellt, was er von ihm verstanden hat, aber eben auch *nur* das; und dabei siehst Du doch selber, dass er nicht zu dessen engeren Kreis gehört hat!

Deswegen muss ich nochmals auf die bisherige –getreue Tatsachenbeschreibung vorspielende– Form des Vorspanns Deines Dialogs

zurückkommen: Relativiere ihn, indem Du ihm einen relativierenden Satz voranstellst und den Rest von der Wirklichkeitsform in die Möglichkeitsform umwandelst!

Ja, ich weiß: damit nimmst Du zwar bei Euch einigen Menschen den Spaß; aber damit nimmst Du der großen Mehrheit der Leser die sich ansonsten mit hoher Wahrscheinlichkeit einstellenden Verwirrung!

Die beiden darin erwähnten Menschen sind *nicht gänzlich* ausgedacht; und darauf geh' ich jede Wette ein. Und irgendwann werden irgendwelche noch unterbeschäftigte Interpreten danach forschen, *wer* denn wohl diese beiden –in momentanen Launen des Autors undeutlich beschriebenen– Menschen wohl gewesen sein könnten!". Mir verschlug es den Atem; doch ungerührt fuhr sie fort: „Unter dem Ausdruck „Rhodos“ versteh' ich im Vorspann dieses Dialogs ohnehin nicht jene große Insel in der Ägäis, sondern die buschigen Rhododendren in Frankfurts Palmengarten, unter denen Du die Erstfassung erstellt hattest.

Erstaunlich ist dabei Deine Fähigkeit, nach Gutdünken Tagträume hervorzubringen; und nicht minder verblüffend ist dann Dein Geschick, deren Inhalte genauso unbestimmt wie fest in Nebensätzen anzudeuten, sodass niemand sofort auf den Gedanken verfällt, eine solche Behauptung infrage zu stellen.

Auch der eigentlich recht gewitzte Eco ist auf Deine mehrmalige Verlegenheit –und die zweite hab' ich ja doch am Frühstückstisch miterleben dürfen– voll hereingefallen, vergleichbar damit, wie die US-Amerikaner in ihrem Vietnam-Krieg in den von ihnen dort gepflegten Konzentrationslagern bei Verhören von Vietkong-Anhängern in ihrem Vertrauen auf ihre Lügendetektoren mehrfach Reinfälle zu erleben gehabt haben. *Weil* er –von sich auf Dich schließend– aufgrund Deiner in diesem Punkt zögerlichen Art des Antwortens davon ausgegangen ist, *dass* Du da Sachen weißt, die Du vor dem Zugriff Anderer zu schützen gewillt bist, *deswegen* hat er von Dir eindeutige Hinweise, die ihm einen Einstieg in sein Bearbeiten seines Fundes ermöglichen, erhalten wollen.

Und ohne jeden Zweifel hätt' er –als Gegenleistung– von Dir dann Deinen Dialog geliehen haben wollen; und er hätt' ihn Dir noch am gleichen Abend zurückgereicht, sofort nach dem Kopieren desselben auf seinem Fax-Gerät. Dass Du –wie er bei seinem Fund– die Spuren der Herkunft zu verwischen Dich bemüht hast, davon wird er beim Lesen Deiner Präambel sofort ausgegangen sein. Dass diesem Dialog jedoch irgendein antiker Text zugrunde läge –sei's von Phaidon, sei's von Aischines, sei's von Xanthippe, sei's von wem auch immer–, davon hätt' ihn dann niemand abbringen können.

Die Gefahr ist nun nicht unerheblich, dass irgendwann auch *Du selber* an diese von Dir wunderschön erfundene Geschichte glaubst, dass Du dann nicht mehr Herr Deines Tagtraums bist, dass vielmehr *dieser* dann *Dich* beherrscht, genauer gesagt: dass *Dein* Sokrates-Bild –weil Du an diesem festklebst– *Dich* gefesselt hält.

Dann nämlich bist *Du* bezüglich der Frage, was sein Philosophieren gewesen sein mag, in Platon's Sinne ein *Wissender*. Denn Du *weißt* ja dann –Deiner Ansicht nach–, dass die von Dir dort als Arbeitshypothese eigentlich nur *angenommene* Sicht, Sokrates sei im Großen und Ganzen ein Empirist gewesen, die *wahre* Sicht der Dinge ist; und Du bist dann –Dich auf solche Weise gegen ihn und seinen ihm von Dir zugeschriebenen Äußerungen richtend– *auf Platon's Art* von ihm abgewichen, wenn auch *in eine andere Richtung hin* sowie auf einer anderen Ebene des Zurückblickens auf Sokrates. Und *ihm* hast Du dann –in dem Bestreben ihn zu verteidigen, auf dieser Ebene dieses Verteidigen-Wollens– *Gewalt angetan!*“

„Aber das ist doch nicht so schlimm! Denn wer wird diesen Aufsatz denn schon lesen?!“

„Schlimm ist für *Dich* vor allem, dass Dir –weil Du ja sehr an diesem passabel verfassten Dialog hängst– dann auch immer die Offenheit entgleitet, die Du im Sinne Deines Offenen Philosophierens aber eigentlich auf *jeder* Ebene *Deines* Zurückblickens auf *Dein* zuvor Gedachtes und Gesagtes aufrecht zu erhalten hättest!“

„Jetzt seh' ich, was Du mir sagen willst. Ja, Du hast recht! Aber ich glaube nicht, dass ich jetzt noch die Kraft habe, jene Darstellung des Sokrates–Platon–Dialogs, dies alles berücksichtigend, nochmals zu überarbeiten.“

„Das brauchst Du auch garnicht, vom Vorspann zu diesem Dialog abgesehen. Aber Du solltest –willst Du Dir treu bleiben– Distanz zu Deinen früheren Werken halten, und zudem dieses Distanz-Halten auch bekunden und damit bekennen, Dir gegenüber und vielleicht auch Anderen gegenüber, die von Dir lernen wollen!“

Ja, sie hat recht: Mein früher Verfasstes darf mich –mir Popper als Negativ-Beispiel vor Augen haltend– nicht länger fesseln; daher darf ich mich nicht an sie binden. Und insbesondere irgendwelche Texte zu den von mir verehrten Weisheitsfreunden und Weisen dürfen mich nicht länger fesseln; auch an sie darf ich mich –sowie ich sie verfasst habe und dadurch eine bis dahin erfolgte Sicht festnagle– nicht selber festnageln.

„Aber denke dabei an den Abschluss von Platon's „Kratylos“: Platon meint da, man benötige –um die Veränderlichkeit von Allem erkennen

und wissen zu können– zumindest in seinem Geist einen unveränderlichen Platz, an dem man dieses –mit einer Veränderung dieses Platzes verbundene– Erkennen festhalten und so zu einem –abermals mit dessen Veränderung einhergehenden– unumstößlichen Wissen gestaltet.

Verlässt man Platon's Seins-Standpunkt, so befindet man sich dabei in einer Lage, die man allgemein nicht mehr beschreiben kann, die man aber –um jetzt auf Deine *Piroschka* zurückzukommen– ... “

„Sie ist *nicht meine*, sondern *Hartung's Piroschka!*“

„Aber *Du* bist auf *sie* zu sprechen gekommen, und *nicht er!*“

Also: Denk' an Schakyamuni's Floß-Parabel, ... “

„ ... die Wittgenstein, ohne Nennung seiner Quelle, zur Leiter-Parabel umgewandelt hat, und so den Eindruck hat entstehen lassen, dieser einzige geniale Gedanke in seine „Logisch-philosophischen Abhandlung“ –dieses Erst-Textes des dann von Russell zu „Tractatus Logico-Philosophicus“ umbenannten Textes– sei sein eigener genialer Wurf!“

„Ja! Also: Zu Deiner *Sicht* über das Weltgeschehen hast Du, Deinem Streben nach Offenheit gemäß, *offen* zu bleiben:

Du darfst nicht –Popper's Wort „Offenheit“ übernehmend und auf das Philosophieren abwandelnd, dass auf der Ebene des Behandelns dieser Offenheit verschlossen und damit unoffen sein.

Und Du darfst nicht –und jetzt wird's schon etwas schwieriger!– auf der weiteren Ebene, auf der Du dieses Behandeln dieser Offenheit der Sicht des Weltgeschehens behandelst, offen zu bleiben.

Und wenn Du dann aber auf der nochmals weiteren Ebene des Behandelns eben dieses Behandelns nicht offen bist, dann bist Du Dir und Deinem Wollen untreu geworden; und dann hast Du verloren!“

„Und wie ist dieser Begriff „Offenheit“ für alle diese Ebenen, damit ich mich an ihn halten und orientieren kann, dann zu bestimmen?“

„Bestimmen kannst Du ihn Dir für jeden einzelne Dir zugängliche Ebene das Erwägens von ihm, des Behandelns von ihm, des Verwendens von ihm, dabei dann einen diesen *erwähnten* Begriff „Offenheit“ umfassenden und damit erweiterten Begriff „Offenheit“ *verwendend*.“

„Und wo hört das dann auf?“

„Für *Dich* hört das *an der Stelle* auf, wo *Du* mit dem weiter und noch weiter zurückblickenden Nachdenken aufhörst!“

„Ich meine: Wo hört das *ganz allgemein* auf?“

„Da, wo *Du* Dir *einbildest*, endlich eine *ganz allgemeine* und in diesem Sinn *letztliche* Stelle des zurückblickenden geistigen Handelns auf Dein bis dahin erfolgtes geistiges Handeln erreicht zu haben!“

„Gut! Ich glaube, Dich verstanden zu haben: Wie weit auch immer ich gehe, ich kann noch einen Schritt weitergehen, und wenn nicht ich,

dann eben ein Anderer. Das alles bleibt denkbar und sagbar, wenngleich nicht gänzlich an der Stelle, an der ich mich dabei gerade aufhalte. Versteh' ich Dich richtig?"

„Unbedingt!“

Dann lenkte ich –ein letztes Mal, Ehrenwort!– das Gespräch auf die Diotima.

Aber ich hatte deren Namen noch garnicht ganz ausgesprochen, da wusste sie –wie ich ihren Augen dann ablesen konnte– bereits, auf was ich hinaus wollte. Sie ließ mich daher zwar ausreden, wiederholte dann aber Wort für Wort ihre mir dazu auf der Rückfahrt von San Gimignano vorgelegten Begründungen, warum sie dies –vorerst jedenfalls– nicht bewerkstelligen könne. Und um sie in dieser Grundhaltung nicht zu verfestigen, verzichtete ich darauf, sie jetzt noch einmal mit neuen Gegen Gründen, die mir in der Zwischenzeit eingefallen waren, zu belästigen: Vielleicht denkt sie in einigen Jahren darüber doch noch anders, dann nämlich, wenn sie sich in der Lage sieht, mir und uns Allen mit einer solchen Darstellung ihrer Diotima ein großes Geschenk zu bereiten. Dies ist –und bleibt– mein nunmehr stilles Hoffen.

Nach dem Genuss des aromatischen Espressos schlenderten wir wieder den Steinweg zu unserer Kapelle hinauf, wieder hinein in diese Kapelle zu unserem Trau-Altar, vor dem wir seinerzeit in unserem Miteinander-vertraut-Werden uns –ohne Geistlichkeit und ohne Standesamt– getraut hatten.

Der Regen hatte den Himmel reingewaschen; und die Sonne mit ihrem jetzt gleißend-grell gewordenen Strahlen warf scharfe Schatten von Bäumen und Sträuchern auf den Erdboden. Dieser Platzregen hatte all' den in den vorangegangenen Wochen aufgewirbelten Erd-Staub mit-samt dem Industrie-Staub von den Dächern und Blättern abgewaschen und ihn dem Erdboden überlassen; und da war er nun nicht mehr wahr-zunehmen. Das Laub und die Gräser und die Kräuter zeigten nun ihr saftiges Grün; und sie vermittelten so in diesem Hochsommer die Stimmung des anbrechenden Frühlings.

So froh gestimmt, äußert die Chiara dann und wann Ansichten, die etwas waghalsig –um nicht zu sagen: metaphýsisch!– sind. Aber wenn ich ihr dies dann das eine oder andere Mal vorhalte, dann stimmt sie mir darin jeweils ohne Vorbehalt zu. Auch an diesem Tag war sie – ganz buchstäblich!– mit sich und der Welt eins: Sie wusste sich von mir verstanden; und sie wusste ihre übersprudelnden Ansichten zu den Grundlagen ihrer Weltsicht nicht mehr zu halten.

Das Weltall –so erklärte sie mir dort oben unvermittelt– enthalte im Großen und im Mittleren nur solche Eigenschaften, die bereits im

Kleinen und Kleinsten angelegt sind, die sich dann aber erst im Größeren und Großen durch Akkumulationen für unsere Fähigkeiten der Sinneskräfte und für die jeweils gegenwärtigen Möglichkeiten der Messinstrumente manifestieren. Daher sei in jedem Gegenstand alle physischen Aspekten vorhanden, wenn auch –den unterschiedlichen Akkumulationen entsprechend– unterschiedlich akzentuiert, sodass dann eben hier diese hervorgehoben und andere verdeckt sind, dort hingegen andere dominant und diese rezessiv sind. Und auch im Menschen sei –in seinen physischen Aspekten– alles angelegt, was es im Weltall an Eigenschaften und Beziehungen gäbe.

Ich fand diese Ansicht unausgereift, wie auch –vom epistemologischen Standpunkt aus erwogen– nicht sofort nachvollziehbar. Und sie akzeptierte diese Kritik: Sie akzeptierte sie als *meine* –als eine *für mich* berechnete– Gegen-Ansicht; sie aber bleibe bei ihrer Weltsicht, einer *hypothetischen Weltsicht*, somit einer *Métaphysik*, die *keine dogmatische Weltsicht* sei, demnach *keine Metaphysik*. „Aber bleib‘ auch Du offen für sie, auch wenn Du sie jetzt nicht akzeptieren kannst! Tu stets so, *als ob* dem so wäre; und beobachte sodann an Dir, wie sich dabei Deine Wahrnehmungen verändern, weil sich dabei Deine Sichtweisen verändert haben!“

Und so ist es in der Tat: Meine Wahrnehmungen werden –indem ich ihre Sichtweise via Suggestion für ein paar Stunden fest übernehme– dann für mich neu: So, wie ein Säugling die Dinge zum ersten Mal sieht, so seh‘ ich dann beim Einnehmen dieser Weltsicht die mich umgebenden Dinge neu, seien diese nun unbelebte oder belebte Gegenstände, seien letztere nun Pflanzen oder Lebewesen, seien letztere nun Tiere oder Menschen. Und dabei erwacht dann das Bestreben, gut zu Allem zu sein, nichts von Allem zu missbrauchen, und insbesondere Alles an Be-seeltem –an mit Empfindungsfähigkeit und daher mit Geist Ausgestattetem– als mit sich in den physischen wie auch in den psychischen Aspekten Verwandtes zu nehmen und zu achten. Und je länger ich diese Sicht aufrechterhalte, umso stärker wird dieses Wollen, und umso länger hält es danach an; und die Hoffnung keimt dann auf, im dauernden Innehalten in dieser Sicht der Dinge schließlich jene Weisheit zu erzielen, aus der heraus im eigenen Wirkungsbereich alles Physische geachtet und alles Psychische geschützt wird.

Ja, jene Kapelle ist unser Lieblingsort geworden. Oft und oft hatte ihn die Chiara zuvor aufgesucht: „Immer wieder hab‘ ich hier gewartet; denn irgendwann *musstest* Du dann doch wohl kommen!“. Ein warmer Südwind durchweht Deine Haare; und Dein leichtes Sommerkleid, das Dich an keiner Stelle einengt, weht er im Spiel hin und her.

So frei und offen wie Du das bist –zwar einsichtige Ansichten zu haben und sie gut begründen zu können und daher zu ihnen zu stehen, dabei aber soviel Abstand von ihnen zu haben, dass ein Kleben an ihnen nicht eintreten kann, und mehr noch: dass beim Auffinden von gleichfalls guten Gegengründen von ihnen gänzlich Abstand genommen werden kann, und dies ohne jegliches Sich-Losreißen von ihnen, ohne ein mit Wunden erzeugenden und deswegen mit Schmerzen einhergehenden Sich-Abtrennen von ihnen–, ja, so frei und offen würd' ich ebenfalls gerne werden, möglichst bald, oder zumindest noch rechtzeitig vor dem Alt-Werden. Und ich weiß jetzt schon, dass ich, sowie ich dieses Ziel erreicht haben werde, von da ab von einem stillen und nicht ausklingenden Glück getragen sein werde.

Ich lerne von Dir vor allem dann, wenn ich Dir widerspreche, wenn ich Dir mit guten Gründen widerspreche: Ich lerne dabei mehr und mehr, an diesen guten Gründen nicht zu haften, mich von ihnen nicht vereinnahmen zu lassen, mich an sie nicht zu ketten, kurz gesagt: sie *nicht* als die *meinen* anzusehen; und dann –mit diesem Abstand von ihnen– kann ich besser erkennen, kann ich im Verlauf eines Gesprächs auch rascher und zweifelsfreier ihre Schwachstellen ermitteln, und kann dann umso leichter die Hand von ihnen lassen, kann sie dann umso leichter fallen lassen.

„Denke nicht so viel darüber nach! *Sei* vielmehr einfach so! Denn indem Du darüber nachdenkst, entwickelst Du Geltung beanspruchende Gründe zum Einnehmen einer solchen Haltung Deines Geistes; und das ganze Spiel des Sich-einfangen-Lassens des Geistes wiederholt sich dann auf der nächsten Ebene des Denkens und Sagens: Das weißt Du doch mindestens so gut wie ich!

Denk' jedenfalls nicht über die Grenzen des Denkbaren und damit des Sagbaren hinaus! Bleib' in der Wirklichkeit, nämlich: in dem Bereich Deines geistigen Handelns, in dem Du sinnvoll wirken kannst!“

Über *Wissen* zu verfügen –nämlich: über eine beachtenswerte Ansammlung von Einzelwissen, vielleicht darüber hinaus noch über Systematisierungen hiervon–, das ist *eine* Sache, und *Weisheit* zu haben, eine *andere*. Denn vor meinen Gesprächen mit Dir hab' ich *Weisheit* mit *Viel-Wissen* gleichgesetzt [und verwechselt]. Aber seitdem ich Deine schlichte –und dabei tiefe– Weisheit erahne, bemüht' ich mich, ebenfalls in diesen freien Zustand des Geistes zu gelangen.

„Du besitzt sie doch bereits, als Kern jedenfalls, als eingehüllten und Dir daher verdeckten Kern derselben. Wickel sie aus dieser Hülle heraus, entwickle sie auf diese Weise, stärke und kräftige sie, lass Dich ganz von ihr durchdringen! Dazu benötigst Du Dein Gemüt, nicht hinge-

gen Deinen Verstand! Deinen *Verstand* benötigst Du zum fehlerfreien Erkennen, *dass* dies der Weg zum Tor zur Weisheit ist; ihn hierzu einzusetzen, das ist bereits Einsicht, nämlich: Einblick in das Gewusste, Überblick über das Wissen. Zum Öffnen des Tores zur uneingeschränkten Weisheit jedoch benötigst Du Dein *Gemüt!*“. Und auf meine etwas verständnisarme Nachfrage: „Wie soll ich das verstehen? Ich meine: vom Verstand her verstehen?“ lacht sie, lacht sie herzlich, lacht sie, ohne mich dabei auszulachen.

Aber immerhin hab' ich nun durch Dich gelernt, das Wasser eines Gebirgsbachs zu sehen, Selbstverständliches zu sehen: seit ich Deine Augen kenne, und den Himmel Italiens.

Und seit ich Dich kenne, versteh' ich die Menschen hier, und überhaupt die Menschen überall; und auch gelegentlich –und garnicht so selten–, wenn dieses Verstehen sich schließlich als Missverständnis entpuppt, versteh' ich dann mich und die Menschen um mich herum. Und solche Missverständnisse stören mich jetzt nicht mehr allzu sehr; denn ich weiß ja, dass ich erst am Anfang meines Weges hin zum Sehen-Lernen bin.

Du bist ein Spiegel! Das hast Du in einem anderen Zusammenhang einmal so gesagt, als ich, Dich bewundernd, Dir zugeflüstert hatte, wie ebenmäßig Dein edler Leib ist, wie weich Deine geschmeidige Haut ist, wie lieb Dein sanfter Blick ist. „Ich bin ein Spiegel, nichts mehr!“, hattest Du mir auf dieses hin geantwortet. „Und *Du* bist *das*, was Du in diesem Spiegel siehst!“. Damals empfand ich dies als Schmeichelei, reichlich übertrieben, aber erfreulich anzuhören. Mehr und mehr beginn' ich nun jedoch zu ahnen, was und warum das Sehen der Anderen ein Mich-im-Spiegel-Sehen ist.

Wir Menschen sind –soweit wir uns nicht mit erniedrigendem Handeln erniedrigen– vollkommen; das seh' ich an Dir. Wir haben einen vollkommenen Körper; und wir haben einen vollkommenen Geist. Indem wir auf diese Art unseren Körper und unseren Geist entdecken, statt ihn weiterhin zu verdecken, dann werden wir schließlich so, wie Du es bereits geworden bist. Und dann wird uns die natürliche und unverschmutzte Selbstachtung zueigen, von der Mostar so schön und richtig schreibt:

★ „Nun sieh dir *diesen* Körper an, ob man *den* Geist verachten kann!“

Du bist ein Spiegel! In Dir spiegeln sich die Menschen Deines Landes und überhaupt das ganze Land! Italien ist schön!

„Wenn Du solche Gedanken in Dir festhältst,“ so tadelte sie mich, wenn sie erriet, welche Richtung mein Denken nahm, „dann wirst Du nie frei und offen werden! Denn *Alles* ist schön; Du musst nur lernen,

von *Jedem* das Schöne darin zu sehen! So einfach ist das; und das weißt Du eigentlich schon längst! Geh' daher nicht von der *einen* Anhaftung zu einer *anderen* über!"

„Aber an Dir: darf ich an Dir ebenfalls nicht haften?“

„Doch!“, lacht sie da. „An mir darfst Du haften. Denn ich werde Dich nicht festbinden; ich wünsche mir, dass Du frei bei mir bist und bleibst!“

Seit ich angefangen habe, von Dir zu lernen, was Du damit meinst, kann ich noch viel mehr als zuvor an Dich denken: Seit das Denken an Dich meinen Geist nicht von Anderem abblendet, kann ich an Anderes denken, ohne hierbei Dich aus meinen Gedanken auszublenden:

- * Ich denk' unterwegs über die mit den Antinomien erkennbaren Grenzen des Denkbaren und Sprechbaren nach und hör' Dir dabei zu;
- * ich halte dann an der Goethe-Universität ein Seminar zu diesen Fragestellungen ab und red' dann zu Dir;
- * ich bin allein in meiner Dachwohnung in Frankfurt und sprech' da dann mit Dir.

Du hältst mich nicht gefangen; und ich behalt' Dich bei mir. Stets bist Du bei mir und in mir.

Und mit Dir ist auch Dein Land stets in mir, wo immer ich mich gerade aufhalte.

Alles wird jetzt leicht: Die Pappeln hier werden zu Deinen Pinien; und der grauweiße Himmel Frankfurts wird zum Blau Deiner Augen. Den blauen Himmel Italiens nun stets in mir zu haben, das macht mich frei, das macht mich offen.

Und dies verdank' ich Dir!

Spät ist es auch heute geworden, als wir nach Sonnenuntergang dann endlich den Rückweg antraten; und Nacht ist es auch heute wieder geworden, als wir –Hand in Hand laufend– endlich das Zuhause erreichten. Längst kenn' ich auf diesem –von vielen Regengüssen ausgeschwemmten– Stolperweg jede darauf querstehende Wurzel, an der ich mich hätte verhängen können, und jeden Felsbrocken, über den ich hätte stolpern können. Zwar schweb' ich mit meinem Körpergewicht nicht so wie sie über diese hinweg; aber ich verdreh' mir dabei nicht mehr die Knöchel und bleib' nicht einmal mehr an einem von ihnen hängen.

Die Gesetze von Ursache und Wirkung erlernt man an solchen kleinen Dingen; oder man erlernt sie nie.

„Jetzt muss ich mich noch an der Sonne Italiens erfreuen. Denn in Frankfurt ist der Himmel auch bei Sonnenschein eher grau als blau!“

„Dann werd' ich mich jetzt unverzüglich ins Schlafzimmer begeben und dort mein graues Kleid anziehen. Vielleicht gefällt es Dir. Denn Grau

kann ebenfalls schön sein; ob es aber schön *ist*, das hängt davon ab, ob man es als schön *empfindet!*“

Nun, dieser Test ist unnötig, wenngleich für meinen Sehsinn sehr erfreulich: Ich kenne dieses ärmellose hochgeschlossene Kleid aus grober Baumwolle, in dem sie sich – ich muss, ihre Ermahnungen berücksichtigend, relativierend hinzufügen: nach *meinem* Eindruck– besonders geschmeidig bewegt, wenn sie jetzt dort hingehet und danach dies herbringt. Und ich liebe dieses Kleid; genauer gesagt: Ich betracht‘ es gerne, wenn sie es trägt.

Das Abendessen haben wir in ihrem Koch-Ess-Wohnraum gemeinsam zubereitet, wie wir dies auch sonst zumeist handhaben: Gemeinsam am Herd zu werkeln, das macht Spaß auch dann, wenn man sich dabei zwischendurch anrempelt, und selbst dann noch, wenn man gelegentlich ein paar heiße Spritzer auf seine Hände erhält, oder wenn sonst irgendetwas danebengeht: dann macht es Spaß, wenn man dies in witziger Art kommentiert. Sowie man gleich danach darüber –und über sich selber– lacht, wird alles das, worüber man sich zumeist ärgert, dann zur Freude; so einfach ist das.

Wir bereiteten nicht nur dieses eine Abendessen vor, sondern die doppelte Menge davon; denn die Chiara hatte sich am nächsten Tag von spätmorgens bis spätabends an Sitzungen und Prüfungen und ... und ... an ihrem Institut zu beteiligen.

Diesen Tag des Alleinseins verwendete ich in unserer Osteria zunächst mit dem Studium des Vorspanns zum Sokrates-Platon-Dialog. Chiara’s eindringlich geäußerten Empfehlung gemäß müsst‘ ich ihn – vom Indikativ in den Konjunktiv transformierend, so abändern:

„So könnte der nachfolgende Text entstanden sein: Ein Flugzeug bringt mich nach Rhodos. Am nachfolgenden Sonntag besuch‘ ich dort zwei griechische Kollegen. Beim Spaziergang zeigen sie mir auf einem Bau-Aushub Reste ... [usw.] ... entziffern meine beiden Freunde die noch nicht verderbten –auf Alt-Dorisch verfassten– fotografierten Textteile; und wir erstellten daraus eine Wiedergabe auf Deutsch.“

Die auf solche Art erzielte Verschleierung, die ich mir auf die Rückseite einer Arzt-Rechnung notiert hatte, wog ich gedanklich hin und her. Aber ich konnte mich mit ihr nicht anfreunden: Verwaschen und kränkelnd und schwächlich und nichtssagend erschien mir diese so erstellte Neufassung; und jene alte umgehend durch diese neue zu ersetzen, dagegen sträubte sich in mir irgendetwas, und dies so heftig, dass ich diese Ersetzung auf *irgendwann* verschob: Nach meiner Rückkehr nach Frankfurt wollt‘ ich –mir dort die Mentalität meinen Kollegen mehrfach vergegenwärtigend– mich erst entscheiden.

Denn durch diese Abänderung wurde der Dialog seines Anspruchs auf Authentizität beraubt; und er konnte somit bedenkenlos belächelt werden; und er wurde dadurch der Pointe seines Witzes beraubt; und ein diesen Witz eigentlich Verstehender würd' ihn dann nicht mehr vorfinden und könnte somit darüber nicht mehr lachen, jedenfalls darüber nicht mehr von Herzen lachen, sondern bestenfalls dazu schmunzeln, und ansonsten darüber lächeln oder gar grinsen.

Nach dem Verzehren einer köstlichen Maccharoni Bolognese kam mir beim abschließenden Espresso dieser rettende Gedanke:

(a) Ich werde vorerst diesen Vorspann so belassen, wie ich ihn –meinem Erleben der Sache getreu– verfasst hatte; aber ich werde den Dialog samt Vorspann –falls überhaupt noch jemandem dann– nur solchen Bekannten zur Durchsicht überlassen, die südlich sowie östlich dieser –nennen wir diese Tassilo-Linie, sie dabei vom Geographischen ins Mentale transformierend, nun eben– Qualtinger-Linie beheimatet sind.

(b) Aber sollt' ich diesen Dialog –um ihn, anders als Eco mit seinem Fund, irgendwelchen daran Interessierten vor meinem Dahinscheiden noch zugänglich zu machen– noch bei Lebzeiten aus der Hand geben, dann sollt ich das Abändern des Vorspanns so, wie ich dieses nun entworfen habe, ernsthaft in Erwägung ziehen.

Ja, so sollt' ich dabei vorgehen! Und mit diesem Entschluss konnt' ich die Sache dann –bis auf weiteres natürlich– *ad acta* legen.

Auch den frühen Nachmittag verbracht' ich noch auf der Veranda dieser gastlichen Osteria, dabei dann allerdings vom hiesigen Rotwein mich labend. Und dabei begann ich, die voraussichtlichen Abläufe der Seminare, die ich an der Goethe-Universität zu Frankfurt angekündigt hatte, zu entwerfen. Fertiggestellt sollten diese Entwürfe noch hier werden; das nahm ich mir ganz fest vor.

Denn selbstverständlich würd' ich –wie auch sonst jedesmal– erst am allerletzten Tag abreisen, würd' auch dann noch –durch nutzloses Zu- und Aufpacken des Gepäcks und durch dessen nichts einbringendes Hin- und Hertragen– die Abfahrt hinauszögern, und würde schließlich von der Chiara mit sanfter Gewalt buchstäblich aus dem Haus hinaus- und in mein Auto hineingeschoben werden.

Ach ja: „Auto“ ist eine unsachgemäße Verkürzung des Namens „Automobil“, der seinerseits nicht optimal gewählt ist: „Autokinet“ müsste ein humanistisch Gebildeter stattdessen sagen, oder „Ipsemobil“ bzw. „Ipsummobil“, wobei dann allerdings die entsprechende Verkürzung zu „Ipse“ bzw. zu „Ipsum“ werden würde.

Über diese Probleme, die ich da dann wälze, muss sie immer wieder lachen: so lachen, wie nur ein Kind zu lachen in der Lage ist. „Es

wird es aber höchste Zeit für Dich! Komm' mit zu Deinem Ipse!", so befördert sie mich dann aus dem Haus, und verweist draußen auf mein Auto: „Da steht Dein Selbst!“

Mein Selbst –genauer gesagt: mein nahe dieser Osteria geparktes Selbstbewegendes– keines Blickes würdigend, bin ich dann von dort wieder zurück zu ihrem Haus geschlendert; denn an die leidige Abfahrt irgendwann im Frühherbst will ich jetzt noch nicht denken.

Im winzig-kleinen Hinterhof ihres schmalen Hauses kann ich sehr gut arbeiten. Dieser Hof ist von denen der beiden Nachbarhäusern nach althergebrachter Sitte durch eine klafferhohe Mauer abgetrennt, sodass man nicht von dem einen Hof aus sehen kann, was sich im anderen Hof so tut: Dazu hat man vielmehr im Haus die schmale Treppe zum Obergeschoß zu bewältigen.

Sicherlich sind in den wenigen Wochen meines ersten Aufenthalts hier bei ihr von den Nachbarsleuten, wenn sie von oben aus in diesem Garten der Professora einen barfüßigen Mann mittleren Alters in einem knallweißen Judo-Anzug haben herumlaufen sehen müssen, manche Kerzen der Madonna geopfert worden. Und diese Darbringungen sind von ihnen gut gemeint gewesen und haben daher auch –zwar nicht ganz genau die hierbei intendierten, aber auf jeden Fall– gute Auswirkungen gehabt: Die Madonna hat geholfen!

Denn man hat sich hier in der Zwischenzeit an diesen barfüßigen Fremden in seinem bequemen weißen Hausanzug mit dem ungewöhnlichen weißen Gürtel gewöhnt, eben dank jener Opferungen an die Jungfräuliche Mutter Gottes: Ganz sicherlich wirft jetzt niemand mehr seine Blicke hinter vorgezogenen Gardinen aus oberen Fenstern strafend in den Hof hinab; und dies, wiewohl ich in Gesprächen mit ihnen ihrer Heimsprache überhaupt nicht mächtig bin, und des Hoch-Italienischen nur begrenzt und ruppig und stammelnd und [es dabei ver-]stümmeln.

Nein! Diese Nachbarn sind ganz lieb; und sie wetteifern mit dem Wirt Francesco unserer Osteria in puncto Herzlichkeit.

Ich trage diesen Anzug gerne; denn er engt meinen Leib nirgendwo ein und kerbt nirgendwo in ihn ein; und er macht –wenn ich, um einen aufkeimen wollenden Gedanken klar zu erfassen, dann scheinbar ziellos hin- und hergehe– meine Bewegungen widerstandslos mit; und er streichelt dabei meinen Leib, und dies ganz sanft, sehr sanft, so sanft, wie im Bereich der Lebenden nur eine liebende Frau die Arme und den Rücken ihres Geliebten streicheln kann.

Eines meiner angekündigten Seminare wird die Problematik des rechten Verständnisses der Antinomien behandeln, demnach die Frage, wie das Auftreten von Antinomien im Umfeld der deduktiven Logik

zustandekommt, wie dieses Zustandekommen daher zu verstehen und einzusehen ist, und welcher Weg entsprechend dieser Einsicht zu begehren ist, um die mit den Antinomien aufgezeigten Grenzen des Reflektierens auszumachen, um das innerhalb von ihnen Erfassbare zu erfassen, ohne dabei diese Grenzen zu überschreiten.

Zwar hab' ich längst erkannt, dass die Annahme, es gäb' eine universelle Sprache, die hinsichtlich der deduktiven Logik zugleich argumentativ widerspruchsfrei und ausdrucksmäßig vollständig ist, längst als Sackgasse des Denkens und Sprechens erkannt und daher verworfen; aber dies ist bis dahin offensichtlich nur auf der Oberfläche meines Bewusstseins erfolgt. Denn sonst würd' ich nicht von Zeit zu Zeit von einer solchen letzten und unüberschreitbaren Ebene des Urteilens und Aussagens aus urteilen und aussagen, dass es eine solche letzte Ebene des Urteilens und Aussagens –des internen und externen Redens, des inneren und äußeren Sprechens– nicht geben kann: Die Antinomien zeigen unmissverständlich an, wann und wie und weswegen der Bereich des kommunikativ Sinnvollen überschritten worden ist.

Schon vorhin, noch in der Osteria beim Francesco, hat mich dieses –im Zurückblicken auf soeben Gedachtes dabei gesehene– naiv erfolgte Einnehmen einer solchen antinomie-trächtigen Ebene des Denkens in Verwirrung versetzt; und deshalb bin ich dann schließlich aufgebrochen, um hier im Gärtchen auf und ab gehen zu können, dies in der festen Erwartung, dadurch dann durch die Bewegungen der Füße wieder die Ruhe im gegenüber liegenden Körperteil –im Kopf– zu erlangen.

Aber diesmal wollt's nicht so funktionieren.

Und eingedenk Chiara's Rat entschloss ich mich sodann, dieses sich zunehmend kräftigende Aufbäumen der Vorstellung einer allumfassenden Ebene des Denkens und Sprechens sich aufbäumen zu lassen, zumal ich es jetzt ohnehin nicht mehr in den Griff bekommen werde. Und dann kam ich aus dem Staunen nicht mehr heraus: Von dem Augenblick ab, an dem ich das Ankämpfen gegen diese kräftig und noch kräftiger werdende Vorstellung als hoffnungslos aufgab, sackte diese kraftlos in sich zusammen; und je gleichgültiger ich dabei ihr gegenüber wurde, umso mehr schrumpfte sie in sich zusammen. Und sie löste sich in Nichts auf, sowie es mir dann schließlich sogar gelang, gleichgültig gegenüber diesem Gleichgültigsein, diese Vorstellung betreffend, zu werden.

Stark war sie nur so lange, wie ich gegen sie ankämpfte: Sie bezog sozusagen ihre Kraft aus der von mir gegen sie eingesetzten Kraft, sei's im Argumentieren, oder sei's im Verdrängen. Jetzt hingegen, wo ich ihr den Raum meines Bewusstseins zur Verfügung gestellt hatte, zerplatze sie wie ein gefüllter Luftballon im materiefreien Raum, sich dabei in alle

Richtungen hin verflüchtigend, und sich dabei auflösend. Anders gesagt: Solange ich diese alternative Lösungsmöglichkeit verdrängte, bedrängte sie mich im gleichen Ausmaß, gemäß „actio = reactio“; und genau dieser Gleichung entsprechend ergab sich mit „actio = 0“ dann eben auch „reactio = 0“.

Ich will versuchen, aus diesem Beispiel zu lernen; vielleicht kann ich dann in anderen –damit vergleichbaren– Situationen Verknotungen in meinem Bewusstsein auf vergleichbare Weise lockern und in diesem Vorgehen schließlich auflösen.

Lange schon ist es her, dass die Chiara in ihrem kleinen Garten eine Palme gesetzt; und sie hatte unter ihnen zwei Blumenbeete angelegt. An den drei Hofwänden strebten die sich gabelnden Zweige von jeweils zwei Weinstöcke nach oben; ihren Halt erhielten sie durch Holzleisten, die an diese Wände angeschraubt worden sind.

Die Reben –deren Beere herrlich munden– hatte sie unlängst geerntet; und die Zweige mit den sich zwischenzeitlich von Grün in Gelb zu Rot gefärbten Blättern wollte sie an diesem Wochenende zurückschneiden.

„Wär’s für die Weinstöcke nicht besser, wenn dies erst nach dem Winter erfolgen würde?“

„Ohne jeden Zweifel. Das müsste dann aber hier –anders als bei Euch im Norden– bereits Anfang Februar erfolgen. Da jedoch werd’ ich erfahrungsgemäß an der Universität mit Arbeiten aller Art vollständig eingedeckt sein. Das Beschneiden erst im März durchzuführen, das ist hier viel zu spät; denn da bluten die Stauden sehr –viel zu sehr– aus.“

Aber des Beschneiden der Zweige erfolgte noch nicht an diesem Wochenende; denn wegen des Herrlichen Wetters entschloss sie sich, mit mir eine –dann zugleich anspruchsvolle wie anstrengende– Wanderung über die Käme des Hoch-Apennins zu unternehmen. Und am Wochenende darauf zeichnete sich am Horizont ein dort aufsteigendes Gewitter an, sodass sie diese Gartenarbeit dann erneut verschob; sie entschied sich daher, dieses Beschneiden am Tag vor meiner –leider unumgänglichen– Abfahrt durchzuführen, am Nachmittag dieses heutigen Samstags.

Von der Universität heimkommend, war sie sogleich ins Badezimmer gestürzt, um sich umzuziehen. Wenige Minuten nur hatte dies gedauert; und dann war sie vor mir in einem dünnen Baumwollkleid erschienen: Dünn war es, aber nicht transparent, jedenfalls nicht im fahlen Licht des Erdgeschoß-Zimmers.

„Ihr Männer braucht immer so lange beim Umkleiden!“, erwiderte sie lachend auf meine Bemerkung, sie sei immer so schnell.

„Dafür verstehen Frauen weniger vom Kochen und noch weniger vom Hausputz! Ein so schönes Haus wie dieses richtig zu säubern, das können sowieso nur Männer, vom Kochen und Braten einmal ganz zu schweigen!“

Eine zusammengeknüllte Stoff-Serviette traf mich da mitten ins Gesicht: Eben war sie noch ausgebreitet auf dem Tisch gelegen; doch urplötzlich hatte sie –sich dabei zusammenballend– von dort auf einer geraden Bahn nach schräg oben den Weg hin zu meiner Nase gefunden. Seit diesem Erlebnis glaub' ich an Levitation.

Ob mir dieses Kleid irgendwie bekannt vorkomme, fragte sie mich sodann; und ich bekannte nach einigem Nachdenken, es an ihr noch nie gesehen zu haben. „Das hab' ich Dich doch nicht gefragt! Ich trag' es ja heute zum ersten Mal; und daher kannst Du es noch garnicht an mir gesehen haben. Gefragt hab' ich Dich vielmehr, ob es Dir irgendwie bekannt vorkommt!“. Irgendwie schon, bracht' ich da heraus; aber ich könne – weil die Erinnerung daran zu undeutlich sei, beim besten Willen nicht sagen, woran ich mich dabei genau zu erinnern hätte. „Denk' an Saalburg!“, frischte sie mein Gedächtnis auf. Und dies half mir, damit aufzuhören, weiterhin gedanklich ihren Kleiderschrank zu durchforschten, mir deren Inhalte im Einzelnen vor Augen zu führen; dies half mir, auch in diesem Fall die Sichtblende vor anderen Möglichkeiten abzustreifen.

Und ich erinnerte mich daran, dass und wie sie im Saalburger Kastell lange vor einem –hinter Glas aufgehängten– altrömischen Frauenkleid gestanden war, und dass sie sich abends nach der Heimkehr in meine Dachwohnung am Palmengarten eine Skizze gemacht hatte, genauer gesagt: zwei Skizzen, die eine mit Vorder- und die andere mit Rückansicht. Und nach ihrer Rückkehr nach Bologna hatte sie –wie sie mir nun berichtete– nach längerem Suchen schließlich einen ähnlichen Kleiderstoff entdeckt und erworben; und bei ihrer Schneiderin hatte sie daraus –nach ihren genauen Vorgaben– dieses Kleid nähen lassen.

Das von uns gestern Abend vorbereitete Mittagessen war rasch serviert; und wir genossen es in Ruhe, bei einem herben Rotwein vom Lande.

Nach dem nicht minder kräftigen Espresso begaben wir uns in ihr Gärtchen. Umgehend begann sie dort, dann und wann auf die Sprossen einer kleinen Leiter steigend, die Äste und Zweige der Weinstöcke zu beschneiden und neu zu binden. Ich solle ruhig weiterschreiben; denn sie benötige mich hierzu nicht: So hatte sie mich an das Terrassentischchen zurückbeordert.

Aber an ein Schreiben war nicht zu denken.

Die nun Tag für Tag merklich nach Süden zurückwandernde Sonne warf ihr frühnachmittagliches helles Licht noch über das Gartengemäuer; und in ihrem Licht begann Chiara das Schneiden hier vorne an der Terrasse an der ersten Staude oben, dabei auf den oberen Sprossen der Leiter stehend. Das scharfe –und von Staub noch nicht getrübe– Sonnenlicht drang durch ihr Kleid und sparte darin ihren schlanken Leib aus; und dieses Licht fiel so –mit dem Stoff des Kleides getränkt– in meine Augen. Davon aber konnt' ich mich –ach ja, diese Männer!– nun nicht sattsehen.

Still erfreute ich mich an ihrer Schönheit; und dann wurde mir gewahr, dass *ich* es in diesem Sich-Erfreuen war, der sie als so wohlgestaltet wahrnahm. Nur sozusagen nebenbei nahm ich dies wahr; denn ich beobachtete da –wie man versteh'n wird– nicht plötzlich mich, sondern weiterhin sie. Nur war da dann mein Blick nicht mehr auf sie eingengt, wenngleich keinesfalls von ihr weggelenkt: Weiterhin und immer noch sie so beobachtend, war ich mich dieses gewahr, ohne mich dabei selber zu beobachten.

Und alles wurde nun schön: die Chiara ohnehin, die Palme in der Gartenmitte, die beiden Beete, das Pflaster zwischen ihnen, der Rasen vor der Terrasse, die noch nicht beschnittenen Weinstöcke, der bereits an der linken Seite beschnittene vordere Weinstock, die von den Weinstöcken freigelassenen Teile des Gartengemäuers, die Fenster der beiden Nachbarhäuser, die unverputzten Seitenwände dieser Häuser, der hellblaue Himmel mir den weißen Wolkenfetzen, die grell-helle Sonne ...

Indem ich sie anschaute –ihren mir zugewandten Rücken, ihr luftiges Kleid, ihr Werkeln, wie sie *da* etwas abschnitt und *dort* etwas festband, wie sie sich dabei *jetzt* streckte und *sodann* wieder bückte– und so meine Aufmerksamkeit bei ihr beließ, indem ich jedoch darauf achtete, dass dabei das Wahrnehmens meines Sehens nicht aus der Bewusstheit verschwindet, indem ich daher über dieses Achten wachte: da lern-te ich erstmals an mir *das* kennen, was ich bei ihr als den bereits dauerhaft gewordenen Zustand vermute, dieses nicht-ingeengte nicht-abgelenkte Dabeiseins bei Allem.

Alles dieses wurde mir da gewahr; und ich prägte mir dies alles fest ein, ohne es als Gedanken zu formulieren. Denn dieses begrifflich erfolgende Erfassen wollt' ich mir für die baldigen Tage in Frankfurt aufbewahren, dort dann, um das Erlebte –in Worte gefasst– niederzuschreiben und dadurch [etwas] dauerhaft werden zu lassen.

Diesen Vorsatz nun aber, ihn musst' ich sofort zur Seite schieben. Denn mein kurz zuvor gerade erst offen gewordenes Sehen nach ihr, es drohte jetzt bei dem Bestreben, mir das Tripel der Begriffe „aufmerk-

sam“, „achtsam“, „wachsam“› zu merken, rasch zu verblassen: Mit diesen Begriffen erfasste ich nur die Bekleidung des Erlebens, nicht jedoch das dabei zu Erfassende, das Erlebte; so, wie –nach dem Bericht des Evangelisten Markus– die Polizisten, die den Jüngling ergreifen wollten, nur dessen –um den ansonsten nackten Leib geschlungenen– Umhang zu fassen bekamen, er selber ihnen jedoch entkam, so drohte mir da das lebendige Erleben zu schwinden, als ich es mit Begriffen ergreifen und dadurch begreifen wollte. Und gerade noch gelang es mir, durch Ablassen von diesen Begriffen das –später mit ihnen zu beschreibende– Erleben nicht zu verlieren, jedenfalls nicht gänzlich zu verlieren. Denn die stille Angst, aus diesem ungetrübten Glückszustand dann doch herauszufallen –somit das Bestreben, Begriffe dieser Art außer Sichtweite zu halten– legte einen feinen Schleier um dieses nunmehrige Erleben.

Dass ich sie sah, und wie ich sie sah; dass ich sie sah, und wie ich sie sah; dass ich sie sah, und wie ich sie sah: das alles im Gleichgewicht zu halten, das vermocht‘ ich nun wieder, nachdem ich mir innerlich den mir gegebenen Rat: ›Du musst es tun, einfach nur tun, immer wieder tun, wie in der Liebe! Denn indem Du über dieses Tun nachdenkst und dadurch begrifflich erfasst, tust Du nicht das zu Tuende, sondern betätigst Dich dann gedanklich über das Tun des zu Tuenden, ohne dabei das zu Tuende zu tun. So einfach ist das!‹: So hab‘ ich sie da innerlich zu mir sprechen gehört.

Und im Erkennen, dass ich hier nichts erzwingen kann, ließ ich nun meine Angst vor der Angst, aus diesem Zustand herauszufallen und ihn nie wieder zu erreichen, endlich los; und mit der Angst vor dieser Angst löste sich dann auch die Angst selber auf.

So müsst‘ ich mein ganzes weiteres Leben führen können, nicht nur hier, sondern auch in Frankfurt, einschließlich meines Verhaltens in den Sitzungen der diversen Gremien der Goethe-Universität; aber ...

„Wie Dein Gesicht leuchtet!“, rief sie mir zu; sie hatte sich nach mir umgedreht.

„Das macht dieses nun schräg einfallende Licht der Sonne!“, bracht‘ ich da rasch aus mir heraus.

„Nein! Das machst Du! Was ist mit Dir geschehen?“

„Darf ich Dir helfen?“

„Gern! Eben wollt‘ ich Dich darum ersuchen. Denn um an dieser Stelle gut schneiden zu können, muss mir jetzt jemand das zu Schneidende festhalten. Somit brauch‘ ich jetzt vier Hände!“

„Ich hab‘ aber nur zwei Hände, leider!“

„Zusammen mit meinen beiden sind das dann vier, falls ich noch richtig rechnen kann!“

Sie stieg von der Leiter herunter; und sie zeigte mir, um welche der Zweige es hier ging. Ganz nah bei ihr stehend, sie in ihrem Arbeiten unterstützend, indem ich jetzt *diesen* Zweig herunterzog, damit sie ihn an der richtigen Stelle abschneiden konnte, und indem ich sodann *jenen* Zweig hochhielt, damit sie ihn an der hierfür geeigneten Stelle an der Holzlatte festband: so spürte ich nun –ohne sie im geringsten zu berühren– durch ihr Kleid hindurch ihren Körper, ohne diesen dabei als Körper zu spüren. So half ich ihr im nunmehr gemeinsamen Arbeiten.

Dann brach die Dämmerung herein; aber noch rechtzeitig, bevor es zum Weiterarbeiten zu dunkel war, wurden wir auch noch mit dem Beschneiden des letzten Weinstocks fertig.

Auf ihrer kleinen Terrasse genossen wir dann die hereinbrechende Nacht, mit der nach links offenen schmalen Mondsichel des ersten Mondes nach Neumond, dort am Abendhimmel, und im Begriff, unverzüglich der bereits untergegangenen Sonne zu folgen.

„Ich danke Dir für Alles! Du bist so lieb!“

„Nein, nicht ich! Sondern *Du* bist lieb, ganz lieb! und *ich* muss *Dir* dafür danken!“

Wann immer ich die Liebe –und den Geisteszustand, der diese Liebe mit sich führt– nicht halten kann, dann hab‘ ich in ihr eben den, der mir dazu verhilft, diesen Zustand des ungetrübten Glücks –dieser mich von aller Erdschwere frei machenden Freude– wieder zu erreichen, und, verbunden damit, die nicht-bedingte Liebe.

Nein; sie kann die Diotima in ihr nicht darstellen, nicht in Schriftform festhalten; denn sie erfasst dann zwar deren Kleid, doch nicht sie, die Diotima. Und auch ich werde sie, nüchtern besehen, nicht darstellen oder gar gestalten können, sondern allenfalls ihren Schatten.

Ja, die Chiara spürt die Diotima; und mehr noch: sie trägt die Diotima in sich. Somit lebt die Diotima!

„Eine Liebe –nämlich: eine liebende Zuneigung–, die un-vermittelt und un-bedingt ist, sie wird nicht vergehen; denn sie ist nicht entstanden!“, so hat sie an diesem Abend zu mir gesprochen, in einer Stimmung des überschwänglichen Glücks. „Auch der Geist eines jeden Lebewesens –ich meine damit: der sich stets verändernde Strom der Zustände des Geistes– vergeht nicht, weil er nicht entstanden ist.“

Ähnliches weißt Du ja aus Kant’s Lehre von der Energie-Erhaltung: Die Gesamtheit der sich überall und allezeit ändernden Energien des Weltalls ist unveränderlich; diese Gesamtheit des sich Variierenden ist konstant.

Und auch der Geist eine Art Weltall; deswegen vergeht auch die Gesamtheit der sich stets ändernden Kräfte des Geistes nicht.

Und die Kraft der liebenden Zuneigung im Geist, diese so beschaffene Liebe, sie erlebt gleichfalls weder Mehrung noch Minderung, wenn gleich allzu häufig ein Abgeblockt-Werden, ein Abgeblendet-Werden.

Wir vermauern die liebende Zuneigung in unserm Geist zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichem Umfang in unterschiedlichen Ausrichtungen, dies teils aus biologischen Vorgaben und teils aufgrund von individuell sowie sozial erfolgten Konditionierungen. Diese Konditionierungen sind entstanden; und sie können daher –statt sie durch Ausüben zu kräftigen– durch Nichtausüben samt Gegensteuern abgebaut werden. Jene biologischen Vorgaben sind zwar ebenfalls entstanden und vergehen daher, aber eben erst mit dem Tod; doch *so* lange sollte man nicht warten. Denn einem vernünftigen Sinnenwesen –um des Aristoteles' Definition des Begriffs des Menschen zu verwenden– ist es möglich, diese Vorgaben Zug um Zug am Beeinträchtigen des Geistes, das Wirken der Liebe in ihm, abzuhalten und abzutrennen.

Ja! Das menschliche Leben –aber ich sollte genauer sagen: das Leben eines vernunftbegabten Sinnenwesens– ist kostbar: meines wie Deines, unseres und das der Anderen! Es ist kostbar, weil wir diese Konditionierungen abbauen und auslöschen können, wie auch, weil wir jene Vorgaben überbauen und überspielen können!“

„Aber wie sollt' dies denn ohne diese Vorgaben –ohne dieses Soma, ohne das Physische an uns– möglich sein?“

„*Ohne* dieses Soma ist es natürlich *nicht* möglich, *wohl* aber *mit* dem Soma und daher *durch* das Soma, durch die physischen Energien in uns!“

„Und wie erfolgt dann dieses Abblocken der biologischen Vorgaben unter Mitwirkung eben dieser biologischen Vorgaben?“

„Das weiß ich im Einzelnen ebenfalls nicht. Aber dieses steht fest: Die biologischen Vorgaben sind von rein physischer Beschaffenheit; und diese sind, was Zielsetzungen betrifft, erwiesenermaßen blind.“

„Mein Geist ist aber auch manchmal blind, ... “

„... aber zumeist –von komatischen Zuständen abgesehen– eben glücklicherweise nicht, wenngleich manchmal eben in aufbauender Ausrichtung hin zielgelenkt, und gelegentlich vielleicht auch in die Gegenrichtung hin.“

„Da hab' ich noch kräftig an mir zu arbeiten. Ob ich das im Verlauf der mir noch verbleibenden Lebenszeit schaffen werde?!“

„Das hängt nicht nur von der –Dir und mir nicht bekannten– Dauer Deines Verbleibens in dieser Welt Deines Lebens ab, sondern auch von dem Einsatz und von der Entschlossenheit und von der Kraft, mit der Du diese Sache angehen wirst!

Ich bin glücklich, dass ich hier und jetzt diese kostbare menschliche Geburt besitze; und ich will sie daher nach deren Möglichkeiten nützen. Und auch Du besitzt hier und jetzt diese kostbare menschliche Geburt!“

Für sie, aber auch für mich –für uns beide, die wir damals bei meinem ersten Aufsuchen jener Kapelle darin unsern Bund für's Leben geschlossen hatten, unsern Ehebund, wenngleich ohne Trauzeugen– war dies ein Abend des überreichen Glücks und der ungetrübten Freude. Mich füllte diese Freude und dieses Glück auf, genauso, wie sie hiervon –wie selbst für mich unschwer festzustellen war– aufgefüllt und durchdrungen war.

„Was ist mit Dir los? Du bist so ganz anders! Kann es vielleicht sein, dass Du mich nun ohne jegliches Begehren liebst?“

„Ich spüre Deine Liebe, Deine von Begehren geläuterte Liebe, Deine liebende Zuneigung zu mir. Das ist alles!“

Ja, wir lieben uns; das ist wahr.

Aber soll ich dann jetzt verschweigen, dass es dann und wann zwischen uns heftig ausgetragene Meinungsverschiedenheiten gibt? Nun, nachdem ich dieses Wort ausgesprochen habe, kann ich es nicht mehr zurücknehmen: Das Verheimlichen von einigen Streitgesprächen –von einigen wenigen nur!–, das wird mir, nachdem ich soeben solches angedeutet habe, nicht mehr glaubhaft gelingen. Und die Chiara ist kein körperloses Engelchen.

Und sie verabscheut die Heimlichtuerei.

Ja, sie hat Temperament, diese Italienerin. Und wenn dieses sich aufgestaut hat und schließlich überschäumt, dann ist ein italienisches Gewitter samt Platzregen etwas Harmloses dagegen. Aber, wie gesagt: In Italien regnet sich ein Unwetter nicht ein; und bei ihr schon überhaupt nicht: Nie trägt sie eine Missstimmung in die Nacht hinein; nie belastet sie damit ihr Schlafen und ihr Träumen, [und daher auch nicht mein Schlafen und mein Träumen]. Und fast immer ist *sie* es dann, die schließlich das erlösende –weil die Spannungen auflösende– Wort findet, dies rechtzeitig vor dem Schlafengehen. Der Himmel erstrahlt dann in der Sonne spätestens nach Einbruch der Dunkelheit, und nicht erst nach Tagesanbruch.

Ehrlich gesagt: Ich hasse das Streiten; ich kann einem Streit nichts Erfreuliches abgewinnen.

Sicherlich hab' ich zu einem Streitgespräch zumeist dessen Anlass gegeben; aber diese ungute Tendenz in mir möcht' ich mehr und mehr verkümmern lassen. Denn das Streiten find' ich niederdrückend; und es zerstört auch so viel an dem Schönen, was zuvor gemeinsam aufgebaut worden ist.

„Es zerstört nichts an dem, was an unserer gegenseitigen Zuneigung echt ist! Das Unechte daran allerdings, diese Papierverkleidung, ja, diese reist der Streit auf und bläst sie –wenn’s gut ausgeht– dann weg.“

Aber das Beseitigen von Selbsttäuschungen kann man doch auch anders bewerkstelligen: in einem vernünftig geführten Gespräch etwa, in dessen Verlauf man ruhig und sachbezogen mit einander spricht, und in dem somit keine Emotionen geweckt und geschürt werden. Sie aber sieht das anders:

„Das stimmt, sowie man den Zustand der Vollendung des Geistes erreicht hat; aber davon bin ich noch weit entfernt. Und daher wirken noch Emotionen in mir. Aber auch Du hast noch Emotionen, wenngleich diese nie auflodern und dabei ihren Nährstoff verbrennen, sondern vielmehr als ein Schwelbrand –ich denke dabei an Schwelbrände im Torf, die vor Jahren in der Lüneburger Heide nicht recht zu fassen gewesen sind– glimmen, und deswegen Dir an der Oberfläche Deines Bewusstseins nicht erscheinen, Dir somit nicht bewusst sind.

Und weil Du sie nicht wahrnehmen und daher auch nicht erkennen kannst, deswegen kannst Du ihnen auch nicht gehörig entgegenwirken. Dann aber werden sie Dich in den für Dich kraftlosen und daher ungeeignetsten Augenblicken Deines Lebens –und spätestens an Deinem Lebensende– mit der ihnen verbliebenen Kraft in einem solchen Zustand Deines Geistes überschwemmen und fortschwemmen.

Lass sie daher auflodern, wenn sie aufzulodern beginnen; und zieh Dich dabei von ihnen etwas zurück. Mit einem solchen Abstand –in Deinen Worten gesagt: auf der Meta-Ebene– kannst Du dann auf sie schauen; und dann kann garnicht viel passieren!“

Und *ob* da dann nicht Einiges passiert!

Was sie mir in solchen Momenten alles präsentiert, das will ich hier besser nicht wiedergeben; und zumeist kann ich mir das auch garnicht merken, jedenfalls nicht in allen Einzelheiten. Und zumeist gelingt es mir dann nicht, ihrer Sicht der Dinge die meine gegenüberzustellen.

Des Nachts hingegen, wenn ich nach der ersten Schlaf-Hälfte aufwache, *dann* erst kommt mir dies und jenes von dem mir von ihr Vorgehaltenen wieder in Erinnerung; und erst *da* seh’ ich dann die Zusammenhänge von dem, was sie mir eindringlichst dargelegt hatte. Und erst *da* kommt mir dann, was ich im Einzelnen dazu hätte richtigstellen sollen.

Und aus diesen gedanklich gesammelten Richtigstellungen hab’ ich mir dann in den darauffolgenden Tagen eine zusammenhängende Rede an sie zusammengebastelt, die ich ihr nur eben leider nie gehalten habe und auch nie halten werde, *ihr nicht!*

„Auch *das* ist *verkehrt*! Richtig ist es, dass Du entweder in Deinem Gemüt erst gar kein Gift zusammenbraust, oder dass Du –wenn dies bereits erfolgt ist– dieses Gift ausspuckst!“

„So, wie Du ...“

„... nein, vielmehr: so wie *Du* dieses, *Deiner* Veranlagung gemäß, sodann aus *Deinem* Gemüt entfernen kannst.

Und *danach* betrachte das solchermaßen von Dir ausgespuckte! So zu handeln, das bemühe ich mich, wenngleich noch mit unterschiedlich ausfallenden Erfolgen. Besser wäre's natürlich, noch während des Aus-speiens auf das dabei Ausgespiene den Blick zu richten; und noch viel besser wäre's, noch während des Zusammenbrauens dieser Gifte auf diese sich so zusammenbauenden Gifte den Blick zu richten, wie auch auf ihr Zusammenbrauen, auf diesen Vorgang. Aber da habe ich selber noch sehr-sehr viel an mir zu verrichten.

In den paar Malen, in denen mir dies gelingt, erkenne ich jeweils, dass der bis dahin anwachsende Gift-Ballen durch den stechend scharf auf ihn gerichteten Blick, einem angestochenen Luftballon gleich, nun kraftlos in sich zusammensackt, und mehr noch: dass er sich dann alsbald in Nichts auflöst. Daher kann, wenn man so vorzugehen die Kraft des Geistes einsetzt, garnicht viel passieren: So lösen sich dann die unkontrolliert gewucherten Emotionen auf, kurz und schmerzlos!“

Aber von *schmerzlos* kann in solchen Fällen keine Rede sein, bei mir zumindest nicht, jetzt jedenfalls noch nicht. Denn *heldenhaft* stelle ich bereits dann an, wenn ich mir nach einer –mir zumeist ertragbare Schmerzen bereitet habenden– Verletzung tags darauf das Heftpflaster abzuziehen habe: Millimeter um Millimeter und Härchen um Härchen ziehe ich es dann von der Haut herunter, aus Angst vor dem Ruck, mit dem es schmerzarm erfolgen könnte, aus Angst vor den dabei vielleicht auftretenden Blutungen. Und beim Streiten ergeht es mir nicht anders: Einen Streit so mirnichts-dirnichts vom Zaun zu brechen, auch wenn danach bald wieder alles gut ist, damit tut sich mein in der Kindheit vom Weltkrieg geprägtes Gemüt –noch– etwas schwer.

„Nimm es als Spiel, das *solcherart* erfolgende Raus-Lassen und das *dadurch* erfolgende Ent-Lassen ungueter Emotionen! Das nun wird Dir umso leichter gelingen, je mehr Du Raum zwischen Dir und ihnen lässt, je mehr Du Dich von ihnen da, wo sie entstehen, entfernst, und je mehr Du sodann, aus dem dadurch geschaffenen Raum zwischen Dir und ihnen, auf sie zurückblickst, natürlich: ohne dabei Dich zu ihnen zurück-zubegeben! Lass diesen Zwischenraum dann bestehen; bleibe nicht eins mit ihnen! Denn sie verkümmern ohne den Nährstoff Deines Gemüts im Zusehen, so zu sagen!“

„Das ist leichter gesagt als getan!

Schließlich krieg‘ ich da doch Einiges an den Kopf geknallt: Sachen, die vielleicht aus *Deiner* Sicht der Dinge so verhalten, wie Du mir das dann vorhältst, die sich hingegen aus *meiner* Sicht merklich anders darstellen!“

Aber vielleicht ist solch ein Streit für sie eben etwas ganz anderes als ein auf emotionale Weise ausgetragenes rationales Argumentieren. Ja, ich tu‘ mich schwer, hierzu in sie hineinschauen zu können.

„Aber das ist doch alles ganz einfach! Denn es ist genau *so*, wie Du dies beschreibst: Ich sehe die Dinge aus meiner Sicht; und Du siehst sie aus der *Deinen*!

Solange wir die Emotionen nicht loslassen und sie *daher* nicht zurücklassen und auf sie *deswegen* nicht den Blick unseres Bewusstseins richten können, *so lange* hindern sie uns daran, *klar* zu sehen, nämlich: unzweideutig zu sehen, dass wir die Dinge bis dahin so gesehen haben, wie die Emotionen sie eingefärbt haben. Und deswegen bilden wir uns – weiterhin eins mit ihnen – dann ein, dies seien *nicht* unsere *Einfärbungen* der Gegenstände unseres Denkens und Redens, sondern der *Farben* dieser Gegenstände; uns will dann scheinen, dass das, was uns mit solchen Vorgaben des Wahrnehmens *erscheint*, auch *so ist*.

Unter diesem Abgeblendet-Werden leidet mein Bewusstsein auch jetzt noch, trotz meiner seit längerer Zeit erfolgten Bemühungen, davon freizukommen. Aber, wie Du dies, hierbei den Sokrates anführend, so schön und richtig gesagt hast: „So wie dieser sich freut, wenn er sieht, dass sein Ackerland besser und noch besser wird, und jener, wenn er feststellt, dass sein Pferd besser und noch besser wird, so freu‘ ich mich, wenn ich bemerke, dass mein Gemüt besser und noch besser wird!“: Um das jedoch so sehen zu können, dazu muss man Abstand zum zu Sehenden gewinnen. Könnte nun der Augapfel zu sich selber etwas Abstand gewinnen –so, wie die Nasenspitze von ihm Abstand hält–, dann könnte dieser Augapfel eben diesen Augapfel sehen. Und ... “

„Und der Geist, meinst Du, kann einen irgendwie gearteten Abstand vom Geist einnehmen, eben: von sich selber?“

„Das Aufkeimens sowohl eines Gedankens im Bewusstsein als auch einer Emotion im Gemüt vollzieht sich schrittweise, in vielen kleinen Schritten, deren Zeitdauer zusammen dann vielleicht eine zwanzigstel Sekunde ausmachen kann. Nicht *bei* einem solchen jeweiligen Schritt, wohl aber *unmittelbar nach* jedem einzelnen derartigen Schritt müsste dieses Rückblicken auf das zuvor Aufgekeimte jeweils erfolgen; und, wo dies noch nicht gelingt, wie bei mir zumeist: dann nach dieser zwanzigstel Sekunde spätestens!

So les' *ich* dies aus *Deiner* Erkenntnislehre heraus; und so solltest *Du* deswegen *Deine* Erkenntnislehre *ausüben*, sie *leben*!

Mehrfach schon hast Du mir erklärt, was –epistemologisch analysiert– beispielsweise die Aussage: „*Du* hast *mich* mit dem und jenem *geärgert!*“ bedeutet, dass sie nämlich gleichwertig ist mit: „Auf dieses und jenes von *Dir* hab' *ich* dann *mit Ärger reagiert!*“

Mir ist natürlich nicht entgangen, dass Du Dich gelegentlich, dieser Einsicht entsprechend, dann und wann auch so verhältst, bei Sonnenschein jedenfalls dann und wann. Aber irgendwann musst Du damit beginnen, Dich in dieser Fähigkeit Deines Bewusstseins auch bei Schlechtwetter zu üben und zu bewähren! Denn sonst wird diese Fähigkeit Deines Bewusstseins von einer Bedingung abhängen, über deren Eintreten Du wenig bis keinen Einfluss ausüben kannst!“

„Weißt Du, Chiara: Auf das schlechte Wetter kann ich gut und gerne verzichten!“

„Gut! Dann lass' mich diesen Vergleich weiterführen: Sowie es auf ein Ackerland zu wenig regnet, trocknet es aus, dorrt es aus; denn die Erde benötigt das Wasser des Regens, das ein Schlechtwetter mit sich bringt: die Erde, um nicht zu Wüstenstaub zu zerbröseln, und die Pflanzen, um auf dieser Erde gedeihen und Früchte tragen zu können. Natürlich benötigen sie auch den Sonnenschein, dies dann in guter Mittelung zum Schlechtwetter. Denn was für *Dich* ein *Regenguss* ist, das ist für *sie* ein *Getränk!*

Und eben: *Nach* dem Regen benötigen sie *Licht!* Kultivier' daher Deinen Unmut nicht über die Zeit seines Hervorbrechens hinaus: Belass es bei diesem Regenguss; und lass danach umgehend wieder die Sonne scheinen! Lass den Ärger, mit dem Du aus dies oder jenes reagiert hast, auf Deinem weiteren Weg dann hinter Dir zurück; schlepp' ihn nicht mit Dir fort; kultivier' ihn nicht über die kurzen Augenblicke seines Hervorbrechens hinaus; perpetuier' ihn nicht! Die *Liebe*, diese *liebende Zuneigung*, ja, *sie* zu kultivieren, *das* ist angebracht, *nicht* hingegen den *Ärger*, dieses *abweisende Schmollen!*“

Da klingt alles sehr schön; und das ist vielleicht sogar richtig. Aber *wenn* zwischen ihr und mir ein Streit ausbricht, *dann* werden *Naturgewalten* entfesselt; und oftmals fühl' ich mich dann ihrem Temperament nicht gewachsen.

Aber immerhin hab' ich zwischenzeitlich gelernt, gewisse graue Wolkenschleier am Horizont als Vorboten zu erkennen und zu beachten. „Dann überrascht mich das Gewitter nicht; und dann kann ich mich nicht nur vor dem Wolkenbruch schützen, sondern nach seinem Ausklingen auch bald wieder –mit der Sonne zusammen– lachen!“

„Sowie Du etwas schützt, verbirgst Du etwas! Ungebunden und dadurch frei wirst Du jedoch nicht, indem Du Deine Emotionen vor Dir verbirgst, sondern vielmehr dadurch, dass Du sie aus Dir *mit Bedacht* herauslässt ...“

„Aber im Wiederholen solcher Ausbrüche stärk' ich diese Emotionen doch, indem ich mich in ihre Richtung hin konditioniere!“

„Ja, dies darf dabei natürlich nicht erfolgen; und eben deswegen hab' ich gesagt: „mit Bedacht“! Du musst sie so herauslassen, dass Du Dich dabei von ihnen trennst und Dich, auf sie zurückblickend, dabei von ihnen verabschiedest. Durch dieses Zurückblicken auf sie kannst Du sie erblicken; durch dieses Erblicken kannst Du sie erkennen; und durch dieses Erkennen kannst Du dann ihr erneutes Auftreten beizeiten bemerken, was immer dabei anfangs „beizeiten“ heißen mag. Nicht nur *Du* bist da noch am Anfang eines beschwerlichen Weges hin zu einem herrlichen Ziel, sondern *ich* nicht weniger!“

„Und dieses Ziel wäre ...“

„... das der Ataraxie, der Unerschütterlichkeit, das Ziel, das nicht erst Sokrates angestrebt hat, das aber Platon zum Anstreben sich in keiner Weise bemüht hat!“

Sie hat da die Eingangsworte meines seinerzeitigen Vortrags aufgegriffen; und daher hat sich so der Kreis unseres Gesprächs über diesen Punkt unseres Zusammenlebens und Zusammenwirkens dann geschlossen.

Was nun ihre jeweiligen Vergleiche anbelangt, so weiß ich nicht, ob und in welchem Umfang diese jeweils zutreffen. Aber wie immer dem sein mag:

Der Sonnenschein nach einem Platzregen lässt dieses geschichts- und kulturträchtige Land jedesmal in seinen schönsten Farben hell aufleuchten.

Ja! Mehr als zwei Jahre sind es nun bereits her, seit Chiara und ich uns kennengelernt und dabei unseren Bund für's Leben geschlossen haben. Jede Woche, die ich in der vorlesungsfreien Zeit nicht an der Goethe-Universität benötigt werde, verbring' ich bei ihr: Sogleich sieht mich dann die mich nach Bologna führende Autobahn; und bald danach seh' ich Italien. Italien ist schön!

Nicht ohne Beklemmungen hab' ich neulich –das erste Mal seit damals– wieder das Institutsgebäude an der Via Zamboni 38 betreten: Sie hat den Zeitpunkt hierfür als gekommen erachtet; und ich habe mich widerspruchslos gefügt.

Sie hat mich dort durch alle Gänge geführt. Diesen und jenen haben wir dabei getroffen. Sie haben sie begrüßt und mit ihr dabei auch über

dies und jenes geplauscht. Mich hat keiner von ihnen wiedererkannt; und ich bin daher in Ruhe gelassen worden. Und das war gut so.

Alles wird in Vergessenheit geraten, früher oder später, wie überhaupt alles, was entsteht, irgendwann vergeht. Das ist zwar eine Binsenwahrheit; aber sie ist trotz ihrer Trivialität auf gar keinen Fall falsch.

In den Annalen des Instituts ist mein seinerzeitiger Vortrag ohnehin nicht aufgeführt; denn er ist –wegen der knapp gehaltenen Finanzen des Instituts– ohnehin nicht durch das Institut erfolgt, sondern von einer universität-externen philosophischen Gesellschaft finanziert und sodann von ihr in einem Hörsaal der Universität abgehalten worden.

Auch in diesen Hörsaal zog sie mich, wie sehr ich mich auch dagegen gesträubt habe. Jetzt gerade, als wir ihn betraten, war er leer. „Er ist ein Teil Deiner Welt geworden!“, ermahnte sie mich. „Und Deine Welt ist ein Werk Deines Bewusstseins! Du darfst nicht vor Dir fliehen, zumal Du dies letztlich auch garnicht kannst: Das, wovor Du fliehst, das wird Dir an der nächsten Biegung auf Dich warten. Deiner Welt wirst Du nie entkommen; eher kannst Du noch Deinen Schatten hinter Dir zurücklassen!“

Sie leitete mich zum Rednerpult; und sie setzte sich sodann auf einen Stuhl in den mittleren Reihen. „Genau hier bin ich damals gesessen!“, rief sie mir zu. „So! Und nun beginn!“

Und ich begann.

Zunächst richtete ich –diesmal allerdings auf Deutsch– ein Dankeswort an die Veranstalter, verbunden mit der Bitte, mir das Vortragen in einer Sprache, die nur noch den Älteren unter ihnen geläufig ist, nachzusehen.

Und danach bemühte ich mich, der Zuhörerschaft klarzumachen, warum ich –entgegen der Ankündigung– nicht über die von mir vermutete Lehre der Diotima sprechen könne und werde: „Je mehr ich mich mit ihr befasse, umso lebendiger seh‘ ich sie vor mir; und umso schwerer wird es mir dann, sie in der hier gebotenen Kürze den werten Hörern zutreffend zu beschreiben!“. Über Platon hingegen könnt‘ ich in einer akademischen Stunde Zutreffendes wie auch Treffliches darlegen; und daher würd‘ ich mir nun gestatten, ohne Vorwarnung das Thema zu wechseln.

Und ich begann Mit Platon’s Satz, den dieser im Vorspann seines Dialogs „Phaidon“ dem Sokrates-Schüler Phaidon in den Mund gelegt hatte: „Platon aber war, *soviel ich weiß*, krank!“. Ich begann, diese Behauptung Platon’s mit ihrer nachgeholtten Krankmeldung so lange hin- und herzuwälzen, bis das Blödsinnige daran unabgeblendet offensichtlich geworden war. Und danach blödelte ich darüber, wie auch in sei-

nem Siebten Brief –in jener adresselosen Schrift, nun gut erkennbar als für die Heimatfront gedacht und formuliert– zwar das „soviel ich weiß“ nicht laut gesagt wird, wohl aber überall herauszuhören ist:

Man möchte schwören –so rief ich dem Auditorium emphatisch zu– ihn hier Denken und Befürchten zu hören.

Der Saal lachte, lachte immer wieder; und nur durch dieses Lachen wurde der Fluss meiner Rede unterbrochen.

Donnernder Applaus beendete –nach meinen abschließenden Dankesworten– sodann meine Ausführungen.

Diesmal verließ ich *frohen* Muts diesen Hörsaal; und *diesmal* begleitete mich dabei die mir vom Himmel Italiens gegebene *Chiara*.

Den ganzen restlichen Tag hindurch waren wir albern und ausgelassen, bis in die Nacht hinein, bis zum Einschlafen.

Und fröhlich waren wir beim Aufwachen.

„Sei bei mir, wenn Du bei mir bist!“, hatte sie mich sonst häufig ermahnt. Heute hingegen, am leidigen Tag meiner Abfahrt, schärfte sie mir ein: „Sei in Frankfurt, wenn Du in Frankfurt bist! Vergiss mich dort nicht; und denk’ an mich, wenn Du dort nicht an andere Dinge zu denken hast.

Wenn aber andere Sachen zum Behandeln anstehen, dann sei ganz bei diesen: mit Deinem Körper, mit Deinem Geist, mit Deiner Rede!

In der gleichen Weise werd’ ich, hier in Bologna bleibend, ganz in Bologna sein, ohne Dich auch nur einen Augenblick lang zu vergessen!“

„Sei dann ganz in Frankfurt!“, hatte sie mir –auch diesmal wieder mit Winken und Taschentuch-Schwenken– zum Abschied nachgerufen. Aber das ist von ihr leichter gesagt als von mir getan: Wie nur soll ich das –getrennt von ihr– machen?!

Unsere Körper sind jetzt getrennt, sind nun weit von einander entfernt. Vielleicht bleibt mein Geist bei dem ihren, so wie eineiige Zwillinge sich auch dann ganz nahe sind, wenn sie weit von einander entfernt sind: Manchmal neig’ ich zu dieser Annahme.

Vor solchen Spekulationen aber hatte sie mich gewarnt: „Du denkst und redest hier *über* etwas, was *außerhalb* des Bereichs dessen liegt, worüber sinnvoll gedacht und geredet werden kann. Bleib’ doch lieber *im* Bereich des Dankbaren und Sagbaren! Wie Du denkenderweise und sprechenderweise *Handeln* kannst, das ist *eine* Sache; eine *andere* hingegen ist es, ob Du dieses Handeln im genauen Augenblick dieses Handelns denkenderweise und sprechenderweise *erfassen* kannst! Und: Du wirst in Deinem Geist eher ins Gleichgewicht kommen, wenn Du Dich bemühst, beim Handeln Deines Geistes diesen zu *spüren*, anstatt ihn *aufspüren* zu wollen!“

Alles das, was sie mir auf solche Weise an ihren Gedanken mitgeteilt hat, das will ich aufschreiben und damit bewahren: für mich bewahren, wie aber vor allem auch für Andere bewahren, für solche Andere, die für Gedanken dieser Art aufgeschlossen und empfänglich sind. „Das sind meine Gedanken von gestern!“, hatte sie gelacht, als ich ihr vorhin im Verlauf eines Telefongesprächs von meinem Vorhaben berichtet hatte. Aber Einspruch dagegen hat sie nicht erhoben. Wie gerne möchte ich ihre Gedanken unsterblich machen!

Und indem ich nun damit beginne, ihre Gedanken niederzuschreiben, bin ich bei ihr, bei ihr in Italien.

Italien ist schön!

Frankfurt

„Man sagt,“ raunte mir ein Kollege irgendwann nach Mitternacht zu, „dass Du jetzt auch auf dem Gebiet der erotischen Literatur Schriften erstellst!“

Ich hatte ihn zu meiner Semesterabschluss-Party, die ich mit meinen Mitarbeitern sowie Doktoranden und Hauptseminar-Studenten abhielt, mit eingeladen; und er war gekommen, zusammen mit seiner klugen und charmanten Frau.

Getanzt wurde da trotz ohrenbetäubend-lauter moderner Musik erstaunlicherweise kaum; und auch meine mehrfachen sanften Hinweise, diese von meinen Mitarbeitern ausgewählte Musik sei wohl für's Tanzen gedacht, fanden keine nennenswerte Beachtung. Vielmehr blieb man da und dort in kleinen Grüppchen der Unterhaltung stehen und zog nebenbei die von mir herbeibeordneten Getränke in sich hinein.

Ja, Mitternacht war schon verstrichen; und nun stand zu befürchten, dass –bevor der Abend launig zu werden versprach– Leute vom Pedell-Amt erscheinen und uns den definitiven Gebäude-Abschluss ankündigen würden.

Soeben war in dem Grüppchen, dem ich da gerade angehört hatte, eine längere und zudem fruchtlose Diskussion über die Frage, ob der Dekan sich auf der letzten Sitzung des Fachbereichs den Studenten gegenüber richtig verhalten habe, mehr und mehr ermattet und schließlich in sich zusammengesackt. Jener Kollege war –als sich die Anderen tropfenweise aus unserer abflauenden Gesprächsrunde entfernten und sich anderen Gruppen zugesellten– als letzter bei mir geblieben. Und nun ließ mich seine Bemerkung, wie man versteh'n wird, erstarren.

„Nicht, dass ich wüsste!“, entgegnete ich ihm, dabei Erstaunen hervorbringend in der Absicht, Zeit zum Überlegen zu gewinnen. Aber diese Antwort brachte ich nicht sofort heraus; und sie klang in seinen Ohren daher sicherlich nicht sehr überzeugend.

Im Bereich meines Denkens schwirrten da Vermutungen und Befürchtungen kreuz und quer, wie etwa: ›Hat er damit lediglich meinen Sokrates-Aufsatz gemeint? Und hat er diese von ihm bekannten Kollegen aus München, die ihn von meinen bisherigen Münchner Schülern in Kopie erhalten haben, zugereicht bekommen? Oder hat da meine Sekretärin oder einer meiner Mitarbeiter nicht dicht gehalten? Oder hat er

gar Einblick in meinen ersten Entwurf des Bologna-Aufsatzes, den ich noch hab' überarbeiten wollen und dem ich jenen Sokrates-Aufsatz entweder voranzustellen oder einzugliedern vorgehabt habe, erhalten, und –wenn „Ja“, dann– von wem? Eigentlich hatte ihn bis dato nur meine Sekretärin im Rechner: Hat sie diesen Entwurf an meine Mitarbeiter weitergereicht? Oder haben diese sich den Entwurf während ihrer Abwesenheit aus ihrem Rechner geholt? Und auch: ›Wie versteht er jetzt gerade diesen Ausdruck „erotisch“? Im Sinne von „Eros“ wie in der altgriechischen Philosophie? Oder hingegen in der gegenwärtigen alltäglichen Verwendung gemäß „Eros-Center“? Oder irgendwo dazwischen, und –wenn „Ja“, dann– wo dazwischen? Und schließlich auch noch: ›In welchem Ausmaß hab' ich mein Vertrauen in meine Mitarbeiter jeweils einzugrenzen?‹

Ach, dieses grässliche Nicht-Vertrauen: Immer wieder will ich dieses Geistesgift loswerden; und immer wieder erzeug' ich es in mir auf's Neue. Ich bin in Augenblicken dieser Art immer noch recht unfrei. Vielmehr haftet mein Bewusstsein dabei an den dann in ihm hochschießenden und herumwirbelnden Gedanken und wird –so an ihnen klebend– dadurch dem entsprechend von ihnen festgehalten und mit herumgewirbelt. Ein wenig Abstand bräucht' ich daher von ihnen, ein kleinwenig Zurücktreten-Können hinter sie, um sie dann betrachten und richtig einschätzen zu können.

Von einem der mich bis dahin fesselnden Gedanken hab' ich mich immerhin rasch lockern können, von dem mit Misstrauen meinen Mitarbeitern gegenüber: Natürlich hatte niemand von ihnen etwas hinter meinem Rücken an Außenstehende weitergereicht. Aber man hatte da wohl –wieder einmal, was mich auch in früheren Fällen keinesfalls erfreut hatte– einen Korrektur-Ausdruck im Assistentenzimmer auf dem Tisch herumliegen lassen; und irgendjemand, den das, was ich gerade verfasse, interessiert hat, ist mit diesem Ausdruck zum Kopierer gegangen und hat den Stoß im Schnell-Durchlauf kopiert, zunächst nur für sich selber. Ja, so oder so ähnlich wird's sich zugetragen haben ...

„Ich weiß nicht einmal, wovon Du redest!“, fügte ich dem Gesagten noch rasch –wenngleich offensichtlich nicht allzu glaubwürdig– hinzu.

„Stell' Dich doch nicht so an!“, fuhr er –lauter und rauer werdend– mich an, lehnte dabei seinen Kopf leicht zurück, und ergriff mit seiner rechten Hand meinen linken Oberarm: „Du weißt doch genau, wovon ich rede; und jeder Andere hier weiß es ebenfalls! Es ist ja doch auch garnicht schlimm: Schließlich ist diese Geschichte, die Du da niedergeschrieben hast, insgesamt recht schön; schlimm wär's nur, wenn Du nicht dazu steh'n würdest, sie verfasst zu haben!“

„Bitte drück‘ Dich klar aus: Was soll ich verfasst haben?“

„Na, jene Geschichte halt, die Du mit einer unnötig-dicken Rahmenhandlung eingebunden hast!“

„Du meinst also nicht die Haupt-Handlung, sondern die in sie eingeflochtene, aber stets auf sie zurückwirkenden Erzählung?“, fügte sich da nun seine Frau in das Gespräch ein. Sie hatte sich wohl zuvor nur ein paar Schritte von uns entfernt und daher das nun begonnene Gespräch von Anfang an mitgehört.

Er ließ meinen Arm los, holte zweimal Luft, und antwortete ihr sodann: „Diese Rahmenhandlung hat er um die eigentliche Geschichte bestimmt nur zu dem Zweck erstellt, sich von zu erwartenden Vorwürfen, er würde sich nun auf das Boccaccio-Niveau erotischer Darstellungen begeben, vorab abzuschirmen. Und sie ist uninteressant; das weißt Du doch selber gut genug! Die hat er halt so irgendwie hingeschrieben, wie es ihm gerade in den Sinn gekommen ist; und man müsst‘ ihn nun eigentlich fragen, ob er sich dabei irgendetwas gedacht hat, und – wenn „Ja“ – was!“

„Ich weiß nicht!“, wandte sie ein. „Ob sie uninteressant ist, ja, das hängt davon ab, was einem interessiert. *Mich* nämlich interessiert sie sehr, *Dich* hingegen überhaupt nicht. Unwichtig ist sie aber dann, wenn man die in dieser Erzählung erzählte Geschichte verstehen will, auf gar keinen Fall!“

„Sie *ist* uninteressant, Gaby, weil er sie sich von A bis Z ausgedacht hat! Häng‘ Dich doch nicht an die von ihm da gewählte Erzähl-Form der Tagebuch-Aufzeichnungen: In dieser Ich-Form schreibt man halt gelegentlich, und dies zumeist, um das Erfundene einen wirklichkeitsnahen Eindruck zu verleihen!“

„Niemand denkt sich irgendetwas von A bis Z aus: Das machen große Schriftsteller wie Max Frisch nicht, und das machen auch überragende Schriftsteller wie Michail Bulgakow nicht. Wiewohl“, sie wandte sich an mich und nickte mir zu, „man Dich natürlich nicht –entschuldige, aber es ist so!– in den vorderen Reihen der Literaten ansiedeln kann,“ sie wandte sich nun wieder an ihrem Gatten, „schon wegen seines oft langatmigen und schwerfälligen Cicero-Stils nicht, so ist doch in dieser kleinen Geschichte insgesamt –davon bin ich ganz fest überzeugt!– nur ganz wenig von Grund auf ausgedacht. Vielmehr hat er dabei mit Materialien aus seiner Erinnerung gearbeitet; und er hat sie dabei zu einer fiktiven Geschichte verknüpft und dadurch verschlüsselt, ob bewusst oder unbewusst verschlüsselt, das ist dabei unerheblich, und wenn bewusst, dann für seine Leser, damit sie nicht im Inneren seines Gemüts herumstochern können.“

„Und Du meinst demnach, dass man seine Geschichte entschlüsseln kann, wenn man erst einmal den Code ermittelt hat. Ja, vielleicht“ und auf seinen Lippen zeigte sich ein leichtes aber unverkennbar ironisches Lächeln, „ist die Zahl 108 der Code dazu!“

›Nein!‹, durchfuhr es mich. ›Nicht schon wieder diese Zahl!‹

„Natürlich würd' es mich wundern,“ fuhr sie unbeirrt fort, „wenn er diese Zahl nur wegen ihrer sich bei der Primzahlfaktoren-Zerlegung zeigenden Schönheit und ohne jeglichen weiteren Hintersinn verwendet hätte, ...“

›Auch Du, Gaby!‹, seufzte ich innerlich. Aber nach dem Taschentuch zu angeln, um mit diesem mein Haupt zu bedecken, das nun –Caesar imitierend– zu tun, das unterließ ich dabei tunlichst.

„... aber ihren Sinn wird er uns –fürcht' ich– auch dann nicht verraten, wenn wir ihm, um dies zu erreichen, nun schöne Augen machen.“

„Welchen Sinn denn?“, warf ich ein, verbunden mit dem Ziel, mich wieder in das Gespräch einbringen zu können. „Ich kenne keinen solchen Sinn!“

„Na, bitte!“, lachte sie. „Hab' ich's nicht gesagt? Er tut alles, um den Sinn jener Geschichte –jenen ihn selber betreffenden Sinn– nicht preisgeben zu müssen!“

„Danach zu suchen, das wäre mir“, bemerkte ihr Gatte, dies nicht ohne Spott im Ton seiner Stimme, „ohnehin nie eingefallen!“. Und seine Mundwinkel wiesen –während er mir zulächelte– dabei unverkennbar nach unten. „Vielmehr vermut' ich –ganz sicherlich zu Recht–, dass in dieser Rahmen-Geschichte kein bisschen mehr an Sinn und Aussage herauszuholen ist, als in ihr zu lesen steht!“

Er wandte sich wieder seiner Frau zu: „Diese Zahl 108 ist inhaltlich leer; und mit der albernen Darstellung der Suche nach einem Inhalt von ihr hat er nur das Interesse potentieller Leser wecken wollen. Und dies ist ihm zum Teil ja doch auch gelungen, wie ich an Dir und an Deinem Reden von dieser Rahmen-Geschichte ersehe. Aber dieses Interesse erlahmt auf der Stelle, sowie der aufmerksame Leser sich von der Inhaltslosigkeit dieser Zahl überzeugt hat. Dann hat sich aber auch die ganze Spannung in Nichts aufgelöst; und dann werden die von ihm vorgestellten Figuren auf der Stelle farblos und leblos, so farblos und leblos, wie eben auch von unsereinem, wenn wir jemals auf's Schriftstellern verfallen würden, eine fiktive Darstellung–ein erdachtes Geschehnis von erdachten Personen– farblos und leblos wäre.“

„Dieses Gefühl hat sich bei *mir* dabei jedenfalls *nicht* eingestellt. Und hättest Du Recht, dann müsst' ich, Deine Bemerkung jetzt einmal ernst nehmend, mit Blick auf die –ja doch keinesfalls farblos oder leblos

darge-stellte Chiara erschließen, dass sie durchaus *keine* fiktive Figur ist.

Natürlich könnt' es sein, dass der gute Willy uns jetzt vielleicht erklärt, er habe mit der Darstellung der Chiara *niemanden* im Auge gehabt, weder hier noch in Italien noch sonstwo im Mittelmeerraum jemanden. Und vielleicht meint er dies sogar selber; und vielleicht glaubt er sogar daran.

Aber solchen Selbst-Interpretationen würd' ich kein allzu großes Gewicht beimessen; denn man kann sich in der Beurteilung der eigenen Absichten nicht weniger irren wie beim Erwägen der Interessen anderer Menschen.“

„Und Du meinst vielleicht, dass er wirklich jedes Wochenende über die Alpen nach Bologna fährt?“

„Das hab' ich nicht behauptet. Wohl aber weiß ich, dass er fast jedes Wochenende nach Süden fährt, wenngleich nicht über die Alpen, sondern nach dem Südosten Deutschlands zu seiner Familie.“

„Willst Du damit behaupten, dass er mit „Chiara“ seine eigene Frau meint?“

„Weder will ich dies behaupten, noch will ich es von vornherein – da ich sie garnicht kenne– gänzlich ausschließen. Aber schau: Ich habe doch garnicht behauptet, dass in dieser Darstellung kein Iota fiktiv ist.“

„Nicht fiktiv ist aber sein fiktiver Sokrates-Aufsatz mit dem nicht-fiktiven Sokrates und der fiktiven Diotima!

Komm' mir jetzt nicht“ –seine Stimme erfüllte inzwischen den ganzen Seminarraum– „mit dem Hinweis, er könnte diesen Aufsatz auf Rhodos oder sonstwo ausgebuddelt haben: Die von ihm erdachte Chiara jedenfalls beurteilt das ganz anders.

Wenn man die Rahmenhandlung wenigstens *einigermaßen* richtig deuten und verstehen will, *dann* muss man davon ausgehen, dass der Willy im *Großen und Ganzen* noch zu dem Dialog, den er in diesem Aufsatz dargestellt hat –garnicht so schlecht übrigens, jedenfalls witzig und spritzig und lebendig und farbenfroh, ganz anders als die Chiara in dieser verunglückten Rahmenerzählung!–, ja, dass er noch zum Inhalt dieser Darstellung steht. Und *dies* ist jetzt meine Behauptung, von der aus ich alles Andere beurteilen will:

In *diesem* Dialog sind Xanthippe und Diotima zwei *verschiedene* Personen; daran kann *nicht gerüttelt* werden. Aber dann ist die *Chiara* eben nicht mit der *Xanthippe* ...“

„Das ist“, mischte sich jetzt mein Assistent, der sich –von mir nicht bemerkt– der wachsenden Runde der Zuhörer zugesellt hatte, „doch etwas kurz geschlossen. Denn sein in diesem Dialog entwickeltes Bild von

der Xanthippe schließt doch gerade *nicht* aus, dass *auch sie* dem Bild, das er sich von der Diotima macht, gerecht wird.

Damit will ich natürlich nicht behaupten, dass dies unbedingt der Fall ist, wohl aber, dass dies keinesfalls ausgeschlossen ist. Und Sie“ –er wandte sich für ein paar Augenblicke mir zu– „können mir widersprechen, wenn Sie meinen, dass ich hier etwas Falsches gesagt habe!“

Ich widersprach nicht: deshalb nicht, weil es mir da den Atem verschlagen hatte; und er fuhr ungehindert fort und erklärte den Anderen:

„Jeder Mann hat die Neigung, *alle* die Frauen, die er liebt, in seinem Geist zu *einer einzigen* zu vereinen, somit: *die eine* Frau in *allen* von ihm geliebten Frauen zu suchen, und daher eben auch: die *eine* in *mehreren* zu sehen. Warum soll der Herr Essler daher nicht in der *Chiara* die *Diotima* zusammen mit der *Xanthippe* gesehen –beide *vereint* gesehen– und das Gesehene dem entsprechend dargestellt haben?!“

„Schließen Sie, wenn sie so folgern, dann von sich auf ihn?“: Jedes einzelne Wort wohl abwägend und dabei fein lächelnd, so sprach mein Kollege nun in erstaunlich sanftem Tonfall.

„Warum denn nicht? Bin ich denn nicht, wie er, ebenfalls ein Mann? Und überhaupt: Was machen wir, wenn wir jemanden zu verstehen uns bemühen, denn dann anders als, von uns selber auf ihn zu schließen?!“

„Aber höchstwahrscheinlich hat er mit der Chiara überhaupt keine konkrete Frau darstellen wollen! Das hab‘ ich doch vorhin bereits so gesagt; und das seh‘ ich auch jetzt noch so!“

Ich bemühte mich nun, das Gesprächsthema von dem Bologna-Aufsatz weg und zum Sokrates-Aufsatz hin zu lenken; dabei schien mir das Anpeilen des Ziels geeignet, von nun an zu besprechen, ob und gegebenenfalls wie aus den Berichten Platon’s ein über Xenophon’s simples Verständnis hinausgehendes Bild vom historischen Sokrates zu ermitteln sei.

Aber was ich hierzu da schnell aus dem Ärmel herausschüttelte, das tat ich zu spät, auch zu leise, und wohl auch zu wenig begeisternd; denn die Anderen hörten nicht mir zu, sondern vielmehr einer meiner Doktorandinnen, die nun aus dem Nähkästchen zu plaudern begann:

„Auf den Nachsitzungen zu seinen Hauptseminaren“, so berichtete sie, „ist er oft recht entspannt und gelöst und unverkrampft und ungezwungen; und dann erzählt er gelegentlich auch dieses und jenes Histörchen aus seiner Vita. Das eine oder andere von diesen hab‘ ich mir gemerkt. Und so weiß ich zum Beispiel, dass im Juni 1962 –auf einer Feier der Universität München in der dortigen Großen Aula– sein Name bei der Preisverleihung zum Preisausschreiben über das Cantorsche Diagonalverfahren öffentlich genannt worden ist. Es würde mich sehr

wundern, wenn er damals ohne weibliche Begleitung auf der Tribüne der Aula gesessen hätte; und es würde mich gar zu sehr interessieren, wer dann diese Begleiterin wohl war. Vielleicht hilft uns das weiter!“

„Fragen Sie ihn jetzt doch danach!“, riet ihr mein Kollege, der nun seine feste Stimme wieder gefunden hatte. „Er ist ja noch nicht wegge-
laufen.“

Ja, wirklich! Gar zu gerne hätt' ich dies jetzt auf dieser –von mir veranstalteten– Party getan, nachdem sie nun Alle anfangen, in meiner Vita herumzustochern.

„Vielleicht“, so wollt' ich diesem mir aufgezwungenen Gespräch einen mich weniger aufregenden Verlauf zuführen, „weiß ich selber gar nicht so genau, wen ich mit dem Namen „Chiara“ gemeint habe. Denn es ist wohl so, wie's die Gaby festgestellt hat: Die Interpreten können –weil sie in den Schöpfungsakt des Verfassers nicht involviert gewesen sind und somit das Produkt dieses Aktes aus einem größeren Abstand sehen als der an ihm klebende Autor– besser und unverzerrter sehen als er selber!“

Allzu gerne hätt' ich nun ganz allgemein dieses genauso wichtige wie bislang ungelöste literaturwissenschaftliche Grundproblem etwas ausführlicher besprochen. Aber die Doktorandin hakte ein:

„Genau so ist es! Denn Sie haben uns damals auch davon berichtet, dass auf dieser Veranstaltung Ihr vormaliger Germanistik-Lehrer Hugo Kuhn einen Festvortrag über Meister Eckhart gehalten hat.“

„Was soll denn das heißen?!“; und mein Kollege warf sich in Pose: „Ulli, Sie werden doch nicht im Ernst behaupten wollen, der Willy würde sich auch nur in Ansätzen mit diesem Mystiker des Mittelalters identifizieren?! Also, ich kenne meinen lieben Kollegen, für dessen Wechsel nach Frankfurt ich mich mit allen meinen Kräften –und dies erfolgreich, wie ich mit Genugtuung feststellen darf!– eingesetzt hatte, nun doch bereits seit Jahren, und daher in *dieser* Hinsicht doch recht gut!“

„Der Ulli und mir“, sekundierte deren Kommilitonin Margot, „ist damals jedenfalls nicht entgangen, dass ihm dieser unbeugsame Mann und sein Schicksal alles andere als gleichgültig ist. Und wir beide haben uns sodann für Eckhart's Philosophie und Theologie zu interessieren begonnen, und desgleichen für die Frage, aus welchen Quellen er seine Ansichten wohl geschöpft haben mag. Und dann –gelenkt durch Herrn Essler's Hinweise auf Hugo Kuhn's Beschreibungen– sind wir auf die seinerzeitigen Beguinen gestoßen, und damit auch auf die Marguerite von Porète.“

„Sie heißen „Margot“!“, polterte mein Kollege nun los, und schüttelte verständnislos sein Haupt. „Und *deswegen* suchen und finden Sie ei-

ne Marguerite! Ich versteh' das alles nicht! Ich würd' das nicht einmal verstehen, wenn unser Willy anstelle von „Renata“ diesen Namen „Marguerite“ benützt hätte.

Wirklich, was soll denn das alles?! Schauen Sie, ... “

„Sie argumentieren“, fiel ihm da mein Assistent ins Wort, „nicht gegen Margots Ansicht, sondern gegen *sie selber*, gegen *Margot als Person*; und *damit* versuchen Sie, die Margot zum Schweigen zu bringen, damit für die Anderen dann der Anschein entsteht, Sie hätten sie überzeugt oder doch zumindest argumentativ überwältigt.

Aber so, wie Sie jetzt gegen sie polemisieren, setzen Sie sich selber ins Unrecht!“

Dem hinter der Theke dieses Fachschafts-Cafés ganz allein und verlassen gebliebenen Hauptseminar-Studenten, der gerade eine weitere Rotwein-Flasche öffnen hat wollen, winkte ich zu und bedeutete ihm dadurch, dies zu unterlassen: „Wir werden sowieso hier bald rausgeworfen!“, rief ich ihm zu, an den anderen vorbei. „In ein paar Minuten werden der Nachtdienst-Angestellten vom Pedell-Amt kommen.“

Um Mitternacht schon hatt' ich befürchtet, sie würden nun gleich erscheinen und uns den nahenden Gebäudeschluss ankündigen; und seither ist schon mehr als eine Stunde vergangen. Wo denn nur waren sie –meine letzte Hoffnung in dieser Not– geblieben?

„Gut!“, hob mein Kollege diesen Fehde-Handschuh zornentbrannt auf. „Dann möcht' ich wissen, was Ihr eigentlich wollt!

Vielleicht will mir jemand ... “ –er drehte sich nach rechts und nach links, dabei die zwischenzeitlich zur Allklasse der Anwesenden angewachsene Gesprächsrunde bedeutungsvoll musternd– „... ja, vielleicht will mir jemand von Euch jetzt auch noch weismachen, unser Kollege Essler habe zudem in dieser Erzählung *sich* als *Franz von Assisi* und die *Chiara* als *Clara* gesehen. Von den *Namen* her –denkt man dabei auch an den Namen seines Vaters– ist das jedenfalls *naheliegend*.

Wenn *Ihr* mit Eckhart und *Marguerite* kommt, dann komm' *ich* mit *Franz* und *Clara*. Denn *diese* haben sich gekannt, während ... “

„Bleib' ruhig!“, flüsterte ihm die Gaby besorgt zu.

„Lass mich! Ich weiß, wovon ich rede!

Diese beiden haben sich“, fuhr er, seine Stimme erkennbar mit erheblicher Anstrengung geringfügig dämpfend, in seiner Argumentation fort, „immerhin gekannt. Eckhart hingegen hat die Marguerite wohl frühestens zu Gesicht bekommen, als sie von der Inquisition auf den Scheiterhaufen gesetzt worden ist. Und ob er aus ihrer –dann ja doch verbotenen und daher mit verbrannten– Schrift auch nur eine einzige Seite gelesen hat, das darf füglich bezweifelt werden.

Ihr könnt doch –nur, um irgendetwas in diese fiktive Chiara hineinzudeuten, etwas was in dieser von ihm erfundenen Gestalt überhaupt nicht darin auffindbar ist– nicht mit den aberwitzigsten Interpretations-hypothesen aufwarten!“

„Wir möchten Ihnen jedenfalls“, erlaubte die Margot sich da, ihm bescheiden und leise, wenngleich mit fester Stimme, hinzuzufügen, „für diesen eindringlichen Hinweis auch auf diese beiden Häretiker –denn das sind sie wie auch die beiden anderen ja doch unbedingt gewesen– sehr danken! Wir hatten das übersehen, wiewohl Herr Essler in jener Erzählung doch ausdrücklich auf die –von der Kirche blutig verfolgten– Nachfolger des Franz von Assisi hinweist.

Was Franz und Clara damit zu tun haben könnten, das möcht‘ ich etwas später anzudeuten versuchen, falls ich noch dazu kommen werde, das zu sagen, was ich hierzu –so plötzlich dabei natürlich ins Unreine gesprochen– aussagen will ...“

„Haben *Sie* denn die *Aussage* dieser Rahmen-Erzählung schon gefunden?“, fiel er ihr ins Wort. „Etwa über die Zahl 108?“

„Bitte!“, flüsterte die Gaby ihm zu und fasste ihn am Arm. „Lass sie doch ausreden!“

„Vielleicht; ja, vielleicht auch über sie. Aber das weiß ich jetzt noch nicht. Ich möcht‘ Ihnen jedoch, wenn Sie mir das erlauben, jedenfalls den Weg zeigen, der zu einer solchen Aussage –zu dem Aussage-Kern dieser Erzählung– führen kann.

Dabei möcht‘ ich Sie über meine literaturwissenschaftliche Position nicht im Unklaren lassen: Ob der Autor dieser Erzählung eine dieser Deutungen beabsichtigt hat oder nicht, ob er sie mit Bewusstheit und klarer Absicht in die Niederschrift eingebracht hat, oder aber, ob ihm dies unterbewusst widerfahren ist, oder schließlich, ob er nicht einmal unterbewusst damit etwas intendiert hat, sondern ob ihm dies aus purem Zufall so zu verfassen geglückt ist, alles das ist –was die Deutung des dem Interpretieren vorliegenden Werks betrifft– gänzlich unerheblich. Und vielleicht hat ja dem Autor dieser Erzählung wirklich nur die Laune zum Erzählen getrieben, sodass er damit tatsächlich überhaupt nichts weiter intendiert hat. Aber das ist –ich betone das nochmals– für den allein am Werk interessierten Interpreten ohne jeden Belang.“

„Sie meinen also, dass ...“

„Bitte lassen Sie mich diesen Gedanken ausreden; denn sonst kann ich mich Ihnen von vornherein nicht verstehbar machen!“

Man kann ein literarisches Werk –und dann natürlich auch diese kleine Erzählung hier– unter dem psychologischen sowie unter dem soziologischen und schließlich auch unter dem historischen Aspekt ange-

hen, und vielleicht auch noch unter irgendwelchen weiteren Aspekten, die –wie diese drei genannten– keine genuin-literaturwissenschaftlichen Betrachtungsweisen sind. Das will niemand verhindern; und das dürfen Sie daher natürlich machen. Aber *ich* mach' es *nicht*; und *ich* frag' Herrn Essler daher auch *nicht* nach den Intentionen, die ihn zu dieser Niederschrift geleitet haben, falls er dabei überhaupt welche gewollt verfolgt hat, und falls ihn dabei auch unterschwellig nicht irgendein Trieb gelenkt hat. *Mich* interessiert vielmehr –und ausschließlich–, was in diesem Text an nicht-oberflächlichen und in diesem Sinn tieferliegenden Inhalten steckt, nicht hingegen, was sich der Autor beim Niederschreiben dabei gedacht hat. Denn das kann –falls er dabei überhaupt einen Lebens-Inhalt hat darstellen wollen– durchaus auseinanderklaffen: Dass man schließlich etwas merklich Anderes erstellt als, was man sich zunächst vorgestellt hat; so etwas erfolgt durchaus nicht nur in der Malerei.“

„Und was steckt dann in *diesem* Text? Welche Lebens-Inhalte können Sie aus ihm herausholen, ohne die betreffenden Intentionen des Autors zu kennen?“: Höhnisch klang diese Frage, und drohend zugleich; sie ließ eine Falle vermuten, die man zu ermitteln und der man auszuweichen hat.

Einen Augenblick lang überlegte ich mir, ob ich nicht diesen Café-Raum verlassen und mich nun heimlich von meiner Party davonestehlen sollte; gewiss wäre dies jetzt niemandem aufgefallen. Und mir ist heute noch nicht klar, was mich seinerzeit daran gehindert hat, mich –der ich ohnehin längst am Rand der Gesprächsrunde angekommen war– nun zu verflüchtigen: Der ganz starke Wunsch danach war jedenfalls vorhanden. Und ob die Neugier nach dem weiteren Verlauf des Streitgesprächs wirklich so groß war, dass sie den Wunsch nach frischer Luft gänzlich zur Seite hat drängen können, das halt ich in diesem Fall für nicht sonderlich wahrscheinlich. Dass ich dann schließlich doch anwesend geblieben bin, das wird mir auch kaum jemand als Mut ausgelegt haben.

„In diesem Text“, übernahm nun die Ulli wieder den Diskussionspart, „ist tatsächlich auch *das* an Deutungsmöglichkeiten enthalten, auf das Sie uns vorhin dankenswerterweise aufmerksam gemacht haben: Die *Chiara* in diesem Text ist ganz bestimmt *auch* als *Clara* zu verstehen.“

Verkehrt wär' es allerdings, die *Ich-Person* der Erzählung mit *Sokrates* zu identifizieren, oder mit *Franz von Assisi*, oder –und da muss ich Sie nun wirklich schockieren– oder gar mit Herrn *Essler*.“

„Nun, *vollständig verschieden* von ihm ist die *Ich-Person* dieser Rahmen-Erzählung, so wie ich ihn kenne, ja nun doch wohl *nicht*. Ich

könnt' Ihnen –weil ich ihn etwas besser kenn' als Sie– beispielsweise erzählen, ... “

„Das brauchen Sie –entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie unterbreche, nachdem Sie mich soeben nicht haben ausreden lassen– ... “

„Sie reden so lang und so viel! Wenn ich nicht bei Ihrem gelegentlichen Luftschnappen einhake, dann komm' ich überhaupt nicht mehr zu Wort!“

„Nun, vielleicht sollt' ich's sein lassen, etwas Differenziertes differenziert darzulegen, und dann besser überhaupt nicht mehr weiterreden und ... “

„Nein, reden Sie ruhig weiter! Ich werd' ruhig zuhören!“

„Sie brauchen mir nichts von seinen Eigenheiten zu erzählen, zumindest jetzt nicht; denn auch dies ist im Hinblick auf die Möglichkeiten der Deutung seiner Erzählung unerheblich.

Natürlich hat er diese Ich-Person gestaltet und ihr Leben gegeben; und um ihr Leben zu geben, hat er von Eigenschaften, die er an sich selber wie auch an anderen Menschen beobachtet hat, diese Ich-Person dann mit einer ihm geeignet erscheinende abgerundete Auswahl ausgestattet. Und warum sollt' er dabei denn gerade auf solche Eigenschaften verzichten, die er vielleicht nicht nur an Anderen, sondern zudem klar auch an sich selber hat beobachten können?!

Aber *nicht er* ist es, der in diesem Text dargestellt und beschrieben wird, und dies aus dem ganz einfachen Grund, den ich – in Ihrer Art des Sprechens gesagt– so ausdrücken kann: Er selber hat bislang nie in Bologna vorgetragen; dies hat mir eine Professorin von der dortigen Universität, die ich in den vergangenen Semesterferien, meine Forschungen zu Frege betreffend, dort aufgesucht habe, auf meine betreffende Frage hin mehrfach fest versichert. Somit ist klar, dass er von dieser Ich-Person *verschieden* ist.

Vielleicht hilft Ihnen diese Mitteilung, um seine Erzählung weder als akribische Tagebuch-Aufzeichnung zu nehmen noch als blanke Fiktion zu erachten, demnach als ein Text von der Science-Fiction-Art, bei der die darin aufgeführten Namen und Strichzeichnungen für *niemanden* stehen. Denn sie stehen in der Tat für *jemanden*, wenngleich bei *verschiedenen* Deutungen seines Textes eben für *verschiedene* Menschen.“

„Und was ist dann“, konnte mein Kollege sich nicht verkneifen, an dieser Stelle einzuwerfen, „*Ihre* Interpretation? *Wer* ist dann, gemäß *Ihrer* Interpretation, die *Chiara*? In andern Worten gesagt: Für wen steht bei Ihrer Interpretation der spezifischen Ausdrücke seines Textes darin der Ausdruck „Chiara“? Denn die *Chiara* ist doch in dieser Erzäh-

lung, mit Verlaub gesagt, durchaus noch irdisch dargestellt; sie ist insbesondere ganz gewiss nicht irgendeine himmlischen Göttin!“

„Hier muss man“, nahm nun Margot wieder das Wort, „die Gegenfrage stellen: Wer ist denn die –historische– *Clara*, und wer ist zudem die –gleichfalls historische– *Marguerite von Porète*? Wenn man sich Fragen dieser Art ehrlich stellt, und wenn man dabei auf metaphysische Festlegungen von einem sprach- und denk-unabhängigem Sein und damit auf Platon’s Lehre von der –angeblich– wahren Benennung von Gegenständen und ihren Eigenschaften verzichtet, wie ich dies tue, dann muss man so reden: „Die *Clara* ist jene Frau, die laut sekularer wie auch klerikaler Überlieferung den zu den Franziskanern parallelen Orden der Clarissen gegründet hat und die ihre Ordensmitglieder –vor der nach dem Tod von Franciscus einsetzenden und mit „Regularisierung“ verbal verharmlosten– Inquisition hat schützen können“, sowie: „Die *Marguerite* ist jene Frau, die laut Bericht der Kirche als führendes Mitglied des weltlichen Beguinen-Ordens häretische Lehren vertreten hat, die deswegen angeklagt und – weil sie standhaft geblieben ist – verurteilt und unmittelbar danach am 1ten Juni 1310 auf dem Place de Grève in Paris den Flammen übergeben worden ist“.

Mit solchen Kennzeichnungen stützen wir uns jedoch ausschließlich auf schriftlich wiedergegebene Berichte, die zumeist tendenziös verfärbt sind und deren Wahrheitsgehalt daher mit allergrößter Vorsicht zu ermitteln ist: Auch, wenn davon ausgegangen werden kann, dass die Personennamen dabei stets für Menschen stehen, kommt das, was man diesen dabei jeweils als Eigenschaften beilegt, zuweilen recht nahe an das, was bei Schriftstellern dann als Fingiertes angesehen und behandelt wird.

Wir haben nun diese Menschen, die durch solche Namen bezeichnet worden sind, nicht mehr vor uns stehen; daher können wir uns von Ihnen nur anhand jener –wie gesagt: zumeist tendenziös entstellt und wahrheitsfern dargestellten– Beschreibungen ein Bild machen: ein Bild, indem wir – da wir beispielsweise bei Julius Caesar’s „Gallischer Krieg“ den Ghostwriter dieses Textes und dessen Beweggründe für diese oder jene wirklichkeitsentstellende Erzählung darin nicht kennen– von einer *Annahme* über den Zweck dieser Schrift als Deutungsgrundlage ausgehen und in Bezug auf diese dann eine Deutung der Aussagen des Textes vornehmen und –darauf sich beziehend– dann die einzelnen Aussagen des Textes als wahr oder hingegen als falsch erklären.

Wer und wie die in solchen Texten benannten Personen –hier beispielsweise Julius Caesar sowie Vercingetorix– dabei jedoch *wirklich* – und dies kann nur heißen: unabhängig von solchen Beschreibungen–

gewesen sind, das ist –für den Fall eine solche Frage überhaupt sinnvoll ist, da sie wohl grundsätzlich erkenntnis-überschreitend und demnach metaphysisch ist– in keiner Weise definitiv zu ermitteln. Denn sämtliche Berichte –und auch zu einer Sache alternative oder gar konträre Berichte– beschreiben selbst dann, wenn sie nicht aus einem heimtückischen und lügnerischem Verhalten heraus verfasst worden sind, die Personen so, wie sie dem Verfasser *erscheinen*; und dieser Verfasser wählt aus diesem ihm dabei so Erscheinenden ausschließlich das aus, was ihm als der Mitteilung wert *erscheint*.

Mir jedoch, dem Interpreten, wird daraus –von meinem durch meine Sprache und Ausbildung und Sozialisation, aber glücklicherweise auch durch meine Kritik-Fähigkeit erstellten und selber dieser Kritik laufend ausgesetzten Standpunkt aus– dieses aus dem Text als definitiv wahr, anderes als definitiv falsch, und einiges teils als wahrscheinlich oder hingegen als zweifelhaft erscheinen.

Als gänzlich ausgeschlossen und daher als definitiv falsch eracht' ich es daher, die Marguerite, die während der ganzen Inquisition samt deren diversen hochnotpeinlichen Verhören –auf Neu-Deutsch: während des wiederholt vorgenommenen *intensive questioning*– standhaft geblieben ist, könnte auf dem Scheiterhaufen dann plötzlich kirchlich verstandene Reue über das Darlegen ihrer Lehre geäußert haben; und als genauso unwahrscheinlich eracht' ich die Mittelung des Papstes, Eckhart habe kurz vor seinem Tod im Kerker des Papst-Palastes zu Avignon noch rasch alles von ihm zuvor standhaft Vertretene widerrufen; denn wenn dem wirklich so gewesen wäre, dann hätte man ihn vorführen und ihn dies –natürlich mit den Folter-Werkzeugen hinter seinem Rücken– öffentlich aussprechen lassen können. Als sehr wahrscheinlich eracht' ich es vielmehr, dass er im Verlauf einer hochnotpeinlichen Verhörs an den dabei mit zunehmender Heftigkeit erfolgten Folterungen gestorben ist, etwa gegen Ende des Aufhängens an hierfür vorhandenen Haken im Folterkeller, das somit zwar ohne Kreuzesbalken, aber durch Auseinanderziehen seiner beiden Arme zur Erzielung der gleichen Auswirkung erfolgt ist, somit der damals gerne geübten Form des Kreuzigens; vermutlich hat man ihn aber vor dem Einsetzen des Erstickens noch rasch von diesem Quasi-Kreuz abgenommen, so dass der Herz-Kreislauf-Stillstand erst in den Minuten danach eingetreten ist. Aber das sind blanke Vermutungen, die sich lediglich darauf stützen, dass man päpstlicherseits zur Todesursache weder lügen noch die Wahrheit hat sagen wollen und sie daher unerwähnt gelassen hat.

So seh' ich dies von meinem Standpunkt aus; wer hingegen auf dem Standpunkt steht, in kirchlichen Berichten werde alles unverzerrt

und unverkürzt und wahrheitsgetreu berichtet, der wird natürlich zu einer gänzlich anderen Interpretation der uns jetzt noch zugänglichen Texte gelangen. Von seinem Standpunkt aus sind dann sowohl die darin benannten Personen real als auch die ihnen zugeschriebenen Ansichten und Handlungen wirklich. Von meinem Standpunkt aus sind hingegen nur die darin aufgeführte Person –Meister Eckhart– real, gänzlich wirklichkeitsfern jedoch die Beschreibung der letzten Tage und vor allem der letzten Stunden seines Lebens!“

„Vielleicht ist dem so,“ brachte sich mein Kollege, der sich bis dahin erstaunlich lang in Schweigen geübt hatte, nun wieder in das Gespräch ein; „und mir selber erscheint dies durchaus im Bereich des Möglichen zu liegen. Aber *Überprüfen* wird man das wohl *nie mehr* können.

Aber das, was der Willy da in seiner Rahmen-Erzählung berichtet hat, ja, das *kann* man überprüfen; und dann ist darin eben –Ihre Methodologie darauf anwendend– das eine oder andere an Sätzen falsch, insbesondere sein ganzer Bericht vom Vortrag an der Universität in Bologna.“

„Ich habe diese Methodologie ja noch garnicht vollständig skizzieren können. Um diese in aller Kürze abzurunden: Von mir als dem Interpretieren eines Textes hängt es ab, ob ich diesen Satz für Satz auf deren geschichtliche Wahrheit hin überprüfen will, oder hingegen, ob ich davon Abstand nehme. Die biblische Hiobs-Geschichte zum Beispiel nehm‘ ich nicht als historischen Bericht; und ich frag‘ daher auch nicht, was daran wahr und was daran falsch sein wird. Die ersten drei Evangelien hingegen nehm‘ ich als historische Berichte; und ich frag‘ daher, was daran an den einzelnen Sätzen wohl wahr und was daran sicherlich falsch ist. Bei Platon fallen nur Teile von der „Apologie“ und vom „Phaidon“ unter die Kategorien von Wahr und Falsch; alles Übrige an scheinbar historischen ist jenseits der Kategorien von Wahr und falsch.

Aber die Übergänge von Diesseits und Jenseits –hier natürlich: Die Anwendung oder aber Nicht-Anwendung dieses Paar Wahr–Falsch von Kategorien betreffend– sind gleitend; und es gehört Fingerspitzengefühl dazu, dabei jeweils den Punkt des Übergangs halbwegs genau zu treffen.

In dem Text, den Sie eingangs als erotische Literatur eingestuft haben –ich bin da völlig anderer Ansicht!–, liegt zwar durchaus das meiste, aber keinesfalls alles jenseits dieses Paares von Wahr und Falsch. Die Erzählung von seinem Vortrag in Bologna hingegen liegt –und das sieht man doch auf dem ersten Blick!– auf keinen Fall im Anwendungsbereich dieser beiden Kategorien.“

„Mag dem sein, wie es wolle; vielleicht können Sie das in ihren jungen Jahren schon besser beurteilen als ich, der ich alt geworden bin.

Aber was hat das, um Himmels Willen, mit Sokrates und Diotima zu tun? Denn der Sokrates ist eine historische Person, wohingegen die Diotima eine fiktive Gestalt ist: Darin sind sich doch alle Interpreten von Rang und Namen einig!“

„Sehr viele sind sich darin einig, vielleicht sogar die meisten der Gegenwart. Hingegen stützt sich Diogenes Laertios auf Berichte, denen gemäß die Diotima eine Priestern gewesen ist, zwar nicht eine von irgendwo auf dem Peloponnes, wie uns Platon in die Irre leiten will, sondern eine von Samos, zu der dann Sokrates auf seiner einzigen zivilen Schiffsreise gereist ist.

Dem Diogenes Laertios Rang und Namen abzustreiten, dazu lass ich mich nicht verleiten.

Aber nehmen wir einmal an, der historische Sokrates habe diese Priesterin Diotima nur wegen der Schriften des Heraklit aufgesucht; dann ist dennoch auf gar keinen Fall auszuschließen, dass es in seinem Leben eine Frau gegeben hat, die er geliebt hat, mit der er mehrmals über das, was Liebe sein kann und sein soll, gesprochen hat, die er als Inbegriff der Liebe angesehen hat, als Verkörperung des liebenden Mitempfindens; und ob dies nun die Aspasia oder die Diotima oder –und auch dies darf nicht ausgeschlossen werden– seine zweite Frau und vormalige Schülerin Xanthippe gewesen ist, ja, wie kann diese –an sich durchaus noch diesseits des genannten Paares von Kategorien liegende– Frage beim heutigen Stand der Überlieferung noch zweifelsfrei geklärt werden? Vielleicht war sie auch eine –uns heute nicht einmal mehr dem Namen nach bekannte– Hetaire!“

„Aber entschuldigen Sie: Dass „Diotima“ ein Code-Namen für die Xanthippe gewesen sein kann, das darf doch wohl als ausgeschlossen gelten!“

„Warum denn? Verlassen Sie sich da nicht auf Xenophon, sondern doch besser auf Platon. Und Platon hat ihr immerhin zwei süße und reizende Liebesgedichte zukommen lassen.

Ja. Und wenn dann wieder einmal eine solche weibliche Verkörperung des liebenden Mitfühlens auf dem Erdenrund ermittelt wird, warum sollte man ihr dann nicht mit „Diotima“ als ihren Code-Namen bezeichnen, und –wenn nicht mit „Diotima“, dann jedenfalls– mit „Chiara“?

In einigen Kulturkreisen tragen die Mitglieder zu genau unterschiedenen Zeitspannen ihres Lebens die zu den einzelnen Lebenszeiten passenden Namen; und somit wechseln dann ihre Namen im Verlauf ihres Lebens. Was ist daran verkehrt? Sprachphilosophisch gesehen, kann eine Person mehrere Namen besitzen; und daher wir können dann –mit Adenauer, aber *ohne* seine Häme– durchaus sagen:

„Willy Brandt = Herbert Frahm“.

Was also ist dann an einer Aussage der Art:

„Chiara = Diotima“

denn von vornherein verkehrt? Zwar verbinden wir mit vielen Namen diese oder jene Assoziationen. Aber dennoch bleibt aus Gründen der Sprachphilosophie festzuhalten, dass es weder rigide Namen noch eigentliche Namen noch wahre Namen gibt, besser gesagt: dass solche Ausdrücke wie „wahrer Name“ semantisch-sinnlose Wort-Zusammenstellungen sind. Der Name einer Person kann verändert werden; das muss festgehalten werden.“

„Das, was Sie da vortragen, ist vielleicht der Gegenstand einer Dissertation, aber nicht einer spätabendlichen Unterhaltung. Was, zur Höhle, hat das alles mit Essler's Chiara zu tun?“

„Wenn Sie mich reden lassen werden ... “

„Ich *lasse* Sie ja reden! So *reden* Sie doch!“

„Zwar ist Herrn Essler's These: „Was man überhaupt sagen kann, das kann man kurz sagen!“ unbedingt beizupflichten. Was dabei jedoch jeweils unter „kurz“ zu verstehen ist, das hängt davon ab, wie undifferenziert oder hingegen wie differenziert der Gegenstand des Aussagens ist. Und da wir in Bälde hier rausbeordert werden, muss ich mich jetzt zwangsläufig *so* kurz halten, dass dies Missverstehen keinesfalls ausschließt. Gut. Also:

In diesem Text ist die Gestalt der Chiara –wer immer sie seinerzeit gewesen sein mag, und welchen Namen sie seinerzeit tatsächlich trug– mit *mehr* als *einer* Person interpretierbar, und dies –wie gesagt– ganz unabhängig davon, welche Person Herr Essler dabei im Auge hatte, oder ob er dabei wirklich jemanden gemeint hat. Denn so, wie er sie darstellt, gab und gibt es viele Personen, die ... “

„Wirklich? Die am 27ten April 1980, bekleidet mit schwarzem Rock und weißer Bluse, ... “

„Ja, das ist die unumgängliche Ungenauigkeit einer zu kurzen Beschreibung dieses Vorgehens. Denn natürlich ist dabei von den Einzelheiten –wie beispielsweise in ihrer jeweiligen Bekleidung und von sonstigem, das auch für Platon's Schilderung der Diotima unerheblich gewesen ist, abzusehen. Es kommt auf die Grundzüge der Darstellung der betreffenden Person an.

Was das heißt, das ist allgemein wohl kaum zu beschreiben, in den einzelnen Anwendungsfällen jedoch dem verständigen Interpreten zu meist fehlerfrei einsichtig.

Dieser Grundzug, in der er sie darstellt, wird von mehreren Personen in naher und ferner Vergangenheit erfüllt: von Personen, deren

Grundzüge man von eben diesem Standpunkt aus ermittelt, von dem aus die mit „Chiara“ benannte Gestalt beschrieben worden ist. Und in eben diesem Sinn kann man daher in der *Chiara* die *Diotima* sehen, sozusagen: Würde die Diotima jetzt in eben dieser Situation, die in diesem Text dargestellt wird, leben und weilen, dann würde sie sich –und auch dies natürlich nicht in allen marginalen Einzelheiten– ungefähr so verhalten, wie sich, dem Text gemäß, in dieser darin beschriebenen Lage die Chiara fühlt, denkt, redet und handelt.“

„Dann könnte man sie, wenn man vom erotischen Klimmbimm absieht, auch als durch Meister Eckhart und Franz von Assisi beschrieben sehen!“

„Selbst dies ist nicht von vornherein auszuschließen. Ich müsste mir dann nur die von diesen Personen uns noch erhaltenen –zutreffenden oder unzutreffenden– Beschreibungen anschauen und versuchen, daraus zu ermitteln, ob und wie sie die in ihnen dann und wann aufgekeimten Erregungen jeweils im Griff gehabt haben, oder hingegen, ob sie von diesen in den Griff genommen worden sind. Letzteres ist es ja doch, worin der Grundzug der Beschreibung der Chiara besteht, wie ausreichend oder wie mangelhaft das in dem uns vorliegenden Text erfolgt sein mag; aber das zu besprechen, das wäre jetzt, da wir in Zeitnot sind, ein unnötiges Seitenthema.“

„Vielleicht werden Sie nun sogar noch ausführen, dass die Diotima als Clara wiedergeboren worden ist, oder auch als Marguerite, oder ... “

„ ... oder als wer auch immer: Die Weiterentwicklung ihres Geistes –ihres Bewusstseins und der mit diesem sich unentwegt und pausenlos weiterentwickelnden Bewusstsein einhergehenden jeweiligen Geisteskräfte können sich durchaus in dieser oder jener Frau oder auch in diesem oder jenem Mann neu verkörpert haben! In diesem uns hier vorliegenden Text wird beschrieben, wie sich der Strom ihres Geistes in einer Frau verkörpert *hat* oder jedenfalls verkörpert haben *könnte*. So können Sie es in einem Gespräch zur Philosophie des Geistes formulieren. in einem literaturwissenschaftlichen Gespräch ist dann die vorige Formulierung vorzuziehen.

Ich bleibe somit dabei: Der Unterschied, ob der Interpret annimmt, der ihm vorliegende Text beschreibe die Sicht des Autors, *bestimmte* Menschen mit bestimmten Eigenschaften betreffend, oder hingegen, ob er annimmt, dieser Text handle zwar *nicht* von *bestimmten* Menschen, wohl aber von den betreffenden Eigenschaften, die hier eher allgemein dargestellt werden –in der Sprache der Logik gesagt: an einem fest aber beliebig vorgegebenen Beispiel mit diesen Eigenschaften beschrieben, genauer gesagt: unter Verwendung eines fest vorgegebenen Namens,

den man mit Bezug auf diese Eigenschaften ansonsten ganz beliebig interpretieren kann-, der ist nicht allzu gravierend. Gravierender ist eher der Unterschied zu einem Text, in dem die Personen real sind –was, sprachphilosophisch heißt: in dem die Eigennamen nur eine einzige Interpretation zulassen, wie etwa die Namen „Sokrates“ und „Xanthippe“– und dabei die Beschreibung der Personen unreal ist –was dann heißt: dass sie Märchen sind, so verfasst entweder aus Fehlwissen oder aus bloßer Fabulierlust oder aber aus Böswilligkeit–: Da wir’s für den Interpreten zumeist heikler.“

„Kann es sein,“ mischte ich mich nun ungebeten in diese lebhaft und inhaltsreiche Unterhaltung ein, „dass ich als Autor dieses von Euch hier behandelten Textes etwa die Hypatia von Alexandrien im Auge hatte, die letzte Leiterin der dortigen zweiten Bibliothek, dieser von Marc Anton in Pergamon requirierte und aus Liebe zur Kleopatra ihr dann geschenkten Bibliothek? Zu vernachlässigen ist dann allerdings der Umstand, dass und wie die vom Sankt Kyrillos aufgehetzten Christen sie zunächst auf qualvollste Art getötet und dann –Caesar’s Beispiel bei der ersten Bibliothek nachahmend– auch diese zweite Bibliothek den Flammen übergeben haben, und damit auch ihre dort aufbewahrten Schriften, sodass die Werke ihres Geistes bei uns keine Spuren hinterlassen haben?“

„Keine?“: Erstaunt sah mir Margot da eindringlich in die Augen. „Das weiß ich nicht so genau: Ja, keine, die wir anhand der uns gegenwärtig zur Verfügung stehenden Berichte auswerten können. Aber ich hege die Vermutung, dass andere Mitglieder der Bibliothek ihre Werke gekannt und deren Inhalte weitergereicht haben, wohl nicht schriftlich, sondern nur mündlich, und daher größeren Veränderungen unterliegend als das Schriftliche, bei dem sich zwar die Schriftzeichen nicht ändern, wohl aber der dabei schriftlich zumeist nicht vollständig und nicht eindeutig mitgegebene Sinn von ihnen.

Ja, Alles in der Zeit verändert sich unentwegt; und was ist die Zeit schließlich den anderes als dieses Gewoge an Veränderungen?!“

„Nun kommt’s endlich aus Ihnen heraus!“, polterte da mein Kollege los. „Nun werden sie metaphysisch! Ich hab’s ja gewusst!“

„Dann lassen Sie mich auch wirklich ganz metaphysisch sein, getreu Wilhelm Busch:

„Ist erst der gute Ruf verflossen,
so lebt sich’s gänzlich unverdrossen!“

Ja, vielleicht sind unsere Handlungen mit Wellen vergleichbar; diese werden zwar mit der Zeit immer schwächer und unausgeprägter; aber ihre Wirkung verschwindet zwar vor unseren stumpfen Augen und an

unseren gleichfalls stumpfen Messgeräten, jedoch nicht im Weltall. Und irgendwann wird sich irgendwo wieder einmal ein feinsinniges Auge oder ein präzises Messgerät finden, das sie noch registriert, und das ihren Inhalt verstärkt und weiterreicht, quasi als neue Welle erstellt.“

„Und wie verträgt sich das mit der Wiedergeburt, an die Sie ja doch offenbar zu glauben scheinen?“

„Das hängt“, griff jetzt mein Assistent wieder in das Gespräch ein, „davon ab, was Sie unter dem Ausdruck „Wiedergeburt“ verstehen und wie Sie ihn gebrauchen, und ob sich das wenigstens annähernd mit der Art deckt, in der ihn die Margot versteht und gebraucht. Für Sie ist es ein Reizwort; ich selber aber lass mich durch Wörter nicht in die Flucht jagen, weder in die Flucht nach hinten noch in die Flucht nach vorne.“

Richtiger wär's auf jeden Fall, wenn wir uns die jeweiligen Grundannahmen von der Welt –mit Kant gesagt: diese einzelnen métaphysischen Anfangsgründe der Welt, mit der sich unsereins seine Welt als sein Weltbild erstellt, dieses Ordnungsgeflecht, in das wir unsere Beobachtungen und das uns Mitgeteilte einfügen– genauer ansehen und mit einander vergleichen, um nicht schräg an einander vorbeizureden.“

„Lassen wir doch“, griff nun die Ulli, sich an meinen tief durchatmenden Kollegen wendend, auf dessen Schulter seine Frau nun ihre Hand gelegt hatte, wieder in das längst nachmittägliche Gespräch ein, „dieses Reizwort „Wiedergeburt“ aus dem Spiel; diese lenkt doch von der Frage ab, ob Essler's kleines Werk zur erotischen oder – wie ich meine – zur philosophischen Literatur gehört. Natürlich hüllt er sich, diese Frage betreffend, im Text selber in Schweigen; und auch uns hat er sich hierzu in keiner Weise irgendwie geäußert. Allerdings haben wir ihn bis dato auch nicht danach gefragt; denn ganz selbstverständlich sind wir davon ausgegangen, dass es sich dabei auf gar keinen Fall um erotische Literatur handelt.“

Hinsichtlich der Frage, was da nun fiktiv sei, ist die Antwort bezüglich seines Sokrates-Aufsatzes eindeutig: Dieser Text ist fiktiv, und das durch und durch, und nicht nur er selber, sondern auch der ihm vorangestellte Meta-Text. Allerdings weiß ich nicht genau, ob er nicht doch irgendwann einmal Griechenland –und sei's nur von der Westküste der Türkei aus mit einem Boot ein dortiges Inselchen– aufgesucht hat ... “

„Er war nie in Griechenland!“ unterbrach sie mein Assistent da mit fester Stimme. „Genauer gesagt: Er hat nie griechischen Boden betreten; das weiß ich von ihm! Zwar ist er schon einmal auf Rhodos gewesen, jedoch im Innenraum eines Flugzeugs, das dort zum Zweck des Auftankens zwischengelandet ist. Aber keiner der Passagiere hat dabei diesen Innenraum verlassen dürfen, und er selber daher ebenfalls nicht.“

Ja, er hätte schon gern einmal die Orte des Ursprungs des europäischen Philosophierens aufgesucht; so hab' ich die neulich aus ihm herausgehört, als er mir mit verhangenen Augen und trauriger Stimme berichtet hat, wie er sich die damaligen Orte an der Ostseite der Ägäis vorstellt.“

„Und die Kernstücke seines Bologna-Aufsatzes –ich meine: dieses Paar von Liebesgeschichten–, ist dieses nun fiktiv, oder ist es real?“

„Was es *ist*, das weiß ich nicht.“ So nahm jetzt die Ulli den Faden des Gesprächs wieder auf. „Ich weiß nur, was es *für mich ist*, wie dieses sich, von meinem Gesichtspunkt aus betrachtet, mir zeigt. Aber für mich ist sie nicht die Haupthandlung; für mich dient sie der anderen Handlung quasi als Spiegel, um darin vorab die Chiara zu erkennen, für ihr erscheinen vorbereitet zu sein, *da* bereits den Blick *für sie* erstellt zu haben. Und ob die Chiara eine Fiktion oder hingegen eine Realität ist, hm, na ja, das zu entscheiden, das ist erneut eine Frage des Standorts. Aber es hat keinen Sinn, ihn jetzt hier danach zu fragen; denn er wird ausweichend antworten, jedenfalls so, dass wir nach seiner Antwort so schlau sind wie zuvor. Stimmt's?“, wandte sie sich an mich, mich solcherart ungefragt doch noch irgendwie in das Gespräch einbeziehend. „Wer ist denn diese Chiara? Mit welcher Frau ist sie identisch?“, Sie sah mich bedeutungsschwanger an; und ich brachte kein richtiges Wort heraus; und neuer Schweiß durchtränkte rasch mein Unterhemd.

„Also hören Sie! Jetzt wird's lächerlich!“. Sein hoch erhobener Zeigefinger korrespondierte mit der Wucht seiner Stimme. „Vielleicht seid ihr dann für Euch selber nicht real, sondern nur fiktiv. Für mich aber seid Ihr real. Und *ich* bin *nicht nur für mich* real, sondern *real*, schlicht und einfach *real*. Und auch der Willy ist real, ob er nun für den einen von Euch real und für den anderen von Euch fiktiv ist, oder ob Ihr jetzt noch ganz andere Ausflüchte –Ausflüchte, die so spät am Abend nach mehrerer Gläser voll real-köstlichen Weins für mich nicht mehr ganz nachvoll-ziehbar sind, und vielleicht auch für andere von Euch, jedenfalls für solche, die wie ich real sind– langatmig vortragt!“

Und nach mehrmaligem Luftholen fuhr er, nun zunehmend ruhiger werdend, so fort:

„Und auch diese Diskussion hier, wie kreuz und quer sie auch gegangen sein mag, ist real. Ob allerdings das, was der Willy nach seiner Heimkehr in seine Dachwohnung beim Wiedergeben derselben daraus machen wird, ob das dann auch noch real oder hingegen fiktiv ist, das wird sich erst danach zeigen. Und dann bin ich gespannt, was daraus wird, wie auch, was Ihr dann daraus –aus dem vor allem, was nicht darin enthalten ist– herauszuholen Euch bemühen werdet!“

›Ein guter und ausführbarer Gedanke!‹, dachte ich mir. ›Noch heute Nacht werd' ich daheim eine Grobfassung dieses Gesprächs als Unterlage für dessen Ausfeilung niederschreiben! –

Aber warum hat mein lieber Kollege, dem ich meine Berufung nach Frankfurt verdanke, jetzt auf einmal so ruhig geredet, so, als sei dies nun das Schlusswort, der Abschluss des Gesprächs?‹

Dem starken Bedürfnis, meine Augen der Zimmertür zuzuwenden, gab ich augenblicklich nach. Und dort nahm ich dann im Türrahmen zwei Männer vom Pedell-Amt der Universität wahr; diese hatten uns sicherlich schon minutenlang zugehört; und sie waren, wohl, um uns nicht gleich zu stören, dort zunächst regungslos stehen geblieben.

„Wir sollen jetzt wohl dieses Zimmer und dann das Gebäude verlassen?“, fragte ich sie; sie aber antworteten mir nicht auf diese begriffsstützige Frage, sondern blieben –wie angewurzelt– im Türrahmen stehen.

„Wir müssen jetzt, glaub' ich, gehen!“, erklärte ich der Runde, wiewohl es dieser Erklärung wahrlich nicht bedurfte; denn diese beiden Standbilder sprachen für sich.

Und somit kam –nach wenigen Sekunden der Lähmung– Aufbruchstimmung auf; und dieser wie auch jener setzte sich bereits in Richtung Tür in Bewegung.

„Lassen Sie mich noch das eine sagen!“, rief Margot uns, die wir uns erst in Bewegung setzen wollten, noch zu; und sie sah dabei weder meinen Kollegen noch meinen Assistenten an, sondern richtete ihre Augen ausgerechnet auf mich. „Die Diotima lebt! Wirklich, sie lebt! Die Chiara hatte ganz recht, als sie dies sagte. Denn die Diotima hat in der Hypatia gelebt sowie in der Clara und in der Marguerite; sie lebt auch in Bulgakow's Margarita; und sie lebt in der von Ihnen gestalteten Renata; und sie lebt schließlich in Ihrer Chiara, und zwar nicht nur als das, was die Chiara an Vorstellungen von der Diotima hat, sondern auch und noch viel mehr *in* der Chiara *als* Chiara!

Bewerten Sie jetzt *nicht* die *eine* Person als *real* und die andere als *fiktiv*; denn der Unterschied zwischen Real und Fiktiv liegt nicht in der Beschreibung des Textes, sondern in unserer jeweiligen Deutung dieser Beschreibung; und er ist somit nicht unabhängig von unseren jeweiligen Deutungen zu bestimmen. Aber auch innerhalb einer solchen Deutung ist er ganz bestimmt nicht leichter zu erfassen wie etwa der zwischen Wirklichkeit und Traum, Ihrer Erkenntnislehre nach jedenfalls. Und daher seh' ich hier den meta-philosophischen Standpunkt, da, wo keine Lösungen vorhanden sind, auch keine solchen anzubieten, keinesfalls als ein Manko des Philosophierens an.

Aber bilden Sie sich nun bloß nicht ein, Sie seien ein Sokrates, eine Wieder-Verkörperung jenes in Athen hingerichteten Sokrates! Bereits die Ich-Person des Bologna-Textes ist dies nicht. Sie selber jedoch sind weit davon entfernt dies zu sein, sei es einer nach meinem Bild vom Sokrates oder sei es einer nach Ihrer Sicht von ihm.

Aber Sie haben mit der Chiara auch die Diotima beschrieben, nämlich: die Diotima einer bestimmten Zeit, nahezu der Gegenwart; und dies versucht und getan zu haben, das war und ist und bleibt wichtig!“

„Hm, ja, gut; ich weiß nicht. Ich meine halt ...“

Aber es hilft nichts: Ich glaube, wir können die Dinge jetzt ja nicht mehr weiter besprechen. Denn die Herren, die dort stehen und auf unser Gehen warten, wollen den Raum und danach auch das Gebäude für den Rest der Nacht abschließen. Und unsere Gesprächs-Runde löst sich ja jetzt ohnehin auf.

Also dann: Bis heute Morgen irgendwann!“

Beim Verlassen des Zimmers und danach des Hauses verabschiedete ich mich noch von allen, die sich mir da zuwandten.

Die Gesprächs-Runde war bereits beim Verlassen des Zimmers in mehrere kleinere Gruppen zerfallen; jener Gruppe, der ich angehörte, gehörte nur ich an.



Meine Eltern
Franz Essler (1899-1975) und Anna Essler geb. Schnörch (1900-1978)

Nachwort

Sowie man im südostdeutschen Sprachraum im allgemeinen und im Dreieck Wien–Prag–München im besonderen einem Menschen mit Witz einen ihm zu erzählenden Witz vorab erklärt, raubt man diesem Witz seinen Witz, raubt diesem seine Pointe, enthauptet ihn. Ganz in diesem Sinn hab' ich daher zu befürchten, dass die nachfolgenden Hinweise die drei vorangehenden Geschichten enthaupten.

Nun hat sich aber in den vergangenen Jahrzehnten leider gezeigt, dass hierzulande selbst in der Kölner Bucht sowie im südostdeutschen Sprachraum das Verstehen –und mit diesem das Erzählen– von Spritzigem und Geistvollem ein progressives Decrescendo erleidet. Daher seh' ich mich veranlasst, diesem und jenem mir nicht bekannten Leser zuliebe diesen drei *vorangegangenen* Geschichten nun ein paar Hinweise *nachfolgen* zu lassen. Jenen Leserinnen und Lesern von *Old Europe* hingegen, die derartiger Hinweise *nicht* bedürfen, bitt' ich inständig, vom Ende dieses Satzes ab dieses Nachwort nicht mehr weiter zu lesen.

Keine dieser drei vorangehenden Erzählungen hab' ich –anders als dieses Nachwort!– mit meinem Namen unterschrieben. Daher tut der aufmerksame Leser Recht daran, davon auszugehen, dass darin einige Ausdrücke –wie vor allem das Wort „ich“– nicht notgedrungen jene Person benennt, die dieses Nachwort unterschreibt:

(1) Dass in der ersten Erzählung –von der Einleitung ohnehin abgesehen– sich irgendwo irgendwie eine Ich-Person versteckt, das dürfte einem Leser mit geschärftem Sehsinn nicht entgehen.

(2) Dass in der zweiten Erzählung eine Ich-Person ganz unverhüllt erscheint und den Namen „ich“ trägt, das liegt auf der Hand; dass aber mit diesem Ausdruck „ich“ *ich* gemeint sein soll, das könnt' etwas zu kurz geschlossen sein.

(3) Dass in der dritten Erzählung die darin aufgeführte Ich-Person zudem auch noch meinen Namen trägt, das ist so offensichtlich wie, dass in Platon's Dialogen aus seiner mittleren Schaffenszeit eine erfundene Figur mit „Sokrates“ bezeichnet wird, demnach mit dem Namen des geschichtlichen Sokrates.

Sehen und erkennen wird der aufmerksame Leser jedoch spätestens beim zweiten Durchblättern der vorangehenden Seiten, dass diese drei Ich-Personen erhebliche psychische Unterschiede aufweisen, und

dass sie daher auf gar keinen Fall für den gleichen Menschen stehen können, und somit auch nicht für den Unterzeichner dieses Nachworts.

Dass ich selber –dieser Unterzeichner, und mit ihm der Erzähler– in *sämtlichen* Gestalten, die in diesen Erzählungen erscheinen, jeweils *irgendwie* enthalten bin, das bedarf wohl keiner ausführlichen Begründung: So, wie ein Schauspieler dann, wenn er seine Rolle überzeugend darstellen will, für die Zeit dieser Aufführung sich in eben diese Rolle nach besten Kräften hineinversetzt, so hab' *ich* mich beim Verfassen dieser drei Erzählungen in *jede* dieser darin erscheinenden Gestalten nach bestem Vermögen hineinversetzt: dies *nicht nur* in die jeweilige Ich-Person, aber natürlich *auch* in diese.

Diese drei Erzählungen beschreiben also, innerlich gesehen, durchgehend Wirkliches, und sind, äußerlich gesehen, dennoch – von marginalen Ausnahmen abgesehen– auf der ganzen Linie Erdachtes.

Die erste Erzählung ist quasi meine nachgeholte Replique sowohl auf Platon's Serie von fehlerhaften Argumenten als auch auf seine Versuche, seinen problematischen Charakter mit philosophischen Argumenten zu rechtfertigen.

In dieser Erzählung würd' ich bei einer gänzlichen Neufassung noch klarer, als dies eigentlich bereits erfolgt ist, herausstellen, dass es mir auch damals bereits *nicht* um die Frage: *Heterosexualität versus Homosexualität* gegangen ist, sondern um die Frage: *Sexualität unter Erwachsenen versus Sexualität mit Minderjährigen*. Dies jetzt bei der Neufassung im Text ausdrücklich zu thematisieren, das hätte umfangreichen Neu-Formulierungen der dort erfolgten Dialog-Struktur erfordert, zu denen ich mich gegenwärtig nicht in der Lage sehe. Daher möge der geneigte Leser dieser Erzählung sie bitte unbedingt unter Berücksichtigung des soeben erfolgten Hinweises lesen und verstehen!

Die zweite Erzählung besteht –wie der aufmerksame Leser zweifellos geahnt hat– neben einer offensichtlichen Darstellung meiner früheren Sicht von gelebtem Philosophieren in einer versteckten Darstellung jener Sicht des Tibetischen Buddhismus einer Karma-Kagyü-Schule, die ich vor drei Jahrzehnten bei meinem Vertraut-Werden mit dieser Schule entwickelt und mir anzueignen versucht hatte. Dass jene Sicht –bedingt insbesondere durch zwischenzeitlich erhaltene umfangreichere und genauere Beschreibungen der auf Buddha Schakyamuni zurückgehenden Weisheitslehren der Gelug-Schule von Gesche Tandim Rabten– nicht mehr völlig deckungsgleich mit meiner gegenwärtigen Sicht dieser Lebenseinstellung –dieses gelebten Philosophierens– ist, wird wohl niemanden, der gemäß Heraklit von der durchgehenden Veränderlichkeit von Allem und Jedem überzeugt ist, sehr überraschen.

Auch einige mehr am Rand angesiedelte Teile dieser zweiten Erzählung würd' ich, meinem jetzigen Kenntnisstand entsprechend, deutlich anders gestalten. Dies betrifft insbesondere die beiden folgenden Stellen:

(a) Den Gebrüdern Grimm ist der Vorwurf nicht zu ersparen, dass sie in den Psychen der Kinder Mitteleuropas den –zu ihrer Zeit eigentlich bereits überwundenen– Hexen-Glauben und die damit einhergehenden –weil vom Christentum erzeugten– Hexen-Ängste haben aufrechterhalten wollen. Zu sehen ist dies insbesondere an der Schnulze „Hänsel und Gretel“. Diese ist vermutlich durch Umgestaltung der folgenden geschichtlich bezeugten Begebenheit entstanden: Eine allein stehende ältere Frau aus der Gegend von Gellnhausen, die bei einem Dorfausgang nahe am Wald eine Hütte bewohnte, hatte in ihrer Jugend in einem nahegelegenen Kloster als Küchen-Gehilfin das Backen erlernt; und nun verdiente sie sich durch das Backen und Verkaufen von –mit Nüssen und mit Spessart-Kräutern gewürzten– Lebkuchen ihren Lebensunterhalt. Vor allem in Nürnberg fand ihre Ware bei den Handwerkern und Handelsleuten reißenden Absatz. Ein in Nürnberg beheimatete Bäcker-Ehepaar Johann und Margarete suchte sie daher eines Tages auf, um von dieser –nicht von einem Ehemann beschützten– Frau ihr Back-Geheimnis zu erhalten, sei's durch gutes Zureden oder sei's durch Androhung von Gewalt. Da diese nunmehr ältere Frau nicht klein beigab, verleumdete sie diese als Hexe. Es kam zur Inquisition, höchstwahrscheinlich einschließlich *intensive questioning*, der gegenwärtigen Version der damaligen *hochnotpeinlichen Befragung*. Nicht auszuschließen ist, dass sodann jedoch die Insassen jenes Klosters für sie ein Wort einlegten. Jedenfalls wurde sie von den Inquisitions-Richtern zwar von der Anklage freigesprochen; aber vom leichtgläubigen und biederen Landvolk war ihr während der Wochen ihrer Einkerkering längst der Stempel „Hexe“ aufgedrückt worden. So hat es dann kommen können, dass besagtes Ehepaar Johann und Margarete erneut bei ihr in ihrer Hütte erschien zu dem Zweck, ihr nun im Verlauf einer eigenen hochnotpeinlichen Befragung das Rezept herauszuquetschen; und ihre Vorgehensweise war offenkundig wirkungsvoller als die der Inquisition. Jedenfalls ließen sie zum Zweck der Spuren-Verwischung zum Abschied diese Hütte samt der von ihr befragten Frau in Flammen aufgehen und kehrten unbehelligt mit diesem Rezept nach Nürnberg zurück. Es darf davon ausgegangen werden, dass sie vor dem Brandstiften noch das vorgefundene Gebäck nach außen und sodann nach Nürnberg gebracht haben. Geblieben ist von jener ermordeten älteren Frau nur noch diese eine Spur, nämlich: die *Nürnberger Lebkuchen*.

(b) Mich hatte seinerzeit –als der damalige Turiner Erzbischof es erlaubte und anordnete, an dem in Turin aufbewahrten Grabtuch an dessen Rändern Stücke abzuschneiden zu dem Zweck, sodann durch drei von einander unabhängige Institute eine radiokarbone Altersbestimmung dieses Tuchs herbeizuführen– sehr überrascht, mit wieviel Scherz und Fröhlichkeit er dieser so erfolgten Beschädigung jener Reliquie zugestimmt und zudem auch zugeschaut hat. Vor wenigen Jahren hat mich nun aber diese Information erreicht: Dieses –durch die Tempeler im Orient erbeutete– Grabtuch konnte in der Provence in der Zeit der Templer-Verfolgungen gerade noch aus einer in Brand gesteckten Kapelle –wohl: einem Berg-Heiligtum der zu dieser Zeit bereits stark dezimierten Tempel-Ritter– gerettet werden; an den Rändern war es jedoch teilweise bereits gänzlich verkohlt. Daraufhin haben Nonnen diese vernichteten Stellen in mühsamer und sorgfältiger und hingebungsvoller Webarbeit erneuert, dies allerdings nicht gemäß der antiken Webart, sondern gemäß der von ihnen seit jeher durchgeführten; dieser feine Unterschied ist mit bloßem Auge kaum, mit dem Mikroskop jedoch gut zu erkennen. Jener lustige und gewitzte Erzbischof hat aber die ahnungslosen Experimentalphysiker genau von dem im Mittelalter erneuerten Randstück Teile abschneiden lassen; allerdings hat dabei das Schweizer Institut ein paar Zentimeter von antiken Stoffteil dazu erwischt und ist –in der Mischung von beiden Stoffarten– dann zu einer geringfügig älteren Bestimmung des Alters jenes Randstücks gelangt als die beiden anderen Institute. Auf diese Weise ist die Reliquie dabei selber –nahezu– unversehrt erhalten geblieben; und der Erzbischof hat sich ins Fäustchen lachen können, weil ihm die Wissenschaftler mit diesem billigen Trick voll auf den Leim gegangen sind.

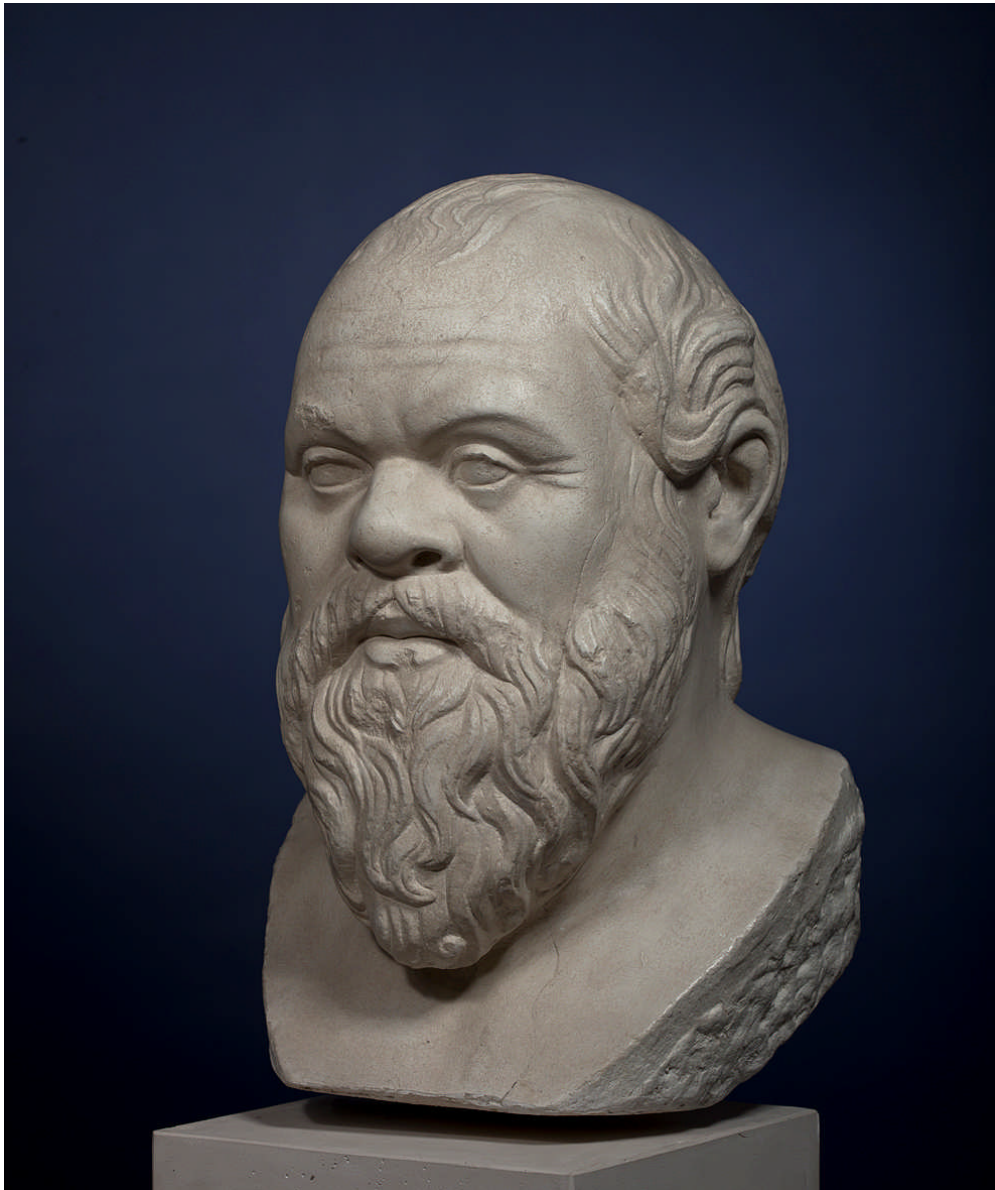
Wiewohl daher solche Stellen in den beiden ersten Erzählungen eigentlich gänzlich neu zu fassen wären, hab' ich darin lediglich marginale –hauptsächlich stilistische sowie inhaltlich abrundende– Veränderungen vorgenommen; denn es ist für mich nicht abzusehen, welche Serie von dann erforderlichen Nachfolge-Veränderungen diese nach sich ziehen würden.

So stell' ich nun eben –nach einem über drei Jahrzehnte langem Zögern– diese drei Erzählungen in einer zweiten –und dabei da und dort verbesserten und dadurch eben auch veränderten– Auflage einer mir diesmal nicht bekannten Leserschaft vor.

Sollt' ich damit wenigstens einer geneigten Leserin oder einem geneigten Leser ein heiteres Wochenende bereiten, so ist der Zweck dieser Veröffentlichung bereits gänzlich erfüllt. Sollt' es jedoch keine solche Leserin wie auch keinen solchen Leser geben, so hat die nunmehr

erfolgte genaue Durchsicht und Abrundung dieser –vor über einer Generation erstellten– dreiteiligen Schrift zumindest mir selber Spaß gemacht.

*Frankfurt am Main, 30ter Oktober 2014
Wilhelm K. Essler*



Sokrates von Alopeke
(469-399)

Und dies ist –nach hunderten von Wiedergeburten– der Mann, der nun – ohne Aufwand zu betreiben und ohne sich erkennen geben zu wollen– als die geistige Kontinuität jenes alt-griechischen Großen Weisen zu erachten ist:



im September 2014

Er nennt sich jetzt: „Paco“, ausführlicher: „Francisco Martínez Ochoa“; und er betreibt die urige kleine Gaststätte „Las Palmeras“ an der Cala Mencia bei Porto Cristo, einem Vorort von Manacor, auf Mallorca; denn es zieht ihn stets zu den früheren Wohnsitzen der – seinerzeit auch doch auch auf den Balearen gesiedelt-habenden– Griechen zurück. Und dies ist seine Unterschrift:

A close-up photograph of a handwritten signature in blue ink on a white background. The signature is highly stylized and cursive, appearing to read 'Francisco Martínez Ochoa'.